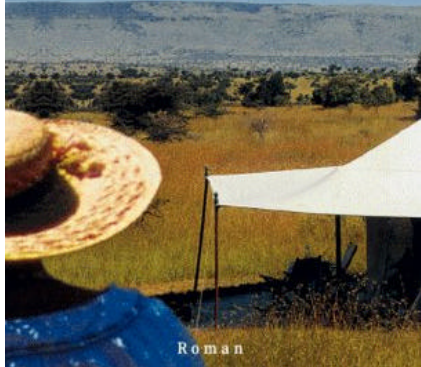


<p>Knaur</p> <p>Dorothy Gilman</p> <hr/> <p>Mrs. Pollifax und der Herr der Löwen</p>  <p>Roman</p>	<p>Dorothy Gilman</p> <p><i>Mrs. Pollifax Band 12</i></p> <p>Mrs. Pollifax und der Herr der Löwen</p> <p>scanned by Ute77 corrected by AnyBody</p>
<p>Auf einen verzweifelten SOS-Ruf hin fliegt die junge Kadi Hopkirk nach Afrika, wo ihr Kindheitsfreund Sammat zum König gekrönt werden soll. Mrs. Pollifax sorgt sich um die Sicherheit des jungen Mädchens und begibt sich kurzerhand mit auf die Reise. Eine gefährliche Idee, denn Sammat ist von mächtigen Feinden umgeben: Er wird als Hexer gebrandmarkt und für eine Mordserie verantwortlich gemacht, deren Opfer aussehen wie von Löwen zerrissen. Leider gibt es keine Löwen in Ugangiba...</p>	

ISBN 3-426-60785-9

Originalausgabe Mrs. Pollifax and the Lion Killer
Aus dem Amerikanischen von Lore Straßl
2000 Droemersch Verlagsgesellschaft Th. Knaur Nachf.
Umschlaggestaltung: Agentur Zero, München

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

Über die Autorin:

Dorothy Gilman hat bereits zahlreiche Romane veröffentlicht, die sich um die unvergleichliche Mrs. Pollifax drehen. Sie lebt abwechselnd in Westport, Connecticut, und Albuquerque, New Mexico.

»Kadi darf nicht allein dorthin reisen. Auf gar keinen Fall!« sagte Cyrus eindringlich. »Es könnte gefährlich für sie werden, das wissen wir beide!«

Mrs. Pollifax blickte ihren Mann an. Er saß neben ihr auf der Couch und hatte sein linkes, geschientes und in Gips verpacktes Bein auf einem Hocker ausgestreckt. Sie wußte nicht, ob sie lachen oder weinen sollte. »Cyrus, ich kann dich nicht allein lassen und mit Kadi fliegen. Du kriegst deinen Gips erst in elf Tagen ab«, erinnerte sie ihn. »Du brauchst Hilfe mit deinen Krücken, du kannst nicht Auto fahren, du kannst dir nichts kochen und auch nicht einkaufen gehen...«

»Sie darf nicht allein dorthin reisen«, wiederholte er entschieden. »Ganz egal, wie die Hilferufe von Ubangiba und dem jungen Sammat gewesen sind.«

Mrs. Pollifax seufzte. »Und, was sollen wir tun? Wir haben das Mädchen schon fast so gut wie adoptiert - oder hat sie uns adoptiert?« Sie lächelte. »Sie verbringt jedes Wochenende mit uns, wenn sie nicht gerade etwas für die Kunstakademie machen muß. Es ist beinahe, als gehörte sie zur Familie. Natürlich fühle ich mich verantwortlich für sie, aber wer könnte sie begleiten? «

»Kadi ist das reinste Quecksilber.« Cyrus schüttelte den Kopf. »Unternehmungslustig. Neugierig. Wir dürfen nicht zulassen, daß ihr was passiert! Diese drei Männer...«

Er beendete den Satz nicht, aber das war auch nicht nötig. Mrs. Pollifax hatte Kadi Hopkirk vor acht Monaten in einem Schrank kennengelernt - o ja, wirklich, das ist keinesfalls als Metapher zu verstehen.* Danach hatten die beiden eine sehr ungewöhnliche und ereignisreiche Woche miteinander verbracht, mit dem Nachspiel, daß Carstairs von der CIA sie

* Siehe Jagd auf Mrs. Pollifax von Dorothy Gilman, Knaur Tb

nach Afrika ins Land Ubangiba verfrachtete. Mrs. Pollifax hatte angenommen, ihre Freundschaft würde enden, sobald sie und Kadi sich getrennt hatten, zu ihrer Freude hatte sie da aber erst richtig begonnen.

Sie hatten gewußt, daß Kadi Waise war - und weshalb -, sie waren jedoch nicht auf die Alpträume vorbereitet gewesen, von denen sie so manches Wochenende, das Kadi bei ihnen verbrachte, aus tiefem Schlaf gerissen wurden. Dem Wimmern, mit denen sie gewöhnlich begannen, folgten panische Entsetzensschreie. Kadi hatte nie darüber sprechen wollen oder auch nicht sprechen können, was sie an jenem Tag gesehen hatte, als ihre Eltern während eines Putsches in Ubangiba in ihrer eigenen Missionsstation hingerichtet worden waren. Doch im Laufe der Monate und wegen dieser unruhigen Nächte war es Mrs. Pollifax und Cyrus allmählich gelungen, Kadi ein paar Einzelheiten zu entlocken. Es waren drei Männer gewesen, hatte Kadi gesagt, widerstrebend, da die Erinnerung zu qualvoll für sie war. Sie war mit einem Beutel Salz, einer Kostbarkeit, zu Fuß zur Klinik ihres Vaters zurückgekehrt, als sie laute Stimmen und Schüsse gehört hatte und den fassungslosen Aufschrei der Krankenpflegerin des Missionshospitals ihres Vaters. Sie war hinter einigen Büschen am Rand des Klinikkomplexes in Deckung gegangen, um festzustellen, was los war und weshalb Rakia so schrie. »Da waren drei Männer«, hatte Kadi hervorgepreßt.

Cyrus hatte gefragt: »Hat diese Schwester Rakia denn gewußt, wer diese Männer waren?«

Kadi hatte den Kopf geschüttelt. »Sie haben sie überwältigt und ihr die Augen verbunden, bevor - bevor... «

»Haben die drei Männer dich gesehen?« hatte Cyrus gefragt.

Kadi hatte nur die Schultern gezuckt und gestammelt: »Ra-Rakia und Laraba ha-haben mich sofort versteckt und noch ehe es du-dunkel wurde alle Vorbereitungen getroffen, mich außer

Landes zu schmuggeln.« Und nun hatte Kadi erklärt, daß sie auf Sammys Hilferuf hin zurückkehren müßte. Im April, bei ihrem kurzen Besuch in Ubangiba mit Carstairs, war sie dort offenbar ganz sicher gewesen. Alte Freunde hatten sie herzlich willkommen geheißen, die Reise war völlig gefahrlos verlaufen. Da sie nun aber über die Hintergründe informiert waren, hatten sowohl Mrs. Pollifax wie Cyrus sich seither gefragt, ob diese drei Männer die dem Coup folgende brutale Herrschaft von Präsident Simoko überlebt hatten, und, falls ja, was Kadi widerfahren könnte, wenn sie zurückkehrte. Würden sie befürchten, von Kadi erkannt und identifiziert zu werden, und würden sie das Mädchen vorsichtshalber für immer zum Schweigen bringen wollen?

Cyrus unterbrach Mrs. Pollifax' beunruhigte Gedanken mit den Worten: »Mrs. Lupacik!«

So in die Realität zurückgerissen, stammelte Mrs. Pollifax: »Was? Wer?«

»Mrs. Lupacik. Die hier war, als dich vergangenen Monat die Grippe so schlimm gepackt hatte.«

»Aber bist du denn ausgekommen mit ihr, Cyrus? Du darfst nicht vergessen, daß ich ein scheußliches Fieber hatte. Ich lag oben im Bett, du mußtest im Wohnzimmer auf dem Klappbett schlafen, und ich erinnere mich an so gut wie nichts.«

Cyrus seufzte. »Ein Unglück kommt eben selten allein. Mrs. Lupacik? Stark wie ein Ochse. Räumt die Sachen auf, wo ich sie nicht wiederfinden kann, aber trotzdem sympathisch. Ich komme schon zurecht mit ihr. Sie ist außerdem eine ausgebildete Krankenschwester. Kocht auch gut. Und ehrlich, Liebes, eine Erholung würde dir sehr guttun. Du hast abgenommen, bist immer noch sehr blaß und so gar nicht richtig auf dem Damm. Erst die Grippe und dann auch noch meine Pflege haben dich ganz schön mitgenommen.«

Erholung, dachte Mrs. Pollifax amüsiert - wenn Sammat sich

in Schwierigkeiten befindet und ein SOS gesandt hat, weil er Kadis Unterstützung und Hilfe braucht! Ubangiba, dieses kleine, notleidende afrikanische Land, hat mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, spann sie ihren Gedanken fort. Kadi war dort mit Sammat aufgewachsen, der, wie sie schließlich erfahren hatte, der Enkel von König Zammatt VIII. war. Als Junge hatte man ihn auf die Missionsschule von Kadis Vater gesandt, um ihn dort auf einen Collegebesuch im Ausland vorzubereiten. Damals war Ubangiba noch kein notleidendes Land gewesen. Doch nach dem Tod des Königs war es ausgeplündert, von Palastrevolutionen erschüttert und durch Greuelthaten verwüstet worden. Sammats Vater, der erste demokratisch gewählte Präsident des kleinen Landes, war einem Attentat zum Opfer gefallen. Chinjata, sein selbsternannter Nachfolger, hatte sich zum Präsidenten auf Lebenszeit gemacht und sein Bestes getan, das Land in den Bankrott zu treiben, bis er seinerseits in dem Putsch durch Simoko sein Leben einbüßte. Simoko hat danach ebenfalls als Präsident auf Lebenszeit die Macht übernommen. Während dieser Zeit hatte Simokos Regierung Sammat offenbar in die Vereinigten Staaten auf die Yale-Universität gesandt, um ihn für eine spätere Verwendung in Bereitschaft zu haben, falls es sich als zweckmäßig erweisen könnte, seine königliche Abstammung zu nutzen - oder aber seinen Tod zu arrangieren.

Tatsächlich sollte er seinen Zweck erfüllen, als im April der Präsident auf Lebenszeit Simoko einem Anschlag zum Opfer gefallen war. Doch Carstairs hatte Sammat mit Kadis und Mrs. Pollifax' Hilfe aus Yale gerettet, und während ihres gemeinsamen dreitägigen Aufenthalts in Ubangiba, kurz vor ihrer Abreise, hatten die Häuptlinge der Schambi- und der Soto-Stämme Sammat gebeten, Mfumo, Häuptling zu werden und dem ausgeplünderten Land das Herz zurückzugeben. Er mochte ja noch sehr jung sein, aber schließlich war er der Enkel ihres geliebten Königs Zammatt VIII., und er besaß den heiligen Königsring. Außerdem hatte er im Ausland so Wichtiges

studiert wie Betriebswirtschaft, afrikanische Ökonomie und andere gelehrte Dinge, von denen sie sich Wunder erhofften.

Nach allem, was sie seit April erfahren hatten, waren Sammat tatsächlich ein paar Wunder gelungen: Die Inflation war gestoppt und der Gwar auf einen Umrechnungskurs von dreißig amerikanischen Cents gebracht worden; und die Schambi- und Soto-Stämme hatten Vertreter gewählt, die eine auf den Menschenrechten und dem Humanitätsprinzip basierende Verfassung ausarbeiteten. In drei Jahren sollte es dann mit dem endgültigen Schritt zur Demokratie klappen und freie Wahlen geben. »Nur daß sie nicht alle begreifen, was eine Verfassung überhaupt bedeutet«, hatte Kadi gesagt und Cyrus eine kleine Lektion in afrikanischer Zeitgeschichte erteilt: »Die Soto sind zum größten Teil Nomaden und nur ein paar wenige sind zur Schule gegangen. Sie wurden ziemlich stiefmütterlich behandelt, deshalb sind sie auch sehr argwöhnisch. Da ist ein Dickson Simba unter den Soto, einer der wenigen, die eine Schulbildung haben, und der ist ein richtiger Unruhestifter.«

Cyrus hatte genickt. »Vom Ehrgeiz zerfressen. Solche gibt es immer.«

»Im Gegensatz zu den Soto sind die Schambi zum Großteil Stadtbewohner«, hatte Kadi weitererzählt, »Kaufleute, Anwälte, Lehrer, Händler, einige haben sogar im Ausland Hochschulen besucht. Sammat ist auch ein Schambi.«

Kadi hatte unwillkürlich gegrinst, als sie fortfuhr: »Sie haben sich schließlich darauf geeinigt - und das würde bestimmt kein Amerikaner verstehen -, mit ihren Meinungsverschiedenheiten und Problemen zu Scharma, dem ältesten Weisen, zu gehen.«

Scharma hatte schließlich entschieden, daß das Land zur Entwirrung aller Unstimmigkeiten und zur Beilegung der Streitigkeiten keinen Häuptling brauchte, sondern einen König.

»Einen König!« hatte Mrs. Pollifax erstaunt gerufen. »Sammat ein König? Er will doch nicht etwa König sein, oder?«

»Nein, natürlich nicht, aber er ist nun mal der letzte der königlichen Dynastie. Von einem König glaubt man, daß er über magische Kräfte verfügt, wissen Sie, und einem König erweist man immer die größte Ehrerbietung. Sein Wille gilt als Gesetz.«

»Er ist noch sehr jung - erst dreiundzwanzig«, hatte Mrs. Pollifax zweifelnd eingeworfen. »Aber ich nehme an, das Auftreten eines Königs ist gewichtiger als es das eines Häuptlings sein könnte.«

Cyrus hatte mit verschmitztem Zwinkern gemeint: »Ich muß gestehen, als Richter im Ruhestand interessieren mich die Techniken dieses Scharmas bei der Urteilsfindung sehr.«

»Sie werden ihn bald persönlich kennenlernen!« rief Kadi begeistert. »Die Krönung findet in einem Monat statt und wir sind alle eingeladen! Ist das nicht wundervoll?« Sie hatte sie beide angestrahlt. »Sie werden von Scharma sehr beeindruckt sein, er ist ein Mediziner ein Seher - und er dürfte inzwischen mindestens hundert Jahre alt sein! Als König Zammatt, Sammys Großvater, im Sterben lag, hat er, nebst den königlichen Wahrsagern, auch nach ihm geschickt. Scharma hat für zehn Jahre Schlimmes vorhergesehen und dem König geraten, den heiligen Siegelring zu vergraben, bis diese zehn Jahre überstanden sind. Scharma kann in die Zukunft sehen! Er ist wirklich weise.«

Um möglichen langatmigen Schilderungen von Kaurimuscheln werfenden oder in Trance versinkenden Wahrsagern zu entgehen, hatte Mrs. Pollifax rasch gesagt: »Wir werden doch nach Ubangiba fliegen, Cyrus, nicht wahr? Bis dahin wirst du den Gips abhaben und vielleicht brauchst du nicht einmal mehr Krücken.«

»Welch wundervolle Vorstellung!« Cyrus hatte das geschiente Bein voll Widerwillen bäugt. »Ich bin mir ja nicht einmal mehr sicher, ob sich tatsächlich noch ein lebendiges Bein in dieser Monstrosität befindet. Aber wenn der Arzt es zum

Leben erwecken kann, fliegen wir selbstverständlich, Liebes.«

Das war vor zehn Tagen gewesen - friedliche zehn Tage, die mit einem Anruf von Kadi aus ihrer Unterkunft, dem »Y« in Manhattan, geendet hatten.

»Wer in aller Welt...«, hatte Cyrus bei dem hartnäckigen Klingeln des Telefons gebrummt. »Wir hatten bestimmt bereits vor einer guten halben Stunde Mitternacht!«

Am anderen Ende der Leitung rief Kadi aufgeregt: »Sammy hat mich soeben angerufen, Mrs. Pollifax. Er steckt in Schwierigkeiten!«

»Was für Schwierigkeiten?« Mrs. Pollifax war noch gar nicht bereit, ihren kostbaren Schlaf zu opfern. »Gerüchte, schreckliche Gerüchte, sagt er.«

»Wer ist es denn?« knurrte Cyrus in seinem Bett.

»Gerüchte?« und leise zu ihrem Mann: »Es ist Kadi.«

»Er sagt, daß es vielleicht gar keine Krönung geben wird.« Kadis Worte überstürzten sich. »Er wird vielleicht nicht einmal ein Mfumo - ein Häuptling - bleiben können, weil jemand schreckliche Gerüchte über ihn verbreitet - verhängnisvoll nannte er sie. Und unter der Bevölkerung beginnt sich auch schon Unruhe zu verbreiten.. Du erinnerst dich doch an Joseph? Er ist jetzt Sammys Assistent. Es ist ihm nicht gelungen, etwas zu erfahren, auch den Leuten von World Aid nicht.«

»Was erfahren?«

»Wer hinter den Gerüchten steckt«, antwortete Kadi ungeduldig und jetzt erst hielt sie inne. »Hattet ihr schon geschlafen? Ich habe euch doch nicht etwa aufgeweckt?«

Mrs. Pollifax lächelte Cyrus an. »Hat sie uns aufgeweckt?«

»Ja!« brüllte Cyrus. »Frag sie, warum.«

»Oh, das tut mir leid«, entschuldigte Kadi sich ganz ernsthaft. »Ehrlich, es ist nur, daß...«

»Kadi«, sagte Mrs. Pollifax fest, »erzähl uns, klar und

deutlich, was los ist.«

Mit deutlich beherrschterer Stimme berichtete Kadi nun. »Er klang verzweifelt. Alles begann vor neun Tagen, aber er wollte es mir nicht erzählen. Er sagt, er sitzt in der Hauptstadt fest, wo niemand ihm etwas sagt, aber daß ich die Bewohner der ländlichen Regionen besser kenne und sie bestimmt mit mir reden würden, wenn ich nur kommen könnte, um herauszufinden, was dahinter steckt. Er kann plötzlich niemandem mehr trauen.«

»Aber um welche Art von Gerüchten geht es denn?« erkundigte sich Mrs. Pollifax.

»Ich weiß es nicht«, rief Kadi Tränen schluckend. »Er sagte: ›Aber da ist noch viel mehr, Kadi, viel mehr...‹. Und dann wurden wir unterbrochen. Ich muß zurück nach Ubangiba und ihm helfen. Das versteht ihr doch, oder?«

Mrs. Pollifax verstand Kadis Gefühle, keineswegs jedoch die Sache mit den Gerüchten, und es wurde offensichtlich, daß Kadi viel zu aufgewühlt war, sich klar auszudrücken. »Kadi«, sagte sie, »ich höre dich und rate dir zu zweierlei: Geh erst mal zu Bett und sieh zu, daß du schlafen kannst. Und dann ruf Sammat am Morgen an und sieh, daß er dir genau erklärt, was er mit diesen Gerüchten meint und mit diesen Worten, ›Da ist noch viel mehr, viel mehr‹, die er gesagt hat, bevor ihr unterbrochen wurdet.«

»Vielleicht wurden wir ja gar nicht wirklich unterbrochen«, meinte Kadi besorgt, vielleicht hat jemand mitgehört. Sammys Worte machen mir wirklich angst!«

»Um so mehr Grund, bis zum Morgen zu warten«, riet Mrs. Pollifax weise. »Um acht Uhr früh wird es in Ubangiba sechzehn Uhr sein.« Oder so ungefähr, dachte sie, während sie die Zeitzonen rasch im Kopf durchging. Als ihr bewußt wurde, daß schon Freitag war, fügte sie hinzu:

»Ich hole dich vom 18-Uhr-Zug ab, wie üblich, dann

unterhalten wir uns.«

Gleich nachdem sie auflegte, hatte Cyrus zum ersten Mal gesagt: »Kadi darf nicht allein dorthin reisen. Auf gar keinen Fall!«

Mrs. Pollifax blickte auf ihre Armbanduhr. »Kadis Zug kommt in zehn Minuten an, Cyrus, ich muß jetzt los.« Er nickte. »Und während du Kadi abholst, werde ich Mrs. Lupacik anrufen und sie fragen, ob sie auf eine Woche hierherziehen kann.«

»Oh, Cyrus...«

»Ja, Liebes, aber wir sind schließlich Kadis Ersatzeltern geworden und ich glaube, ihre leiblichen Eltern würden das so wollen und wären froh darüber.« Auf der Fahrt zum Bahnhof gestand sich Mrs. Pollifax ein, daß sie es normalerweise genießen würde, Kadi nach Afrika zu begleiten, aber daß Cyrus leider recht hatte: Sie war sehr geschwächt und noch rekonvaleszent von der schweren Grippe. Ich fühle mich sogar blaß, dachte sie trüb. Sie hatte es als sehr unfair empfunden, daß sie, obwohl sie sich im Herbst brav gegen Grippe hatte impfen lassen, doch von einem anderen Erreger erwischt worden war. »Wahrscheinlich das nächstjährige Virus«, hatte ihr Arzt trocken gesagt, »anders kann ich es mir nicht erklären.« Jetzt wurde ihr bewußt, wie anstrengend die Reise für sie werden würde, entschiede sie sich dazu. Die zwei langen Flüge von New York nach Paris und von dort nach Ubangiba! Andererseits war ihr auch klar, daß sie es sich nie verzeihen könnte, würde Kadi etwas zustoßen. Und gleichzeitig stellte sie sich vor, wie warm und sonnig es jetzt in Ubangiba sein mußte... Nach dem trüben und schwierigen Januar und Cyrus' Sturz auf dem Eis könnte eine Woche in der Sonne eine gute Therapie sein. Kadi wartete bereits auf dem Bahnhof, als Mrs. Pollifax ankam und fand, daß die Kleine mit jedem Wochenende ein bißchen weniger verloren aussah. Es war zwar zweifelhaft, ob sie sich je für modische Kleidung interessieren würde, das einzig Wichtige für sie waren ihre Schnitzereien und ihre Bilder, aber heute sah

sie in ihren schwarzen Strümpfen, den schwarzen Schuhen und dem beigefarbenen Trenchcoat erstaunlich schick aus. Allerdings registrierte Mrs. Pollifax auch die verwischte rote Farbe an einem Mantelärmel und die aufgerissene Naht des Aufschlags am anderen und war amüsiert. Kadi war zierlich, mit unscheinbarem aber feingeschnittenem Gesicht, von dem nur die überdurchschnittlich großen grünen Augen mit den dichten Wimpern auffielen. Ihr brünettes Haar war in Schulterlänge immer noch unfachmännisch geschnitten. Doch der Eifer, den sie ausstrahlte, war unübersehbar. Sie war anders als andere Mädchen ihres Alters, und gerade das machte sie so liebenswert. Dieses Kind hat in seinen neunzehn Jahren mehr als genug Schreckliches erlebt, dachte Mrs. Pollifax. Natürlich muß ich sie begleiten! »Wie war's in der Schule?« erkundigte sie sich, als Kadi auf den Beifahrersitz rutschte.

»Alles in Ordnung - bis Sammy nachts anrief. Wie geht es Cyrus?«

»Er langweilt sich.« Mrs. Pollifax manövrierte den Wagen aus dem Abstellplatz und fuhr Richtung Maple Lane. »Ihm hängt Lesen zum Hals heraus und mit den Seifenopern im Fernsehen geht es ihm kaum besser. Er freut sich auf deinen Besuch.«

Schüchtern fragte Kadi: »Mißfällt es ihm, daß ich mich eine oder auch zwei Wochen von der Schule dispensieren lassen möchte, um nach Ubangiba zu fliegen? Oh, Emmyreed, du verstehst es doch, nicht wahr?« Emmyreed... Diese Woche der anderen Namen und Verkleidungen im April! Kadi hatte sich sehr bemüht, sie damals in Willies Wanderrummel Emmy Reed zu rufen; und schließlich hatte sie sich einen Spaß daraus gemacht, die beiden Namen zu Emmyreed ineinanderfließen zu lassen. Aus Notsituationen herrührende Gewohnheiten ließen sich nicht so leicht austreiben und Kadi griff häufig darauf zurück.

»Wir unterhalten uns darüber, sobald wir zu Haus sind«, versprach ihr Mrs. Pollifax lächelnd. »Es gibt übrigens

Sauerbraten zum Abendessen.«

Beim Abendessen berichtete Kadi: »Ich versuchte es stundenlang, aber ich kam erst am Nachmittag zu Sammy durch. Ich sagte ihm, daß ich alles tun würde, um nach Ubangiba kommen zu können.« Ihr Gesicht war sehr ernst. »Ich habe nicht viel aus ihm herausgebracht, aber er sagte - er sagte, daß die Gerüchte etwas mit Schwarzer Magie zu tun haben!«

Cyrus bedachte Mrs. Pollifax mit amüsiertem Blick, aber sie war keineswegs amüsiert. Zu gut erinnerte sie sich an die »sprechenden Trommeln«, die in jener dunklen Nacht im April vergangenen Jahres die Geschehnisse des ereignisreichen Tages durch Felder und Wüste verbreitet hatten. Ebenso erinnerte sie sich an Kadis durchaus ernstgemeinte Worte über die Medizinmänner, die ihr Vater, der Missionsarzt, gekannt und geschätzt hatte. Mit vielen von ihnen hatte er sich angefreundet und hatte auch oft ihre Medizin eingesetzt. »Weil sie den Menschen in Afrika geholfen haben«, hatte Kadi erklärt, »und das schon lange vor der Entdeckung Amerikas. Sie beobachteten, wissen Sie.«

»Beobachteten?« hatte Mrs. Pollifax wiederholt. »Ja, sie hatten zum Beispiel gesehen, wie ein Tier, das von einer Giftschlange gebissen worden war, zu einer bestimmten Pflanze lief, um deren Blätter zu fressen, sich dann übergab und somit das Gift ausspie und am Leben blieb. Die Medizinmänner begannen daraufhin eine Paste aus solchen Blättern zu bereiten und retteten damit auch die Menschen. Vor Jahrhunderten.«

Es war genau diese Seite an Kadi - der Halbfrikanerin/Halbamerikanerin -, die Mrs. Pollifax faszinierte, und sie stellte den Wahrheitsgehalt ihrer Worte keinen Augenblick in Frage. Die afrikanische Kultur war alt und alte Überzeugungen mochten zwar heute nicht mehr offen zur Schau getragen werden, aber sie waren noch immer tief im Inneren der Menschen verwurzelt. Magie war durchaus ernstzunehmen.

»Du hast deinen Zeichenunterricht«, ermahnte Cyrus sie sanft.

»Ja, aber du darfst nicht vergessen, daß ich in Ubangiba geboren bin«, entgegnete sie ernst. »Ich habe vierzehn Jahre meines Lebens dort zugebracht, und ich bin da immer noch viel mehr zu Hause als in New York. Sammy und ich sind wie Bruder und Schwester, und wenn einer von uns Hilfe braucht, wen hätte man dann lieber in seiner Nähe? Er vertraut mir. Ich bin in einem afrikanischen Dorf aufgewachsen, ich kenne die Leute und sie kennen mich. Und Gerüchte gehen von Dörfern aus. Sammy aber lebt jetzt in der Hauptstadt, in Languka. Er weiß, daß ich offen und ehrlich zu ihm sein und ihm die Gerüchte nicht vorenthalten werde, nur um seine Gefühle nicht zu verletzen.«

Mrs. Pollifax lächelte. Das würde Kadi sicher nicht tun. Sie und Sammat hatten zu viele Kindheitserinnerungen gemein, zu viele Skorpionjagden, zu viele fröhliche Kinderspiele, als daß sie vor dem zukünftigen König vor Ehrfurcht in die Knie gehen würde.

Das Telefon läutete. Mrs. Pollifax blickte Cyrus fragend an. »Mrs. Lupacik«, vermutete er. Sie stand auf und nahm den Hörer ab. »Hallo?« Dann trug sie das Telefon zu Cyrus. »Mrs. Lupacik«, bestätigte sie.

Cyrus lauschte, nickte und bedankte sich: »Ich bin wirklich sehr froh. Ich rufe in etwa einer halben Stunde zurück.«

Nachdem er aufgelegt hatte, blickte er Kadi an. »Aber du wirst nicht allein reisen, Kadi.« Lächelnd wandte er sich an seine Frau. »Mrs. Lupacik ist frei und kümmert sich gern um mich, während du weg bist.«

»Ihr meint...« Kadi strahlte übers ganze Gesicht. »Heißt das, daß Emmyreed mich begleitet?« Nach einem Blick auf ihre Gesichter, stieß sie einen tiefen Seufzer der Erleichterung aus. »Oh, ich bin ja so froh! Ihr könnt euch gar nicht vorstellen, wie sehr mich das freut!« Sie wandte sich Mrs. Pollifax zu:

»Sammys letzte Worte am Telefon - ich hätte fast geweint - waren: ›Bitte - kàm kwik kwik, bo<.« Zu Cyrus gewandt, erklärte sie: »Sammy und ich machten uns oft einen Spaß daraus, Pidgin-Englisch zu reden. Ich glaube, jemand hat am Telefon mitgehört oder war im selben Zimmer wie er.«

»Was heißt es denn?« fragte Cyrus. Ernst antwortete sie: »Es heißt: ›Komm schnell, schnell, Freundin<.«

2

Es war Montag mittag, drei Tage später, als das Flugzeug zum Anflug über Ubangiba ansetzte, dem kleinsten und möglicherweise ärmsten Land des Kontinents im Gebiet der südlichen Sahara. Zuerst die Wüste, erinnerte sie sich - Soto-Land. Da sie bereits niedrig flogen, wanderte der Schatten des Fliegers über verkümmertes Buschwerk und Sand und verdunkelte das Land wie ein dahinsegelnder Aasgeier. Allmählich wich die nur von Ziegenherden unterbrochene Eintönigkeit grünem Ackerland, eng beisammenkauernenden, strohgedeckten konischen Hütten, einem Netz roter Lehmstraßen, einem Vorort mit quadratischen Zementhütten; und dann befanden sie sich über der Hauptstadt, deren zwei in die Augen stechenden weißen Paläste sich unangemessen über die engen Gassen und flachen, lehmfarbenen Bauten erhoben. Languka - eine Stadt, die Aufstände, Massaker, Hunger und Verfall hatte erdulden müssen.

Es war April gewesen, als Mrs. Pollifax auf dem fast leeren Flughafen angekommen und von ihm wieder abgeflogen war; jetzt war es Ende Januar. Mit der Hoffnung, etwas Neues zu entdecken, spähte sie bei der Landung durchs Fenster. Sogleich wurde sie auf eine kleine Veränderung aufmerksam: Ein Transportflugzeug nahe dem Flughafengebäude wurde von einigen Männern in weißen Overalls entladen; drei riesige Container standen bereits in der Sonne und etwas, das wie ein Bagger aussah, wurde soeben eine Rampe hinuntergefahren.

»Maschinen!« hauchte Kadi, die über Mrs. Pollifax' Schulter blickte. »Sammy hatte so sehr gehofft, daß sie sich eines Tages einen Schürfkübelbagger würden leisten können. Sie brauchen ihn, um das Kohlenbergwerk im Süden öffnen zu können, das die Geologen gefunden haben. Ich hoffe bloß, sie haben genug Benzin, ihn auch einsetzen zu können!«

Sorge um Benzin erschien Mrs. Pollifax eine eigenartige Anmerkung, bis sie sich erinnerte, daß Simoko, der Präsident auf Lebenszeit, das Land in den Bankrott getrieben hatte, allein schon mit seinem Bau eines zweiten Palastes, der noch prächtiger sein mußte als der, den der vorherige Präsident auf Lebenszeit Chinjata hatte errichten lassen. Simoko hatte auch ein Faible für Kaviar kultiviert, für Wachteln, edle ausländische Weine und dafür, Goldbarren unter seinem Bett zu horten. Die von Carstairs bei seinem Besuch im April angeordnete Autopsie hatte ergeben, daß Simokos Kaviar vergiftet worden war, was man in einem Land, in dem das Volk beinahe verhungerte, als eine Art ausgleichender Gerechtigkeit betrachten konnte. Wer weiß, möglicherweise wurde der Schürfkübelbagger von dem gehorteten Gold bezahlt.

»Schau doch - da ist Sammy!« riß Kadi sie aus ihren Gedanken.

Ob er gekommen war, sich den Bagger anzusehen, oder um sie zu begrüßen, war erst zu erkennen, als er die Gruppe am Transportflugzeug verließ und über das Rollfeld auf sie zuschritt. Zumindest Sammat hatte sich nicht verändert. Er trug ein am Hals offenes weißes Hemd, das den tiefen Branton seiner Haut betonte. Er hatte feste, gutgeschnittene Züge mit intelligenten Augen unter dichten schwarzen Brauen, und so jung er auch war und so burschikos er sich Kadi gegenüber verhielt, ging doch eine natürliche Anmut und Würde von ihm aus, die ihn seine Abstammung von afrikanischen Königen nicht verleugnen ließ. Er war heute jedoch keineswegs wie ein Herrscher gekleidet, sondern trug knielange Khakishorts, lange Socken und leichte Sportschuhe. Das einzige, was ihn von gewöhnlichen Sterblichen abhob, war der uniformierte Begleiter an seiner Seite - Joseph. Ihn würde sie überall erkennen, denn schließlich hatte er ihnen allen im April das Leben gerettet! Aber es war offensichtlich, daß er jetzt kein Lakai im Palast mehr war. Seine Uniform war maßgeschneidert und er trug eine

Pistole in seinem Gürtelhalter. Kadi, die bis zum letzten Moment aus dem Fenster gesehen hatte, blickte ihm aufgeregt entgegen. »Kadi!« rief Sammat laut, und als sie aus dem Flugzeug gestiegen waren, umarmte er sie sehr amerikanisch. Dann wandte er sich Mrs. Pollifax zu, strahlte, und umarmte auch sie. »Freundin Pollifax«, begrüßte er sie, »herzlich willkommen.«

Joseph lächelte schüchtern und langte nach ihrer Hand. Sie erinnerte sich an den traditionellen Gruß, so nahm sie seine Hand, schüttelte sie, dann klatschte sie dreimal in die Hände, schüttelte wieder seine Hand und klatschte noch einmal.

»Moni, Miss Hopkirk«, wandte er sich nun Kadi zu und sie gingen das gleiche Begrüßungszeremoniell durch.

»Sehen Sie, was außer Ihnen heute noch angekommen ist?« Sammat deutete auf das Transportflugzeug. »Am Dienstag wollen wir im Süden zu schürfen beginnen. Inzwischen wurden weitere Proben ausgewertet: es ist Anthrazit - gute Kohle!«

Kadi neckte ihn: »Aber Sammy, zukünftige Könige tragen normalerweise keine Shorts und sind auch nicht am Flughafen, um zuzusehen, wie ein Schürfkübelbagger ausgeladen wird, sie begrüßen auch keine mzungu.«

Sammat nahm ihre Worte ernst. Er straffte die Schultern, und in diesem Moment dachte Mrs. Pollifax, daß zwar alle seine königlichen Vorfahren bei den Ahnen weilen mochten, daß sie aber in diesem Moment anwesend waren. »Falls ich immer noch König werden sollte«, sagte er fest, und Mrs. Pollifax entging das falls durchaus nicht, »werde ich eine andere Art von König werden, einer, der für jeden da ist, der ihn braucht. Ich werde für die Menschen erreichbar sein. Mein Land hat eine Veränderung bitter nötig.«

Joseph nickte. »Yanga Mfumo geht überall hin, verschont keinen von uns.« Seine knappe Sprechweise erinnerte Mrs. Pollifax daran, daß in Ubangibas Hauptstadt noch immer

Englisch gesprochen wurde - britisches Englisch.

»Kommen Sie, gehen wir«, forderte Sammat sie auf. Er führte sie, den Beamten vom Zoll und von der Einreise freundlich zunickend, durch das angenehm kühle Flughafengebäude wieder hinaus in den strahlenden Sonnenschein. Viele Leute standen hinter der Kordelabtrennung, um ankommende Freunde oder Verwandte abzuholen, vielleicht aber auch nur in neugieriger Erwartung des zweimal die Woche eintreffenden Flugzeugs aus Übersee. In der Menge befanden sich barfüßige Frauen mit Turbanen und bunten Wickelröcken, andere trugen Sandalen zu farbenprächtigen Baumwollröcken und -blusen. Die Männer waren in ihren Shorts oder langen Hosen und T-Shirts ein bedeutend weniger bunter Haufen. Sie beäugten die Fluggäste mit dem unterschiedlichsten Ausdruck in ihren Gesichtern: Neid, Ehrfurcht, Staunen, ja sogar Belustigung. Eine Gasse öffnete sich, um die Ankömmlinge durchzulassen. Ein paar der Einheimischen, die Sammat erkannten, wirkten erstaunt und schienen sich nicht entscheiden zu können, ob sie lächeln oder in Ehrfurcht erstarren sollten, fand Mrs. Pollifax. Sammat öffnete die Tür zum Fond eines viertürigen Wagens - Präsident Simokos Pullmanlimousinen schienen abgeschafft worden zu sein -, als ein Landrover, von Staubwolken gefolgt, die Straße von der Stadt herbeigebraust kam. Die Hand des Fahrers schien wie ein Bleigewicht auf die Hupe zu pressen. Dicht vor Sammat und seinen Gästen hielt er an, und zwei der Polizisten, die hinter dem Fahrer gestanden hatten, sprangen aus dem Wagen und riefen aufgeregt: »Yanga Mfumo! Ngoozi!«

Sammy keuchte: »Noch einer?« Kadi erstarrte.

»Was sagt er?« erkundigte sich Mrs. Pollifax.

»Daß etwas Grauensvolles passiert ist.«

»Inde, inde!« rief einer der Polizisten, dann wechselte er ins Englische über: »Hinter der Bang-Bang Snackbar neben dem Büro der World Aid.«

Sammat drehte sich zu Joseph um. »Bring Kadi und Mrs. Pollifax zum - nein, vergiß es, keine Zeit.« Er sprang in den Wagen und startete. Da die Fondtür bereits offenstand, rutschte Mrs. Pollifax, gefolgt von Kadi, auf den Rücksitz. Und schon raste der Wagen hinter dem Landrover den Boulevard entlang, der pfeilgerade zu Simokos Palast führte.

»Was ist los, Sammy?« fragte Kadi.

»Nichts, was du sehen mußt, ich aber unbedingt, ehe ich euch zu eurem Zimmer bringe. Entschuldige.« Der Boulevard war Mrs. Pollifax vertraut. Die Mauern vieler der Villen, die im April von Schußlöchern verunstaltet gewesen waren, hatte man inzwischen ausgebessert, und da und dort sah sie Arbeiter, die weißen Putz auftrugen, von dem sie selbst ziemlich beschmiert waren, was ihnen ein abenteuerliches Aussehen verlieh. Sie sah nur einen einzigen anderen Wagen, aber leer war die Straße trotzdem nicht: Eine Frau trieb Ziegen am Straßenrand entlang; einige Jungen in Pfadfinderuniform winkten fröhlich. Nachdem die Mauern der Anwesen aufhörten, gelangten sie zu einem Markt mit Ständen und Buden, die durch bunte Stoffdächer und Schirme von der Sonne geschützt wurden. Seltsamerweise war der Platz fast menschenleer. Mrs. Pollifax sah rasch, weshalb. Die Neugier hatte offenbar alles, was Beine hatte, unter das Neonschild der Bang-Bang Snackbar gelockt. Sammat hielt mit quietschenden Bremsen am Rand der Menge an. Einem der Polizisten auf dem Landrover rief er zu: »Kommen Sie mit«, dem anderen erteilte er Anweisungen, die außer dem Betreffenden niemand hören konnte. Kadi und Mrs. Pollifax ersuchte er: »Bleiben Sie bitte im Wagen. Es handelt sich um eine streng dienstliche Angelegenheit.«

Während er davoneilte, murmelte Kadi verärgert: »Ich muß schon sagen, Sammy ist ziemlich spießig, jetzt wo er Mfumo ist.«

»Wenn es sich um etwas Grauensvolles handelt, würde ich ihn eher ritterlich nennen«, entgegnete Mrs. Pollifax. Sie bemerkte,

daß der Polizist neben dem Wagen Posten bezogen hatte. Offenbar war es das, was Sammat ihm befohlen hatte. Fest stand, daß sie nicht aussteigen sollten. Kadi kramte wütend in ihrem Rucksack. Mrs. Pollifax blickte sich forschend um. Wie sie durch die Lücken in der Menge sehen konnte, waren Sammat und der andere Polizist in einer engen Gasse verschwunden. Vor ihnen befand sich die sehr moderne Bang-Bang Snackbar direkt neben einem schäbigen Haus mit dem Schild WORLD AID. Auf der anderen Seite der Gasse erhob sich eine hohe, zerbröckelnde Lehmmauer, an deren niedrigem Holztor ein Vorhängeschloß hing. Auf dem Schild darüber stand: FAHRRAD VERKAUF. NIEDRIGE PREISE. Darunter hing eine Glocke mit der Aufforderung HIER LÄUTEN, und ans Tor war ein Fahrrad mit abgeblätterter Farbe und einem platten Reifen gekettet.

Neugierig lehnte Mrs. Pollifax sich aus dem offenen Autofenster, in der Hoffnung ein paar Worte von dem an- und abschwellenden Stimmengewirr zu verstehen. Ein Wort wurde laufend wiederholt: »Mkambo?« auch »Inde! Mkambo!«, es klang klagend, wie in Trauer. Vielleicht eine Person, dachte Mrs. Pollifax. Und dann sah sie Sammat aus der Gasse zwischen den Häusern treten. Er wirkte erschüttert und plötzlich unendlich müde. Nachdem er kurz zu mehreren Personen in der Menge gesprochen hatte, kehrte er zum Wagen zurück.

Kadi empfing ihn wütend. »Sammy, was zum...«

Aber Mrs. Pollifax stupste sie ermahrend und schüttelte beschwörend den Kopf. »Später«, flüsterte sie. »Hab Geduld!«

Sammat setzte sich wieder hinter das Lenkrad, wendete den Wagen und fuhr den Boulevard weiter zu dem bizarren weißen Palast, der in der Sonne glitzerte. Sie fuhren in die Einfahrt hinein, die zu beiden Seiten mit prächtigen Bougainvilleen bewachsen war. Und jetzt sah Mrs. Pollifax die von Sammat in Angriff genommenen Veränderungen, denn der Eingang strotzte von hölzernen Hinweisschildern, alle auf englisch, sowie von

solchen mit Strichzeichnungen für jene, die nicht lesen konnten. Auf dem größten stand HOSPITAL (ein im Bett sitzendes Strichmännchen), gefolgt von NOTAUFNAHME LINKS (ein Pfeil und ein Strichmännchen auf einer Tragbahre); ENTBINDUNGSKLINIK (eine hochschwangere Frau); AUSBILDUNGSKRANKENHAUS (Pfeil nach rechts), und schlichtere Schilder mit Pfeilen: VERSUCHSFARM, LANDWIRTSCHAFTSZENTRUM (ein grünes Blatt und ein Huhn).

Er hat also tatsächlich einen der zwei Paläste zu einem Krankenhaus umfunktioniert, wie er es sich damals ausgemalt hatte, dachte Mrs. Pollifax beeindruckt und freute sich für Sammat, zumindest bis er den Wagen am Eingang anhielt und sich zu ihnen umdrehte - mit Augen, die aussahen, als hätten sie furchtbares Grauen erschaut. Sanft fragte sie: »Was ist dort beim Marktplatz passiert, Sammat?«

»Ein Mord«, stieß er hervor. »Aber...« Er preßte die Lippen zusammen. »Später«, sagte er schließlich düster. Er öffnete die Wagentür und rutschte hinaus. »Bitte, Sie hatten eine lange Reise. Wir haben ein Zimmer für Sie im obersten Stockwerk des Palastes hergerichtet, aber wenn Sie möchten, können Sie später in die Unterkünfte von World Aid umziehen.«

Er lächelte die beiden Frauen gequält an. »Wir können uns jetzt leider nicht unterhalten. Ich zeige Ihnen nur rasch Ihr Zimmer, dann muß ich sofort zu Dr. Merrick und danach zu Chefinspektor Banda. Natürlich wegen des Mordes, dachte Mrs. Pollifax Sie erinnerte sich plötzlich an Sammats »Noch einer?« und das gab ihr zu denken.

Während Sammat um den Wagen herumging, um ihr Gepäck zu holen, sagte Kadi bedrückt: »Ich fühle mich nicht sehr willkommen.«

Mrs. Pollifax spürte, wie verletzt sie war. Sie nahm ihre Hand und drückte sie. »Ich fürchte, wir sind zu einer Zeit gekommen,

in der die schicksalhaften Ereignisse sich überstürzen, Kadi. Sammat hat sehr große Sorgen, aber gerade deshalb sind wir ja hier, nicht wahr? Überlaß ihm den Zeitpunkt, sich dir anzuvertrauen.«

Kadi seufzte. »Er ist so höflich.«

»Wir werden ebenfalls höflich sein.« Mrs. Pollifax lächelte sie aufmunternd an.

Mit dem Gepäck in der Hand bedachte auch Sammat Kadi endlich mit einem herzlichen Lächeln. »Ich bin so froh, daß du hier bist, Kadi, wirklich unsagbar froh! Wenn du Rakia sehen möchtest, sie ist jetzt Oberschwester in der Krankenstation, die der Notaufnahme angeschlossen ist.«

»Hier im Palast?« rief Kadi erfreut. »Dann kann ich sie ja gleich heute nachmittag besuchen! Wunderbar!«

»Und Sie interessieren sich bestimmt für unsere Treibhäuser«, wandte sich Sammat nun höflich an Mrs. Pollifax. »Vielleicht möchten Sie sich ja auch unsere Versuchsfarm anschauen. Wir hatten viel Glück mit der Anzucht von roten Zwiebeln.«

Mrs. Pollifax atmete auf. Treibhäuser waren etwas Vertrautes, und gerade jetzt, nachdem sie über zwei Kontinente zu einem dritten geflogen war, sehnte sie sich nach etwas Vertrautem. Daheim blühten die Geranien fast das ganze Jahr in ihrem Treibhaus, denn sie zeigte ihnen ihre Zuneigung, indem sie zu ihnen sprach. Sie wußte zwar nicht, ob sie roten Zwiebeln eine ähnliche Zuneigung entgegenbringen könnte, trotzdem würde sie es als beruhigend empfinden etwas zu sehen, das aus der Erde wuchs. »Oh, das würde ich sogar sehr gern«, versicherte sie Sammat. Und als sie den Palast betraten, blieb sie überrascht stehen.

Vergangenes Jahr war das hier noch eine riesige, leere Marmoreingangshalle gewesen, jetzt wimmelte es von Menschen. Auf Bänken entlang einer Wand warteten Ubangibaner auf Behandlung in der Klinik, die Frauen hielten

Babys in den Armen oder Kinder auf dem Schoß, die Männer saßen stumm und offenbar gleichmütig. Ein Schwarzer in weißer Jacke durchquerte die Halle, gefolgt von einem Weißen in schwarzer Jacke. Eine junge Frau saß ruhig hinter ihrem Schreibtisch, während kleine Jungen um sie herumrannten, ehe sie wieder zu ihrem Vater oder ihrer Mutter zurücksauten.

Sammat verzog das Gesicht. »Sie sehen, wie erfinderisch wir sein mußten.« Er deutete zu der Empore am oberen Treppenende, von der Seile herunterhingen und an Bahren geknotet waren, die wartend auf dem Boden standen. »Wir haben keine Aufzüge, Behandlungsräume und Notaufnahme befinden sich zwar hier im Parterre, aber der Operationssaal ist im ersten Stock.«

»Sehr erfinderisch«, murmelte Mrs. Pollifax, als sie die breite Treppe hinaufstiegen, wo sie, oben angekommen, feststellen mußten, daß eine schmalere Treppe zum zweiten Stock hinaufführte. Das Zimmer, das sie sich mit Kadi teilen sollte, war klein und schlicht. »Es hat kein eigenes Bad, aber es befindet sich eines am Ende des Korridors«, erklärte Sammat. »Joseph wird Ihre Koffer bringen.«

Nachdem er ihre Reisetaschen abgestellt hatte, meinte er: »Sie werden sich bestimmt beide ausruhen wollen. Zum gemeinsamen Dinner sehen wir uns wieder. Ein frühes Dinner, schon um siebzehn Uhr. Inzwischen«, fügte er mit schmerzlichem Lächeln hinzu, »willkommen in Ubangiba.«

Kaum war er gegangen, erklärte Kadi: »Also, ich werde mich nicht ausruhen, nicht, wenn Rakia unten ist. Aber sie wird wahrscheinlich so beschäftigt sein, daß ich mich nur kurz bei ihr sehen lassen kann. Es macht dir doch nichts aus?« fragte sie besorgt. »Oder hättest du Lust mitzukommen?«

Das letzte, was Mrs. Pollifax wollte, war Kadis Schatten oder eine Belastung für sie zu werden. Aber ausruhen wollte sie sich jetzt auch nicht. Der Jetlag hatte bei ihr zu einer kribbeligen

Ruhelosigkeit geführt, und was sie nach dem langen Flug wollte, war, sich mit ihrer Umgebung vertraut zu machen. Vage antwortete sie: »Oh, ich mache vielleicht einen kurzen Spaziergang, um mir die Stadt ein bißchen anzusehen.«

»Dann setz einen Hut auf, du weißt, wie gefährlich die Sonne hier sein kann«, ermahnte Kadi sie fürsorglich. Als das Mädchen gegangen war, öffnete Mrs. Pollifax ihre Reisetasche. Sie holte ihr leichtestes Kleid heraus, sowie ein Paar Sandalen und einen zerquetschten Strohhut. Sie zog sich um, drückte den Hut, so gut es ging, wieder in Form und verließ ebenfalls das Zimmer. Auf ihrer Fahrt durch den Boulevard war ihr ein handgeschriebenes Schild, BANK VON UBANGIBA, aufgefallen. Sie hielt es für angebracht, ein wenig amerikanisches Geld in ubangibanische Gwar umzuwechseln. Sie stieg die beiden Treppen hinunter, trat hinaus in die Nachmittagshitze und überquerte den Boulevard zur schattigeren Seite. Sofort befand sie sich zwischen Buden und Ständen und Menschen, und Mrs. Pollifax war gern unter Menschen. Sie kam an Goldschmiedeläden vorbei, einem Geschäft für Möbel aus zweiter Hand, und einem Laden mit Lederschuh in allen Farben des Regenbogens. Als sie an einem Stand mit wahren Haufen von Holzperlenketten vorbeiging, bedachte der Verkäufer sie mit einem breiten Lächeln, das seine spitz zugeschliffenen Zähne zeigte. Ein Stück weiter die Allee entlang versprach ein Schild: DIE NEUESTE KLEIDERMODE DIREKT AUS LONDON. An der Ecke faszinierte sie ein Mann, der auf einem Stück Zelttuch saß; er war von Tontöpfen umgeben, in denen sich etwas befand, das wie getrocknete Schlangen aussah, und von Körben voll mit ungewöhnlichen Kräutern. Mrs. Pollifax betrat die Bank, wies ihren Reisepaß vor und erklärte, daß sie Geld umtauschen wolle. Dann wartete sie geduldig, während zwei Angestellte und der Bankdirektor sich mit einem Computer abplagten. Sie gaben es schließlich auf und rechneten den Wechselkurs auf einem Abakus aus. Sobald sie die gewünschte Summe umgetauscht

hatte, bedankte sie sich und verließ die Bank mit einem dicken Bündel Gwar in der Hand, das sie schließlich in ihre Handtasche stopfte, während sie weiter den Boulevard entlangging. Sie beabsichtigte, bis zur Bang-Bang Snackbar zu spazieren und sich das Tor daneben mit dem Schild FAHRRADVERKAUF. NIEDRIGE PREISE genauer anzusehen. Sie erinnerte sich, daß beides nicht weit entfernt war, und genoß es, wieder im Freien zu sein. Ein paar Passanten lächelten sie schüchtern an, andere bedachten sie mit neugierigen Blicken. Es gefiel ihr, daß viele Bürger von Languka Fahrräder benutzten, da es an Autos mangelte.

Als ein Herr mittleren Alters in Straßenanzug, weißem Hemd und weißem Binder, mit einer Aktentasche über die Lenkstange geschlungen, an ihr vorbeifuhr, bekam sie Lust, ebenfalls Rad zu fahren. Sicher, von einer wahnsinnigen Fahrt einen steilen Berg hinunter vor nicht allzu langer Zeit einmal abgesehen,* hatte sie nicht mehr auf einem Rad gesessen, seit sie in Kadis Alter gewesen war. Aber sie war überzeugt, daß sie das Radfahren mit ein bißchen Übung schon bald wieder beherrschen würde. »Wenn du in Rom bist, so lebe wie die Römer«, erinnerte sie sich eines Sprichworts. Allerdings, um ehrlich zu sein, war das nicht ihr Hauptantrieb. In einer Stadt mit Mangel an Benzin und Automobilen erschien ihr ein eigenes Transportmittel einfach sehr reizvoll. So begab sie sich zum Tor des Fahrradgeschäfts und stellte sich davor, um noch einmal die Aufforderung HIER LÄUTEN zu lesen. Durch einen Spalt in der Lehmmauer sah sie einen nicht sehr großen Innenhof, dessen gegenüberliegende Wand ein kleines Haus mit einer Tür bildete. Zu ihrer Linken lehnten ein paar Fahrräder an der Wand in der Sonne, rechts von ihr beschattete eine zerschlissene Markise eine ganze Sammlung alter Räder. Entschlossen zog sie am Strang der Klingel und zuckte zusammen, weil sie so laut schrillte, daß ihre Ohren noch schmerzten, als das Läuten bereits

* Mrs. Pollifax Knaut und der sizilianische Dieb von Dorothy Gilman,

beendet war. Nur Sekunden später tauchte wie aus dem Nichts zwischen den Fahrrädern ein Mann auf, ein Riese von Mann, nicht mehr jung, breitschultrig, mit breitem Gesicht und rasiertem schwarzem Schädel, der wie poliertes Mahagoni glänzte. Er trug alte Jeans und wirkte verärgert, ja feindselig, als er das Tor einen Spalt öffnete und sie anstarrte.

»Jaaa?«

Einen Moment überlegte Mrs. Pollifax tatsächlich, ob sie sich zurückziehen sollte. Eine grauenvolle, knotige Narbe verlief wie ein scharlachrotes Seil vom Backenknochen des Riesen zum Kinn. Das und der rasierte Schädel, der feindselige Blick und die Abwesenheit irgendwelcher anderer Leute hinter dem Tor erschreckten sie unwillkürlich, aber sie faßte sich und sagte: »Ich möchte ein Fahrrad kaufen.«

»Sie?«

»Ich!«

Er musterte sie mißtrauisch, zog die Brauen zusammen, zögerte, öffnete schließlich widerstrebend das Tor und forderte sie unfreundlich auf: »Kommen Sie rein, kommen Sie rein. Wozu Sie wollen Fahrrad?«

»Wollen Sie mir keines verkaufen?« Das Tor schloß sich hinter ihnen. Er überragte sie erheblich, er war sogar noch größer als Cyrus und war massiv gebaut. Die Hände in die Hüften gestemmt, blickte er auf sie herab und bemerkte abfällig: »Ich Sie heut vormittag mit Mfumo Sammat auf Flughafen sehen. Meine Räder alt, gebraucht und gebraucht und gebraucht. Keine schönen Fahrräder hier für eine mzungu.«

Bissig entgegnete sie: »Habe ich nach einem schönen neuen Rad gefragt?«

»Aber warum Sie zu mir, Moses, kommen. Warum? Kuzonda?«

Sie blickte ihn verärgert an. »Ich habe keine Ahnung, was

kuzonda heißt. Ich will ein Fahrrad kaufen, und ich muß schon sagen, Sie sind ein sehr merkwürdiger Verkäufer. Warum ich ein Rad will? Um frei zu sein, natürlich, um allein herumfahren zu können, wann und wohin ich will. Frei!«

»Frei«, wiederholte er, als ließe er das Wort im Mund schmelzen. Mit einem Schulterzucken sagte er: »Sie sich sehen um. Räder an Mauer zum Verkauf.« Er deutete auf seine Sammlung von Drahteseln, ohne sich vom Fleck zu rühren.

Mrs. Pollifax war sehr verärgert über seine Unfreundlichkeit und kam sich wie ein unerwünschter Eindringling vor, was sie ja wohl auch war. Sie begutachtete die an der Mauer lehrenden Räder. Es befanden sich lediglich vier Damenräder darunter. Nachdem sie jedes eingehend betrachtet hatte, griff sie nach einem großen, sehr alten, saß auf und fuhr außerordentlich wacklig um den Mann herum. Er sah ihr ausdruckslos zu, als sie das Rad wieder an die Wand lehnte, aber als sie es mit einem zweiten versuchte, zog er sich auf eine Bank zurück, womöglich, um nicht angefahren zu werden. Er blieb sitzen und beobachtete sie, während sie die übrigen ausprobierte. Schließlich traf sie ihre Entscheidung und deutete auf das zweite. »Dieses grüne. Der Sattel ist mir zu hoch - das können Sie doch richten, oder? - aber die Bremsen sind gut und die Glocke klingelt. Wieviel?«

Er zuckte die Schultern. »Zweihundert Gwar.«

»Wenn ich mich nicht irre, sind das in etwa vierzig US-Dollar!« sagte sie empört.

»Jaaa«, erwiderte er gedehnt.

»Und wieviel würden Sie von jemand verlangen, der heute vormittag nicht aus einem Flugzeug ausgestiegen ist und von einem zukünftigen König begrüßt wurde?« fragte sie trocken.

Fast unmerklich huschte der Hauch eines Lächelns über seine Züge. »Fünzig, vielleicht achtzig Gwar«, entgegnete er und wartete, was sie dazu sagen würde. Zweifellos spielte er ein

Spielchen mit ihr, und Dutzende von Erwiderungen kamen ihr in den Sinn. Aber die Sonne brannte schier unerträglich herab und sie empfand eine plötzliche Schwäche, als wäre ihr alle Energie abhanden gekommen. Schlimmer noch, eine abrupte und heftige Geistesabwesenheit befiel sie, die so gewaltig war, daß sie mit einem Mal nicht mehr wußte, was sie hier tat, weshalb sie ein Fahrrad wollte oder warum sie mit diesem unfreundlichen, narbigen Fremden in diesem fremden Land sprach; oder weshalb sie Cyrus überhaupt verlassen hatte, und die absolute Sinnlosigkeit ihrer Reise nach Ubangiba überwältigte sie. Sie griff nach dem Stützwerk der Markise, klammerte sich daran und nahm ihre ganze Willenskraft zusammen, nicht in Ohnmacht zu fallen. Der Mann beobachtete sie verwirrt und fragte schließlich höflich: »Ihnen nicht gut?«

Sie blickte ihn verständnislos an. Seine Stimme donnerte in ihren Ohren, und ganz plötzlich verbarg ihn, sowie alles ringsum, eine schwarze Wolke. Der Boden kippte, und sie brachte nur noch ein Ächzen zustande, ehe sie zusammensackte.

Als sie die Augen öffnete, lag sie auf der Bank im Schatten, und dieser seltsame Riese fächelte ihr mit einer Zeitung Kühlung zu. »Atmen!« befahl er streng.

»Ich atme ja!«

»Tief atmen!«

Als sie sich plagte sich aufzusetzen, half er ihr und nickte. »Sitzenbleiben!« Er trat in das kleine Haus und kehrte mit einem Becher Wasser zurück. »Bitte.« Er reichte ihr sowohl den Becher wie ein Taschentuch. Als sie zögerte, versicherte er ihr: »Wasser ist abgekocht.«

Sie umklammerte den Becher und brachte ein schwaches Lächeln zustande. »Danke. Tut mir leid. Ich bin noch nie zuvor in Ohnmacht gefallen - noch nie -, es ist nur, ich hatte letzten Monat Grippe und mein Mann hat sich ein Bein gebrochen - und ich bin so weit hierher gereist. Ich hätte überhaupt nicht

kommen sollen!«

Er sagte schroff. »Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen. Ich weiß, wie es ist, wenn man das Bewußtsein verliert; wie es ist, wenn einem übel wird.«

»Plötzlich sind Sie ganz anders«, stellte Mrs. Pollifax erstaunt und fast anklagend fest. »Sie sprachen gerade ein perfektes Englisch. Geben Sie es zu!«

Er zuckte die Schultern. »Ich dachte, Sie wären in mein Geschäft gekommen, um... Aber jetzt erinnere ich mich an Sie. Sie waren schon einmal hier, nicht wahr? Sie kamen mit der Polizei und brachten uns Mfumo Sammat zurück, und Dr. Hopkirks Tochter war bei Ihnen.«

Mrs. Pollifax nickte. »Ja, ich war hier. Kannten Sie Kadis Vater?«

»Vor langer Zeit, ja. Jeder kannte Dr. Hopkirk.«

»Er wurde ermordet. Wann war es gleich - vor fünf Jahren? Oder sechs?«

»Ja, das habe ich gehört.«

»Gehört?«

Er nickte. »Ich war im Gefängnis.«

»Oh.«

Eine längere Stille setzte ein. Keiner sah den anderen an, bis Mrs. Pollifax schließlich doch einen kurzen Blick auf sein narbiges Gesicht warf und fragte: »Wie lange waren Sie eingesperrt?«

Er hob sieben Finger. »Bis vergangenes Jahr, als Mfumo Sammat zurückkehrte und uns befreite.«

Er hatte nun ihre volle Aufmerksamkeit. »Sieben Jahre! Das ist ja furchtbar!«

Unwillkürlich wanderte seine Hand zu der schrecklichen Narbe im Gesicht. »Das Gefängnis lehrt einen nicht gerade

Vertrauen.« Seine Stimme klang düster. Die cha mwai - die Glück hatten -, starben früh.«

»Folter«, murmelte sie nickend und erinnerte sich an ihre eigene Erfahrung damit in Hongkong. Impulsiv berührte sie seine Hand, zog sie jedoch rasch zurück, aus Angst, das könnte ihn beleidigen.

Er wandte sich ihr voll zu. »Warum sind Sie nach Ubangiba gekommen?«

Da er so offen zu ihr gewesen war, wollte auch sie aufrichtig zu ihm sein. Seufzend gestand sie: »Ich hatte die unerklärliche Angst, daß Kadi - Dr. Hopkirks Tochter - sich hier in Gefahr befinden könnte, und daß sie nicht allein kommen sollte.«

Er dachte darüber nach. »Dann sind Sie gütig und weise. Sehr weise.«

»Weise?« wiederholte sie verblüfft. »Wieso sagen Sie das?«

»Kamen Sie vergangenes Jahr nicht mit einer Art Polizist? Sind Sie bei so etwas wie der Polizei?«

»O nein«, antwortete sie. »Das heißt...« Sie schneuzte sich. »Nicht direkt.«

»Nicht direkt?«

Sie schüttelte den Kopf. »Jetzt nicht, nicht während dieser Reise«, und als er nickte: »Sie haben plötzlich aufgehört zu schauspielern. Wer sind Sie?«

»Ich? Ein Niemand.«

»Sie haben bestimmt nicht immer alte Fahrräder geflickt und verkauft.«

Er streckte seine Beine in den Sonnenschein und betrachtete scheinbar erstaunt ihre Länge. Nachdenklich und ausdruckslos murmelte er: »Wer bin ich?« Er seufzte. »Vor langer Zeit war ich ein mwamuaa, ein Mann; ich hatte ein Haus, eine Frau, zwei Söhne. Sie sind alle tot. O ja, ich war einmal ein Mann, doch daran erinnere ich mich kaum noch.«

»Aber sieben Jahre im Gefängnis - aus welchem Grund?«

»Es ist am besten, im Dunklen zu bleiben. Warum sollte ich es Ihnen erzählen?«

»Mir fällt kein Grund ein, warum Sie es mir erzählen sollten«, sagte sie ehrlich.

»Und auch keiner, warum ich es nicht sollte. Aber das ist alles schon so lange her, als Zammatt VIII. noch König war und ich bei der Polizei. Nach seinem Tod, nach dem Attentat auf seinen Sohn, riß Chinjata die Macht an sich und erbaute den ersten Palast in unserem Land. Es herrschte großer Hunger, und als die Hungeraufstände begannen oh, war er da wütend! Viele ließ er ins Gefängnis werfen, vor allem die Polizei. Er tötete und tötete.« Er zuckte mit den Schultern. »Jetzt bin ich ein Niemand, repariere alte Fahrräder und verkrieche mich wie jeder es sollte, der ein Niemand ist.« Es kostete ihn Mühe, sich Mrs. Pollifax wieder zuzudrehen. Mit einer Handbewegung wischte er die Vergangenheit zur Seite und sagte: »Es tut mir leid, daß Sie in dieses Land gekommen sind, in dem einem so viele Mißgeschicke widerfahren können...«

»Welcher Art?« fragte sie rasch.

Ihre Frage ignorierend sagte er: »Ich könnte Ihnen das Rad schenken, aber das würde mir kein Essen auf den Tisch bringen. Ich werde es Ihnen für hundert Gwar verkaufen, wenn Sie es noch möchten.«

Sie respektierte seinen Themenwechsel und nickte. »Zwanzig US-Dollar sind ein angemessener Preis, und Sie waren sehr gütig. Ich möchte mich nochmals entschuldigen, daß ich so plötzlich... so plötzlich...«

Mit rauher Stimme entgegnete er: »Sie sind müde. Sie sind nicht mehr jung. Weinen Sie und ruhen Sie sich aus. Legen Sie sich in ein Bett und schlafen Sie, und dann fliegen Sie heim, ja?«

Erschrocken blickte sie ihn an. »Heimfliegen? O nein, ich

konnte nur nicht mehr klar denken.« Mit schwachem Lächeln fügte sie hinzu: »Wie könnte ich heimfliegen, wenn ich mir doch eben erst ein Fahrrad gekauft habe?«

Er nickte und stand auf. »Ich werde jetzt den Sattel für Sie niedriger machen.«

Sie folgte in seinem Schatten, und als er nach vollendeter Arbeit sein Werkzeug weglegte, zählte sie einhundert Gwar auf seinen riesigen Handteller. »Ich bin Emily Pollifax«, sagte sie, »aber Sie haben mir Ihren Familiennamen noch nicht genannt.«

»Nur Moses.«

Er vertraute also niemandem auch nur seinen Familiennamen an. Sie respektierte es und wollte eben auf ihr Fahrrad steigen, als er fragte: »Fühlen Sie sich auch kräftig genug zurückzufahren?«

Sie nickte. »Ich bin mir nicht sicher, daß ich es zu Fuß schaffen würde, aber mit dem Rad, ja.«

Er kniff die Augen zusammen. »Fühlen Sie sich nicht allzu frei, wohin Sie fahren. Seien Sie wachsam!«

»Wachsam?«

Er musterte sie nachdenklich. »Es wäre weise. Wo imfa jetzt zitatu imfa, passieren konnte, gibt es kein Erbarmen.« Er ging zum Tor, öffnete es und wartete, daß sie hindurchging. Sie hätte ihn gern gefragt, was er mit »kein Erbarmen« meinte und was die Worte imfa und zitatu bedeuteten, aber sein Gesicht wirkte wieder völlig verschlossen und abweisend. Die Sonne fiel auf seine Backenknochen und färbten die Narbe brennend rot. So schob sie stumm das Fahrrad an ihm vorbei auf die Straße, doch dann drehte sie sich noch einmal um und sagte: »Ich hoffe, ich sehe Sie wieder, Moses.«

Das Tor war bereits halb geschlossen, als er abrupt seine Warnung wiederholte: »Seien Sie wachsam.« Und dann, fast heftig: »Es gibt keine Löwen in Ubangiba!«

Was soll das? fragte sie sich. Schließlich ist allgemein bekannt, daß es in Ubangiba keine Löwen gibt. Sie winkte noch einmal zurück, stieg auf und radelte rasch den Boulevard hinunter; zwar mangelte es ihr immer noch an Übung, aber sie nahm an, daß es ihr mit zunehmender Geschwindigkeit leichter fallen würde, das Gleichgewicht zu halten. Mit heftigem Klingeln gelang es ihr, sich einen Weg durch all die anderen Radfahrer zu bahnen, ohne deren Schreckensschreie auch nur zu bemerken. Unversehrt gelangte sie zum Palast zurück und gab ihrem Schlafbedürfnis nach, bis Kadi sie um siebzehn Uhr zum Abendessen weckte.

3

Zu fünf saßen sie beim frühen Abendessen in einem Zelt, das zu diesem Zweck im Garten hinter der Hospitalküche aufgebaut war. Joseph war dabei, sowie ein Dr. Merrick, der sich, als er ihnen die Hand gab, lächelnd als »Weißer Mediziner« vorgestellt hatte. Es war offenkundig, daß es nicht in Sammats Absicht lag, über den Toten von heute mittag zu sprechen, auch nicht von anderen Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte. Die Unterhaltung bestand hauptsächlich aus Fachsimpeleien - Vorräte, die fürs Krankenhaus besorgt werden mußten, Sandflöhe, Fruchtfolge -, was Mrs. Pollifax eher wenig interessierte. Sie fragte sich, ob Sammat inzwischen bedauerte, daß sie und Kadi hierhergekommen waren, und ihr wurde bewußt, wie wenig Hilfe sie ihm bieten konnten. Oder ob er sich ganz einfach wenigstens eine Stunde lang von seinen Sorgen ablenken wollte? Insgeheim war sie auch immer noch verlegen, weil sie in Moses' Fahrradgeschäft in Ohnmacht gefallen war. Wie sollte sie von Hilfe sein können, wenn sie noch öfter einfach umkippte und man sich ihrer annehmen mußte?

Ihr bescheidenes Abendessen bestand aus süßen Kartoffeln, hartgekochten Eiern, gedünstetem Hühnchen mit Soße und etwas, das ein Brotkloß sein mochte. Als sie zu essen begonnen hatten, war der Himmel noch eine Farbsinfonie, doch inzwischen umgab sie bereits die Dunkelheit. Kaum war die Sonne um achtzehn Uhr untergegangen, war es empfindlich kalt geworden und sie fror um die Schultern und an den Fußgelenken. Die zwei Kerzen am Tisch waren schon fast heruntergebrannt und ihr flackernder Schein erhellte und verdunkelte abwechselnd ihre Gesichter. Mrs. Pollifax, die heimlich Joseph und Dr. Merrick beobachtete, gewann die Überzeugung, daß Joseph den Arzt nicht mochte. Eifersucht, vielleicht, schloß sie. Joseph, der ihnen im April allen das Leben gerettet hatte, wachte wahrscheinlich in besitzergreifender

Weise über seinen Mfumo, der ihn vom Palastlakaien zum Assistenten und Leibwächter befördert hatte. Sammat hatte als »meine rechte Hand« von ihm gesprochen. Josephs Haut war heller als Sammats, er war mittelgroß und breitschultrig, hatte einen verhältnismäßig kleinen Kopf mit glattem Gesicht, dessen Fleisch straff wie ein Trommelfell über die hohen Backenknochen gespannt war. Seine Augen waren klein, wachsam und intelligent und verschwanden fast, wenn er lächelte, was offenbar selten vorkam. Er war ein ernster Mann, dieser Joseph, der behauptete, in den Vierzigern zu sein, was jedoch nicht unbedingt stimmen mußte, da er im Elendsviertel geboren und daher in keinem Geburtenregister eingetragen worden war. Irgendwie sah er alterslos aus, und ihm hafteten die Zeichen des Überlebenden aus einem solchen Milieu an. Er wirkte auf gewisse Weise mißtrauisch und wachsam, und Mrs. Pollifax glaubte, daß niemand Joseph je überraschen könnte.

Dr. Merrick andererseits hatte das ungezwungene Benehmen eines anständigen Mannes, der ein privilegiertes Leben geführt und beschlossen hatte, weniger Begünstigte daran teilhaben zu lassen. Er war Brite, vermutlich vierzig, sein schwarzes Haar begann grau zu werden; mit seinem distinguierten Äußeren und dem freundlichen Lächeln nahm er sofort jeden, der ihm das erste Mal begegnete, für sich ein. Er redete von Impfungen, von Aids und schließlich von dem Schürfkübelbagger, der an diesem Vormittag eingetroffen war.

»Ja, der Bagger«, sagte Sammat und wandte sich Kadi und Mrs. Pollifax zu. »Übermorgen brechen wir um sechs Uhr früh mit einer ganzen Kavalkade auf, um den Bagger zum Bergwerk zu bringen, wo er gleich seine erste große Schürfung vornehmen soll. Das dürfte sie jedenfalls interessieren, außerdem werden wir es richtig feiern. - Ach ja, Joseph, die Busse, - ist ihre Farbe schon getrocknet?«

Joseph nickte. »Sie werden fertig sein, glaube ich. Ich werde gleich mal nachsehen.« Er stand auf und ging.

Dr. Merrick blickte auf seine Uhr. »Auch ich muß zurück zur Arbeit. Es hat mich sehr gefreut, Sie beide kennenzulernen. Danke, Sammat.«

In der einsetzenden Stille hörte Mrs. Pollifax aus der Ferne rhythmischen Trommelschlag. »Sprechende Trommeln?« fragte sie.

Sammat lächelte leicht. »Nicht heute abend. Was Sie hören, ist die Piccadilly Popcorn Rock Band. Sehr begabte junge Leute! Sie haben den zweiten Palast noch nicht gesehen, er hat einen großen Festsaal, dort üben sie heute abend.«

»Cool«, kommentierte Kadi höflich und bedachte Sammat mit einem verwunderten Blick. »Und am Donnerstag eine Kavalkade, mit einem Bus?«

»Mit drei Bussen. Sehr alten«, sagte er bedauernd, »aber sie wurden in unserer neuen Maschinenhalle wieder in Schuß gebracht und von den Studenten der kürzlich ins Leben gerufenen Textilklassse angestrichen. Die Häuptlinge und Unterhäuptlinge der Schambi und Soto fahren mit uns. Es ist wichtig, daß sie miteinbezogen werden, und morgen kümmern wir uns um alle Rituale.«

Kadi wandte sich Mrs. Pollifax zu. »Das bedeutet, daß die Medizinmänner dort den Geistern der Berge Opfer darbringen werden, damit sie sich nicht erzürnen und gekränkt fühlen.«

»Dazu wird wohl auch dein Freund Scharma gehören, nicht wahr?« sagte Mrs. Pollifax trocken, und dann zu Sammat: »Werden wir auch diesen Mr. Simba kennenlernen, den Sie Kadi als Unruhestifter beschrieben?«

»Dickson Simba?« fragte Sammat erstaunt. »O ja, er wird mit uns kommen. Aber Unruhestifter ist vielleicht nicht ganz das richtige Wort.« Er grinste. »Wie wär's statt dessen mit Bremse? Jedenfalls hat er sich selbst zur Oppositionspartei ernannt. Er hat Ideen, einige sind sogar sehr gut. Irgendwie mag ich ihn. Er hat eine gute Erziehung in der Church of Scotland Mission im

Süden genossen, und er beabsichtigt, Führer der Soto zu werden. Aber leider will er über jedes einzelne Wort im Verfassungsentwurf diskutieren, und er diskutiert ohne Ende.«

»Was für eine Art Mann ist er?« wollte Mrs. Pollifax wissen.

Sammat zuckte die Schultern. »Nicht sehr alt, etwa Ende Zwanzig, Anfang Dreißig, und er ist der Sohn eines Unterhäuptlings. Sehr ehrgeizig. Momentan ist er in einem unserer Ämter als Buchhalter angestellt. Ein ziemlicher Hitzkopf, wenn er eine Rede hält, ansonsten - nun der Sohn eines Soto-Hirten mit Schulbildung. Der Himmel weiß, das ist genau, was das Land braucht. Die Soto sind sehr stolz auf ihn.«

»Aber ein bißchen schwierig.« Mrs. Pollifax nickte. »Was will er?«

»Ich würde sagen, Schwierigkeiten machen!« warf Kadi herausfordernd ein.

»Nein, nein«, widersprach Sammat. »Er ist ruhelos, nichts weiter. Er will Veränderungen, aber wir sind anderer Meinung über das, was momentan machbar ist. Ihm gefällt beispielsweise nicht, daß die Leute von World Aid hier sind. Ich vermute, er möchte, daß alle Weißen nach Hause geschickt werden - Afrika nur für Afrikaner! -, aber er vergißt, daß unsere besten und begabtesten jungen Leute getötet wurden oder jahrelang in den Gefängnissen vegetierten, und daß wir wieder von Grund auf beginnen müssen.«

Das erinnerte Mrs. Pollifax an ihre nachmittäglichen Erlebnisse und an die Worte, die sie gern übersetzt haben wollte. Sie zog einen Zettel aus ihrer Tasche, auf den sie die Worte phonetisch notiert hatte. Sie warf einen Blick darauf. »Was heißt eigentlich kuzonda fragte sie.

»Kuzonda? Das heißt spionieren«, übersetzte Kadi für sie.

Moses, der Mann, der sogar seinen Familiennamen geheimhielt, hatte sie also anfangs für eine Spionin oder Ähnliches gehalten. »Danke. Ich hätte da noch drei Worte. Die

nächsten zwei lauten in etwa imfa und zitatu.«

Sammat blickte sie kurz scharf an.

»Das sind keine freundlichen Worte«, erklärte ihr Kadi. »Mit wem in aller Welt hast du dich unterhalten? Imfa bedeutet Tod, und zitatu drei.«

Sammat saß ganz still und blickte Mrs. Pollifax forschend an, aber er schwieg.

»Das bringt uns zu dem Wort mkambo«, schloß sie.

»Oh, das ist das Wort für Löwe«, antwortete Kadi. »Nur daß es in Ubangiba natürlich keine Löwen gibt.«

Mrs. Pollifax hing es allmählich zum Hals heraus, das immer wieder erklärt zu bekommen. Sie hob den Blick zu Sammat und sagte: »Wir haben einen weiten Weg gehabt, um hierherzukommen, um zu helfen, Sammat, Sie aber vermeiden es, uns darüber aufzuklären, welche Verzweiflung Sie dazu getrieben hat, Kadi um ihr Kommen zu bitten. Waren es drei Todesfälle - drei Morde?«

Sammat erhob sich vom Tisch, schritt aus dem Zelt, spähte links und rechts in den dunklen Garten, und als er zurückkehrte, sagte er leise: »Unterhalten wir uns in Ihrem Zimmer.«

Gemeinsam gingen sie in den Palast zurück und stiegen schweigsam die breite Treppe hinauf. An ihrem Kopfende bogen sie nach links zu der zweiten, schmaleren Treppe ab und kamen am leeren Operationssaal vorbei. Sammat nickte einer Schwester zu, die dabei war, Türen abzuschließen. Beiläufig sagte er: »Vielleicht kann Joseph oder ich Sie durchs Regierungshaus führen, den kleineren Palast. Dort haben wir unseren öffentlichen Radiosender, auch die Redaktion unseres Wochenblattes, und Sie werden unseren Festsaal bewundern können und...«

Er hörte abrupt zu reden auf, als sie die Tür zum Gästezimmer erreichten und Mrs. Pollifax sie aufsperrte. Kaum waren sie im

Zimmer, sagte sie: »Heraus damit, Sammat, was hat Sie bei der Bang-Bang Snackbar so erschüttert? Sie sprachen von einem Mord?«

Er blieb an der Tür stehen und entgegnete hart: »Vor neun Tagen begann das Gericht - ein Tag nachdem verkündet worden war, daß ich zum König gekrönt werden sollte. Von Dr. Merrick erfuhr ich als erster davon - einer seiner Patienten hatte es ihn erzählt - und zu dem Zeitpunkt noch darüber gelacht.«

»Was für ein Gerücht?« fragte Kadi.

»Daß ich - ich, ihr Mfumo, ihr Häuptling - ein böser Zauberer sei!«

Kadi starrte ihn entsetzt an, »Ein böser Zauberer? Ein Schwarzer Magier?«

Er nickte. »Anfangs erschien es harmlos - lächerlich«, fuhr Sammat fort. »Ich dachte, es hinge vielleicht mit meinen Plänen zusammen, das Kohlenbergwerk neu zu betreiben, und jemand befürchtete, daß an einer Stelle ein Loch in die Erde gebohrt würde, wo sich vielleicht ein geheimer Schrein befindet.«

Verlegen wandte er sich an Mrs. Pollifax: »Was ich jetzt erzählen muß, dürfte für Sie schwer - zu bizarr für Sie, Mrs. Pollifax, eine Mzungu - zu verstehen sein. In Afrika hat es immer Geheimbünde gegeben, manche waren eher harmlos, andere bewirkten durchaus Positives, aber einige gingen sehr, sehr finsternen Aktivitäten nach.«

»Erzählen Sie«, bat sie.

Sein Blick wanderte zu Kadi und er sagte sanft wie zu einem Kind, damit Mrs. Pollifax verstehen könnte, daß sie es war, um die er sich Sorgen machte: »Erinnerst du dich an Nomsa, Kadi? Als die große Pockenepidemie ausbrach und deine Eltern nicht genug Zeit hatten, sich um dich zu kümmern, holten sie Nomsa aus dem Dorf, um dich zu betreuen.«

»Nomsa? O Gott!« Kadi schlug die Hände vors Gesicht.

»Bitte, Sammy, erinnere mich nicht an sie, sie hat mir solche angst gemacht!«

»Ja, bis deine Eltern erfuhren, weshalb dich solche Alpträume quälten und sie Nomsa heimschickten. Womit hat sie dir angst gemacht, Kadi?«

Kadi antwortete zitternd: »Mit den Löwenmenschen von Singida. Sie hat mir jedoch verschwiegen, daß die in Tansania ihr Unwesen treiben und nicht hier. Sie drohte mir, wenn ich noch einmal die Missionsstation verlasse und nicht brav wäre, ihr nicht gehorchte, würden die Löwenmenschen mich stehlen und in einer tiefen Grube verstecken. Sie würden mir nur Abfälle zu essen geben und mich dort behalten, bis ich groß genug wäre, um - um für sie zu töten!«

»In Amerika«, erklärte Mrs. Pollifax, »schrecken unvernünftige Menschen Kinder mit Geistern oder dem Schwarzen Mann. Aber wer in aller Welt sind die Löwenmenschen von Singida? Sagengestalten?«

»Nein, leider nur allzu wirklich«, antwortete Sammat. »Ein Assassinenkult im Gebiet des jetzigen Tansania. Ob es ihn noch gibt, weiß ich nicht. Jedenfalls stahlen diese sogenannten Löwenmenschen tatsächlich Kinder oder kauften sie auch. Sie ließen sie hungern, machten dann willenlose Werkzeuge aus ihnen und bildeten sie zu Mördern aus. Wenn jemand einen Feind getötet haben wollte, ging er zu den Zauberern - zu denen, die sich Löwenmenschen nannten - und bezahlte sie für die gewünschte Ermordung. Sie sandten dann eines der Kinder in Löwenfell und -maske und mit langen scharfen, krallenähnlichen Fingernägeln aus, um den Mordbefehl auszuführen. Diese Leute terrorisierten jeden, und die sogenannten Löwenmenschen ließen ihre Opfer immer wie von einem Löwen zerfleischt zurück.«

»Aber so etwas hat es doch hier nie gegeben«, wandte Kadi ein.

»Natürlich nicht. - Aber der Tote hinter der Snackbar sah aus, als wäre er von einem Löwen zerfleischt worden.«

Kadi holte erschrocken Atem. Mrs. Pollifax hatte bereits befürchtet, daß Sammat das sagen würde, trotzdem kam es als Schock und ihr lief es kalt über den Rücken hinunter.

Sammat knirschte: »Der Name des heute gemordeten war Silumo, und diesen Toten sah ich selbst. Vor vier Tagen wurde ein Mann namens Jonas aus dem Elendsviertel mit grauenvollen Fleischwunden am ganzen Körper eingeliefert, ihn habe ich nicht gesehen. Und Dr. Merrick hat man vor acht Tagen in einer weiter im Süden gelegenen Ansiedlung einen Mann gezeigt, der, wie man ihm sagte, von ›einem wilden Tier‹ überfallen und gerissen worden war.«

»Dann gibt es jetzt offenbar auch hier einen ähnlichen Geheimbund«, sagte Mrs. Pollifax düster.

»Und die Anschläge gingen zeitlich mit den Gerüchten einher, daß ich ein böser Zauberer sei.. Die Löwenmenschen waren Zauberer und töteten auf genau diese Weise.«

Entsetzt rief Mrs. Pollifax: »Dann versucht also jemand oh, wie teuflisch! - Sie mit diesen gräßlichen Morden in Verbindung zu bringen!«

»Oh, Sammy!« flüsterte Kadi bestürzt. »Diese Zauberei ist böse Magie, sie ist todbringend. Diese Zauberer verkörpern das Böse. Aber warum geschieht das alles?«

»Natürlich um mich zu vernichten.« Er legte die Hand um den Knauf der Tür und öffnete sie. Doch bevor er ging, sagte er bitter: »Offenbar genügt es nicht, Hilfe von World Aid zu bringen, einen Palast zum Krankenhaus umzufunktionieren, die Schulen wieder zu öffnen und eine Verfassung niederzuschreiben, wenn ein von drei Morden bestärktes Gerücht die Menschen so in Schrecken versetzen kann, daß sie mich, den Enkel von König Zammatt, bald verfluchen und tot wünschen werden.«

Die Tür schloß sich hinter ihm und es setzte eine längere Stille ein, bis Mrs. Pollifax sanft sagte: »Kadi?«

»Ja?«

»Macht es dir angst? Bedauerst du, daß du hergekommen bist?«

»Natürlich nicht. Du weißt, er hat mich gebeten, in die Dörfer zu gehen...«

»Aber nicht allein - nie allein!« entgegnete Mrs. Pollifax streng. »Nie, versprichst du das?«

Kadi grinste. »Willst du damit sagen, daß ich die Kampfkünste, die du mir beigebracht hast, noch immer nicht gut genug beherrsche?«

»Du weißt, was ich meine«, entgegnete Mrs. Pollifax.

Kadi nickte. »Ja, natürlich. Aber es wäre besser gewesen, wenn er mich nicht an Nomsa erinnert hätte.« Sie schüttelte sich.

»Wie konnte diese Nomsa von Löwenmenschen in einem so weit entfernten Land gewußt haben?« wunderte sich Mrs. Pollifax.

Kadi zuckte die Schultern. »Es gab überall bei uns batteriebetriebene ›Pfannenradios‹ - primitive, sehr billige kleine Radios, die wir so nannten, weil sie wie Pfannen aussahen. Aber in Afrika haben sich Neuigkeiten schon immer sehr schnell verbreitet.«

Auch das höre ich immer wieder, dachte Mrs. Pollifax, während sie zusah, wie Kadi nach ihrer Haarbürste griff und sich fieberhaft das Haar büstete, als versuche sie so, Nomsa wieder aus ihrem Gedächtnis zu verbannen. Mrs. Pollifax studierte heimlich ihr Gesicht und fragte sich, ob sie jetzt die Frage wagen durfte, die sie ihr schon so lange stellen wollte. Es war riskant und vielleicht der ungünstigste Moment, und doch.. Sie holte tief Atem. »Manchmal ist es gut, sich an Vergangenes

zu erinnern, Kadi, zum eigenen Schutz. Verzeih mir, wenn ich dich jetzt etwas frage, was du nie klargestellt hast, das ich nun aber wissen muß: Hast du das Gesicht eines oder mehrerer der drei Männer gesehen, die an jenem Tag in der Missionsstation deines Vaters gewesen sind? Du sagtest, daß sie Rakia die Augen verbunden hatten, du aber...«

»Nein!« sagte Kadi scharf. »Nein!« und dann drehte sie sich um und bürstete heftig ihr Haar weiter. Doch als sie im Spiegel Mrs. Pollifax' Gesichtsausdruck sah, zögerte sie und sagte schließlich verärgert: »Also gut, ich habe das Gesicht eines der Männer gesehen. Deutlich. Als sie weggingen. Er hatte den Kopf gedreht, und so konnte ich es sehen. Doch es war mir fremd.«

»Und hat er dich gesehen?«

»Ja«, gab Kadi zu. »Aber er sagte nichts, er folgte den beiden anderen ohne stehenzubleiben den Pfad entlang.«

»Also wußte einer von ihnen, daß du dich dort versteckt hattest und gesehen hast, wie sie weggingen.«

»Ja, aber ich hatte bereits am selben Abend das Land verlassen, wie du ja weißt.«

Mrs. Pollifax nickte. »Danke«, sagte sie. Sie nahm ihre Zahnbürste und ging den Korridor entlang, um das Badezimmer zu suchen und sich die Zähne zu putzen. Was Kadi ihr gesagt hatte, beunruhigte sie. Kadi war offenbar gar nicht auf die Idee gekommen, daß der Mörder, der zurückgeblickt und sie bemerkt hatte, die anderen darauf aufmerksam gemacht haben könnte, daß sie sich im hohen Gras versteckt hatte. Und es war anzunehmen, daß die drei sich gefragt hatten, wie lange sie sich wohl dort versteckt hatte und wieviel sie gesehen hatte... Außerdem war Mrs. Pollifax gar nicht so überzeugt, daß sich Kadi an ihr Versprechen erinnern würde, nicht allein herumzuwandern. In ihrem Alter war man oft recht impulsiv. Eine Pistole, dachte sie. Kadi war in Karate noch unerfahren,

aber im Wanderrummel hatte sie jeden Abend mit einem Luftgewehr sämtliche Enten auf dem Laufband von Pogos Schießbude abgeräumt. Im Schießen war sie kaum zu übertreffen.

Kadi braucht eine Pistole, beschloß sie, und bevor sie einschlief, zerbrach sie sich den Kopf, wo sie in einem Land, in dem zwei Diktatoren schon vor einiger Zeit aus Angst vor einer Revolution alle Schußwaffen beschlagnahmt hatten, eine Pistole herbekommen könnte.

4

»Versuchen Sie es auf dem Schwarzmarkt«, hatte ihr Dr. Merrick am Morgen amüsiert geraten.

»Oje, ist das die einzige Möglichkeit?«

»Ja, und Sie werden ziemlich tief in die Tasche greifen müssen. Sie kennen doch den Markt rechts vom Boulevard, wenn man vom Flughafen kommt?«

Sie nickte. »Gegenüber der Bang-Bang Snackbar?«

»Ja. Schlendern Sie - unauffällig - umher und suchen nach einem Durchgang, der zu einem alten Armeezelt führt, dort finden Sie einen Exsöldner, der Jim-Jim gerufen wird. Ein Libanese oder Ägypter, wer weiß? Aber sie dürfen sich natürlich nicht allein dorthin begeben. Bitten Sie Joseph, Sie zu begleiten.«

Mrs. Pollifax dankte ihm und kaum war er die breite Treppe zum Operationssaal hinauf verschwunden, setzte sie ihren breitkrempigen Hut auf, und ohne auch nur einen Gedanken daran zu verschwenden, Joseph einzuweihen, schwang sie sich auf ihr Fahrrad und machte sich daran, Jim-Jim aufzusuchen. Jetzt oder nie, sagte sie sich, denn Sammat hatte versprochen, ihnen nach dem Mittagessen den anderen Palast zu zeigen - den kleineren, und Kadi lungerte in der Notaufnahme herum, in der Hoffnung, die allzu beschäftigte Rakia, sobald diese sich eine kurze Pause gönnen konnte, über die Gerüchte auszufragen.

Wie immer herrschte auf dem Boulevard ein reges Treiben, doch Mrs. Pollifax konnte sich jetzt nicht damit befassen, wie sie es gern getan hätte, denn der Boulevard führte hier leicht aufwärts und sie mußte sich ziemlich anstrengen, es überhaupt zu schaffen, ohne abzusteigen. Jedenfalls war sie ziemlich außer Atem, als sie den Markt erreichte. Sie stieg ab und schob ihr Rad durch den Markt. Sie wollte sich schließlich nicht die

Gelegenheit entgehen lassen, die Vielfalt an feilgebotener Ware zu begutachten. Es gab Riesenbeutel mit Holzkohle und Säcke voll Hirse, einen Stand, wo man zusammengerollte Tabakblätter erstehen konnte, eine ganze Reihe Käfige voll lebender Hühner, Stände mit Töpfen und Pfannen, Steingutgeschirr, Scheren und Besen. Beim Anblick von toten Mäusen, die angepriesen wurden, zuckte sie ein bißchen zusammen. Sie interessierte sich für die frischen Kürbisblätter, die Yamswurzeln und Erdnüsse, und bewunderte vor allem die Körbe in allen Formen und Größen. Während sie auf diese Weise die Lage auskundschaftete, merkte sie sich die beiden Buden mit dem schmalen Durchgang, der sie vielleicht hinter den Markt führen würde, das eigentliche Ziel ihres etwas beschwerlichen Ausflugs. Mit dem Fahrrad hindurchzukommen war ziemlich schwierig. Als sie es jedoch geschafft hatte, befand sie sich auf einer Art Hof mit einer Akazie, um die mehrere nicht sehr vertrauenswürdige junge Burschen herumlungerten. Es gab auch eine mit Stroh gedeckte Hütte und endlich entdeckte sie das zerlumppte Armeezelt, dessen Klappen zur Sonne hin geöffnet waren. Bei ihrem Anblick hörten die jungen Burschen auf, sich zu unterhalten. Sie neigte höflich den Kopf und schob das Fahrrad zum Zelt.

»Mr. Jim-Jim?« rief sie und spähte ins Innere. Sie fuhr zusammen, als er plötzlich hinter ihr auftauchte. Er war ein hochgewachsener, schmierig aussehender Mann mit einer Augenklappe und einem Streifen roten Tuchs um den Kopf.

»Oh«, sagte er und wirkte tatsächlich erstaunt. »Hat sich eine weiße Mzungu verirrt? Der Markt ist dort.« Er wies mit einem fleckigen Finger in Richtung Markt. »Haben Sie vielleicht gedacht, daß hier Toiletten sind?«

»Durchaus nicht«, antwortete sie freundlich. »Ich habe gehört, daß ich vielleicht eine Handwaffe bei Ihnen kaufen könnte.«

Er blickte sie kopfschüttelnd an. »Wie kommen Sie auf diese Idee? Und was würde jemand wie Sie damit anfangen?« Er

blickte die jungen Einheimischen unter der Akazie grinsend an, und sie lachten.

»Spaßvogel«, murmelte Mrs. Pollifax und marschierte ins Zelt.

»He!« brüllte er, doch es war schon zu spät. Sie hatte bereits den Schragentisch aus alten Brettern entdeckt, auf dem Warenproben herumlagen. In die Rückseite des Zelts war ein Ausgang geschnitten. Ein Lastwagen parkte dort, zweifellos, um einen raschen Rückzug zu gewährleisten. Sie sah Kartons englischer Zigaretten, Kisten mit Jack Danielas Whiskey und andere mit Lebensmitteln sowie mehrere Schußwaffen halb verborgen hinter einem Karton mit Jamaika-Rum. Sie lehnte ihr Rad an eine Zeltstange, schob den Karton Rum zur Seite und begutachtete die Auswahl an Waffen. »Ah«, sagte sie, »ein M-1-Karabiner, eine Beretta-Maschinenpistole, eine Sten... Aber was ich suche, ist eine kleine Pistole. Haben Sie so was auf Ihrem Laster?« Sie deutete zur hinteren Zeltöffnung.

Sein eines Auge war grau und ausdruckslos, aber er hatte seine Brauen zusammengezogen. Er war sichtlich verwirrt. »Was zum Teufel ist das für eine Dame, die Stens und Berettas kennt, frage ich Sie. Nicht gerade ladylike.«

»Ich bin auch absolut nicht ladylike«, versicherte sie ihm. »Also, was ist, haben Sie eine Pistole?«

»Sie sind teuer.«

»Das beurteile ich, wenn ich sie sehe«, entgegnete sie scharf.

Er trottete zum Lastwagen hinter dem Zelt und kam mit einigen Pistolen zurück, die er auf den Tisch fallen ließ. Nur zwei sahen neu aus. Mrs. Pollifax vermutete, daß sie durch viele Länder und Schwarzmärkte nach Ubangiba geschmuggelt und in vielen Kriegen und so mancher Revolution benutzt worden waren. Da war eine M-52, eine Browning Hi Power-Pistole und eine viel neuer aussehende Makarow PM.

»Haben Sie dafür Munition?« Sie deutete auf die 9mm-

Makarow PM. Als er nickte, bat sie: »Dann laden Sie sie für mich, ich möchte mich vergewissern, daß sie funktioniert.« Er fluchte wortreich, langte unter den Tisch, bedachte Mrs. Pollifax mit tadelnden, verärgerten Blicken, legte das Magazin ein und reichte ihr die Pistole. Mit ihren nur sechzehn Zentimetern und sechshundertsechzig Gramm würde sie für Kadi die ideale Waffe sein. Mrs. Pollifax richtete sie auf die Zeltdecke und drückte auf den Abzug.

Jim-Jim brauste auf. »Sie machen Löcher in mein Zelt. Das werden Sie mir teuer bezahlen!«

»Welches Glück, daß ich nicht auf Sie geschossen habe«, gab sie zu bedenken. »Was kostet sie?«

»Fünfzehntausend Gwar«, erwiderte er. »Oder«, fügte er mit einem bedeutungsvollen Blick auf ihre Handtasche hinzu, »fünfhundert US-Dollar.«

»Ich bezahle dreihundertfünfzig in US-Reiseschecks«, erklärte sie.

Er war entsetzt. »Reiseschecks? Großer Gott, nein! Nur Barzahlung!«

»Wieviel in bar?«

Der traditionelle merkantile Zweikampf, allgemein als Feilschen bekannt, nahm seinen Lauf. Mrs. Pollifax ging zuerst nur zögernd darauf ein, weil sie nur dreihundert US-Dollar bei sich hatte. Schließlich einigten sie sich auf dreitausend Gwar und dreihundert Dollar, was Mrs. Pollifax als kleinen Sieg erachtete, da sich das insgesamt nur auf vierhundert Dollar belief. Sie nahm das Magazin heraus und legte es mit der Pistole und einer zusätzlichen Schachtel Munition in ihre Handtasche, dann zählte sie Jim-Jim das Geld auf die Hand. »Wenn Sie davon reden...«, sagte er drohend.

»Warum in aller Welt sollte ich?« entgegnete sie. Sie versicherte ihm, daß es ein Vergnügen gewesen war, ihn kennenzulernen und schritt mit Pistole und Fahrrad aus dem

Zelt.

Sie hatte jedoch mehr Aufsehen erregt als erwartet. Die Schar junger Einheimischer lungerte immer noch unter dem Baum, aber ihr entging nicht, daß einer von ihnen sich lässig erhoben hatte, um ihr über den leeren Hof zum Markt zu folgen. Als sie sich dem Durchgang näherte, legte sie das Fahrrad auf den Boden und drehte sich zu ihm um.

Der Bursche lächelte charmant und deutete auf ihre Handtasche. »Mir gefallen Tasche«, sagte er und streckte die Hand danach aus.

»Mir gefällt sie ebenfalls«, versicherte sie ihm.

»Du geben Tasche, bitte.«

»Nein«, erwiderte sie und nahm ihre erprobte Angriffshaltung an: Die Füße gespreizt, einer zur Seite gestreckt, der andere nach vorn und ihr Gewicht dazwischen verteilt. Als er einen Satz auf sie zu machte, war sie bereit und versetzte ihm mit der Handkante einen gezielten Schlag aufs Kinn. Er taumelte betäubt rückwärts. Mrs. Pollifax hob ihr Fahrrad auf und setzte ihren Weg aus dem Hof fort, als sie bemerkte, daß ein blonder junger Mann sie verblüfft anstarrte.

»Ich habe in den Durchgang geschaut und gehaut, daß die Burschen etwas vorhatten«, sprach er sie an und machte Platz für sie und ihr Fahrrad. »Ich sah Sie beide und wollte Ihnen zu Hilfe kommen.«

»Das ist sehr freundlich von Ihnen. Tut mir leid, daß ich Sie um das Vergnügen brachte.«

Er grinste. »Ich muß schon sagen, Ihr Karate ist verdammt gut. Schwarzer Gürtel?«

Sie schüttelte den Kopf. »Brauner.«

Sein Grinsen wurde noch breiter. »Sie müssen die Mrs. Pollifax sein, die gestern angekommen ist. Neuigkeiten verbreiten sich hier schnell. Ich bin von World Aid - und arbeite

auf der Versuchsfarm. Tony Dahl.« Sie gaben einander die Hand. »Aber was haben Sie dort hinten gemacht?« fragte er verwundert.

»Ich bin falsch abgebogen und wußte nicht mehr, wo ich war«, schwindelte sie.

»Jetzt wissen Sie es. Und was haben Sie nun vor? Wollen Sie in den Palast zurück?« Als sie nickte, meinte er: »Das wird wohl das beste sein, denn es wäre durchaus möglich, daß man Ihnen noch folgt. Ich bin hier, um mir Erdnüsse zu kaufen und eine Schere... Besuchen Sie doch einmal unsere Farm.«

»Das werde ich«, versprach sie. »Guten Einkauf.« Sie stieg wieder auf ihr Rad und fuhr eilig zum Palast zurück.

Bei ihrer Rückkehr hatte sie keine Gelegenheit, mit Kadi allein zu sein, denn sie sahen sich erst wieder, als sie mit Sammat zur Besichtigung des zweiten Palastes aufbrachen, der jetzt »Regierungshaus«, genannt wurde. Sammat freute sich offenbar, es ihnen persönlich zeigen zu können. Mrs. Pollifax verstand, daß ihm das ein Bedürfnis war, denn so konnte er nicht nur ihnen, sondern auch sich selbst beweisen, was er alles auf die Beine gestellt hatte, ehe dieses schreckliche Gerücht den Glanz seines Werkes verblassen lassen könnte. Vor allem aber, dachte sie, brachte ihm die Anwesenheit Kadis Trost, denn mit ihr war er seit seiner Kindheit befreundet.

So blieb die Makarow-Pistole also einstweilen noch länger in ihrer Handtasche.

Sie gingen zu Fuß zu dem alten Palast, den der ehemalige Präsident auf Lebenszeit Chinjata während der Jahre erbaut hatte, in denen er den Staatssäckel radikal ausgeplündert hatte.

»Er ist nicht so beeindruckend wie der Palast, aus dem wir gerade kommen«, erklärte Sammat. »Er war der erste. Der Himmel weiß, weshalb Simoko glaubte, nachdem er die Macht an sich gerissen hatte, mit einem Toten wetteifern zu müssen, noch dazu mit dem Mann, den er selbst hatte umbringen lassen.

Größenwahn vielleicht. Jedenfalls gab er doppelt so viel für seinen Palast aus.«

Das war deutlich sichtbar. Der ältere Palast war aus sonnengetrockneten Lehmziegeln errichtet und weiß getüncht. Seine Räume waren kleiner und weniger protzig und es gab auch keine prunkvolle Marmorhalle. Dafür hatte er jedoch eine geräumige Festhalle; leider probte die Piccadilly Popcorn Band an diesem Nachmittag nicht, was Kadi sehr bedauerte. Außerdem waren hier der öffentliche Radiosender untergebracht, der von 15 bis 20 Uhr seine Programme ausstrahlte, die Redaktion der Ubangiba Free Press, die Büros von World Aid und die staatliche Lotterie.

»Lotterie?« vergewisserte Kadi sich.

Sammat nickte. »Eine äußerst erfolgreiche Einrichtung. Die Lose kosten nur ein paar Pince, die Ziehung findet am Ende jeden Monats statt, und der Gewinn ist hundertfünfzig Gwar. Das gibt den Menschen Hoffnung. Es wird auch helfen«, fügte er hinzu, »die Kosten für das Kraftwerk zu decken, das wir brauchen werden, sobald das Bergwerk in Betrieb ist.«

Die Besichtigungstour interessierte Mrs. Pollifax nicht sonderlich, bis sie das Untergeschoß erreichten, wo die Redaktion und die Druckerei untergebracht waren. »Eigentlich müßten die Pressen jetzt rollen, denn die wöchentliche Zeitung ist morgen fällig.« Er rief in die Druckerei: »Was ist los, Mbuza?«

Ein freundlicher Schwarzer in weißem Overall rief zurück: »Kleine Reparatur, Mfumo, sie sein gute Arbeiter.« Sammat trat ein, gefolgt von Kadi. Mrs. Pollifax zog es dagegen vor, weiter den Flur entlangzuspazieren und einen Blick in den leeren Redaktionsraum zu werfen. Es gab dort zwei Schreibtische, drei alte Schreibmaschinen, eine handbetriebene Vervielfältigungsmaschine, Aktenschränke und ein langes Regal voller Zeitungen. Ein Exemplar der Ubangiba Free Press lag auf

dem Schreibtisch des Chefredakteurs. Sie warf einen Blick darauf. Es war die Zeitung der vergangenen Woche. Interessiert begann sie zu lesen. Unter der fetten Schlagzeile MR. MWANGO UND WORLD AID SAGEN GUTE ERNTE VORAUSS befand sich eine kleinere: INTERVIEW MIT MR. DICKSON SIMBA, OFFIZIELLER DELEGIERTER DER SOTO. Das Interview nahm eine halbe Seite ein.

Mrs. Pollifax überflog es. Bei einer besonders provokativen Frage des Interviewers Johnson Sovi ließ sie sich jedoch mehr Zeit.

Sovi: Wir haben ein neues und junges Staatsoberhaupt, Mr. Simba, das bald unser König sein wird. Wie würden Sie seine bisherigen Leistungen beurteilen?

SIMBA: Seine Energie beeindruckt mich, nicht aber die Ziele, die er sich für Ubangiba gesetzt hat. Für mich ist er ein Weißer mit schwarzer Haut. Er hat alle Vorteile genossen, welche die britischen Kolonialherren seinem Großvater, König Zammata, gewährten. Er besuchte eine von einem Weißen geführte Missionsschule; er hat die vergangenen vier Jahre in Amerika verbracht; und sehen Sie doch nur, wie er Weiße hierherholt, um die Organisation für uns zu übernehmen. Wir sind wieder in der Kolonialzeit.

Bestürzt las Mrs. Pollifax weiter.

Sovi: Und in welche Richtung würden Sie vorziehen, Mr. Simba, daß er das Land steuert?

SIMBA: Jedenfalls nicht zu dieser »Alle müssen satt werden«, Zurück-zur-Scholle-Bewegung. Lächerlich! Er spricht davon, das Land ins zwanzigste Jahrhundert zu bringen, will jedoch nichts von Fabriken und Investitionen wissen. Statt dessen ist er von Genossenschaften und Düngern besessen, als wäre das die einzige Möglichkeit, Arbeitsplätze für alle zu schaffen. Er spricht davon, uns in die Zukunft zu führen, zieht uns in Wirklichkeit aber rückwärts.

Als Mrs. Pollifax Kadis und Sammys Schritte vernahm legte sie die Zeitung rasch auf den Schreibtisch zurück. Sammat blickte sie amüsiert an. »Sie brauchen sie nicht zu verstecken, es ist die Ausgabe der letzten Woche, die ich längst gelesen habe. Die nächste kommt morgen heraus.«

»Wenn ich diese zu Ende lese, erfahre ich dann, was Dickson Simba sich für Ihr Land erhofft?«

»Ich fürchte, er hat selber nicht die geringste Ahnung«, erwiderte Sammat. »Und ich hoffe, das klingt nicht herablassend. Er steht der World Aid feindselig gegenüber, behauptet jedoch, er will Fabriken, was nicht ohne europäische Investitionen möglich wäre und was infolgedessen noch mehr Nichtafrikaner ins Land brächte. Aber wir haben ganz einfach noch nicht die Infrastruktur für diese Art von Handelsverkehr.« Er schüttelte den Kopf. »Für uns ist vorrangig, daß wir genügend Getreide anbauen, um die Ernährung der gesamten Bevölkerung zu gewährleisten. Das ist uns vor Chinjata und Simoko recht gut gelungen. Erbaute man hier in Languka eine Fabrik, würden sieben von zehn Landwirten ihre Farmen aufgeben und in der Stadt Jobs annehmen, für die sie nicht geeignet sind; das Elendsviertel würde um ein Dreifaches wachsen, wir würden wieder Nahrungsmittel einführen müssen, und wir würden bankrott machen.«

»Gut argumentiert, Sammat.« Mrs. Pollifax lächelte. »Aber ich glaube, er mag sie nicht.«

»Was soll's. Das spielt keine große Rolle«, sagte Sammat leichthin.

Mrs. Pollifax war da nicht so sicher. Sie würde diesen Mr. Simba gern persönlich kennenlernen und selbst beurteilen, ob er eine Gefahr für Sammat war, vor der er die Augen verschloß. Zu viel Ehrgeiz, dachte sie, mochte zu Skrupellosigkeit führen.

Sie kehrten zu Simokos Palast zurück. Es war ein kurzer Spaziergang entlang einer Straße mit Läden, die auch

Verkaufstische im Freien hatten, neuen Ämtern und Geschäftshäusern, die alle für Dienstleistungen in Palastnähe aus dem Boden gewachsen waren: das Rathaus, ein kleines Postamt, mehrere Handelshäuser mit Schildern an den Fenstern oder Türen: NATIONAL MILLING COMPANY, JONES ENTERPRISES LTD., LANGUKA TRADING STORE, FARMERS COOP OF UBANGIBA. In der Ferne erklang Sirenenheulen, aber es war zunächst nur ein weiteres zur Stadt gehörendes Geräusch, bis es näherkam und lauter wurde.

»Polizei?« fragte Kadi.

»Hört sich eher wie ein Rettungswagen an«, meinte Sammat.

Sie hatten soeben den Palasteingang erreicht, als ein umfunktionierter, weiß gestrichener Landrover mit einem riesigen Roten Kreuz in die Einfahrt raste und mit quietschenden Reifen am Eingang hielt. Zwei Männer sprangen heraus, klappten eine Bahre auf und beschäftigten sich mit jemandem oder etwas im Fond.

»Was ist passiert?« rief Sammat ihnen zu.

Einer wandte ihm ein von Panik gezeichnetes Gesicht zu. »Yanga mfumo, wieder ein Löwenangriff. Mkambo! Er noch atmen, aber...« Er schüttelte düster den Kopf. Er und der andere hoben gemeinsam etwas sehr Blutiges aus dem Wagen auf die Bahre. Eine Schwester eilte aus dem Palast herbei, dicht gefolgt von Dr. Merrick und dem einheimischen Arzt, Dr. Kasonde.

Man hatte im Landrover ein Bettuch über den Verwundeten geworfen, aber es rutschte herunter, als er auf die Bahre gehoben wurde. Mrs. Pollifax hielt bei dem Anblick den Atem an. Dem Mann war die Kehle aufgerissen und er hatte ein gutes Dutzend Wunden wie von einer Pranke quer übers Gesicht und die Schultern. Sie wandte sich entsetzt und dem Übergeben nahe ab. »Armer, armer Mann«, wisperte sie immer wieder. Mit Dr. Merrick an seiner Seite wurde die Bahre rasch durch die Tür getragen.

Der vierte, dachte sie düster.

Sammat folgte der Bahre in die Notaufnahme, und Mrs. Pollifax hätte bei seinem trostlosen Gesicht fast geweint.

5

Am Spätnachmittag verließ Mrs. Pollifax ihr Zimmer und machte sich daran, die beiden langen Treppen zur Cafeteria des Krankenhauspersonals hinunterzusteigen. Auf der Empore blieb sie kurz stehen und blickte hinab in die riesige Eingangshalle, deren Bänke gewöhnlich voll wartender Patienten waren. Jetzt standen sie leer, abgesehen von der einen, auf der Dr. Merrick sich müde an die Wand lehnte. Sie ging weiter hinunter und gesellte sich zu ihm. »Wird der Mann überleben?« fragte sie.

»Sein Leben hängt an einem seidenen Faden«, antwortete er deprimiert.

»Ruhen Sie sich aus oder warten Sie auf jemanden?«

»Der Polizeiinspektor wird jeden Augenblick hier sein, ich möchte nicht, daß meine Patienten auf ihn aufmerksam werden, sie würden sich nur aufregen. Sie haben das neueste Opfer also gesehen?«

Sie nickte. »Ja.« Stirnrunzelnd fragte sie: »Sagen Sie, ist bei diesen Morden ein Schema zu erkennen? Ich meine damit, scheinen die Opfer aufs Geratewohl überfallen worden zu sein, oder wurden sie ausgewählt, vielleicht weil sie etwas gemein haben?«

Dr. Merrick seufzte. »Sie glauben offenbar, daß es sich lediglich um einen Mörder handelt, aber ich bin mir da nicht so sicher. Dr. Kasonde und ich arbeiten beide sowohl als Leichenbeschauer wie als Verantwortliche für die gerichtsmedizinische Abteilung, und nachdem wir unsere Untersuchungsergebnisse verglichen hatten, machten wir die Polizei darauf aufmerksam, daß es bei den letzten drei Opfern durchaus einen gemeinsamen Nenner gibt. Das erste unterscheidet sich hingegen von den anderen in der Intensität der Verletzungen. Diese Abweichung könnte von Bedeutung sein.«

»Inwiefern?«

»Nun, die Rißwunden der drei Männer, die hier in der Hauptstadt zerfleischt wurden, lassen auf ein schärferes Instrument schließen; sie gleichen einander in Tiefe und Länge. Der Bauer im Süden - der erste Tote - hatte weniger tiefe Wunden an der Kehle und dem Körper. Nicht weniger tödlich, da die Drosselvene ebenso gerissen wurde, aber eben nicht so tief. Jonas und der Snackbarmann, Siluma Makada, hatten viel tiefere Rißwunden, genau wie der arme Tiamoko Barau heute nachmittag. Und was Ihre Frage betrifft«, fügte er hinzu, »die Opfer scheinen bisher aufs Geratewohl gerissen worden zu sein.«

»Bisher?«

Düster sagte er: »Sie glauben doch nicht, daß dieses Morden aufhören wird, bevor der Täter gefaßt ist?«

»Aber das Motiv?«

»Ich glaube, das wissen Sie ebensogut wie ich«, erwiderte er trocken. »Man braucht sich doch bloß die Reaktionen der Menschen anzusehen, um daraus zu schließen, daß es Ziel dieser terroristischen Aktionen ist, Furcht und Schrecken unter der Bevölkerung zu verbreiten.«

»Erreicht der Drahtzieher das auch bei Ihnen?«

Merrick lächelte abfällig. »Sagen wir ganz einfach, daß ich nicht beabsichtige, im Dunkeln allein auszugehen oder bei Tageslicht als einziger eine enge, dunkle Gasse zu betreten. Und ich kann Ihnen und Kadi nur raten, Ihre Spaziergänge innerhalb der Palastanlage vorzunehmen. Im Garten.. Ah, hier ist mein Polizeibeamter - ein guter, übrigens. - Chefinspektor Banda«, sagte er und erhob sich, um einen forschen schlanken etwa dreißigjährigen Mann in tadelloser dunkelgrüner Uniform zu begrüßen. Sein Gesicht war glatt rasiert, er hatte die Brauen zusammengezogen, war aber ansonsten offenbar um eine ausdruckslose Miene bemüht.

Ohne überflüssige Höflichkeitsfloskeln nickte er Mrs. Pollifax zu und sagte zu Dr. Merrick: »Wollen wir gleich zur Sache kommen?« Die beiden Männer schritten Richtung Garten. Mrs. Pollifax stand auf und setzte ihren Weg zur Cafeteria fort, wo sie sich mit Kadi verabredet hatte.

Als Nachspeise war Eiskrem angekündigt, aber der Tiefkühlschrank hatte sich entschieden zu streiken.

»Schon wieder«, stellte Rakia, Kadis Freundin, die Krankenschwester, fest. »Die Cafeteria ist nur für Krankenhauspersonal, bei dem es sich nicht um Einheimische handelt, die andere Speisen gewohnt sind. Aber ich darf ein wenig Eiskrem für meine Kinder mit heimnehmen. Nur - wie soll ich sie in diesem Zustand transportieren? Mir macht es nichts aus, aber Ihretwegen tut es mir leid, Mrs. Pollifax.«

Mrs. Pollifax lächelte sie an. »Sie läßt sich gut trinken und ist geschmolzen genauso gut.«

Rakia war keine schöne, aber eine fröhliche Frau. Ein rotes Kopftuch rahmte ihr pausbäckiges, pockennarbiges Gesicht mit den vollen Lippen und glänzenden Augen ein. Sie war außerdem eine loyale Freundin, erinnerte sich Mrs. Pollifax. Sie war es gewesen, die geholfen hatte, Kadi nach der Ermordung ihrer Eltern aus dem Land zu schmuggeln. Sie hoffte inbrünstig, daß Rakias sieben Kinder einen guten Vater hatten.

»Tut mir leid, aber ich muß jetzt heim.« Rakia wickelte übriggebliebene Hühnchenreste in eine Serviette und verstaute sie in ihrer Handtasche.

»Radeln Sie schnell«, riet ihr Mrs. Pollifax, die an Dr. Merricks Warnung dachte, und Rakia bedachte sie mit einem scharfen Blick.

»Ja.« Sie nickte. »Sie haben es also gehört.« Sie schaute auf ihre Uhr. »Schon fast dunkel, ich bin spät dran. G'Nacht, Kadi.« Sie umarmte die Freundin und verließ die Cafeteria. Die kräftige, breithüftige Frau hatte ihre Schwesterntracht

ausgezogen und trug nun eine dunkelblaue Bluse und einen schwarzen Rock. Sehr vernünftig, fand Mrs. Pollifax. Viel unauffälliger im Dunkeln als eine weiße Schwestertracht.

Jetzt lasse auch ich mir schon durch diese Morde Angst einjagen, wurde ihr bewußt. Sie wandte sich an Kadi. »Essen wir unsere geschmolzene Eiskrem im Garten fertig. Ich muß dir etwas Wichtiges geben.«

»Ein Geschenk?«

»Nun, nicht gerade ein übliches«, entgegnete Mrs. Pollifax, »aber ein nützliches.« Sie liefen den Flur entlang Richtung Krankenhausküche und trugen ihre Schüsselchen und Löffel durch den Hintereingang in den Garten. Die Sonne war untergegangen und die Dunkelheit war schnell wie ein Bühnenvorhang herabgesunken. Aus der Küche fielen Lichtkreise, sie färbten die Mauer mit den Bougainvilleen in schreiendes Pink und beleuchteten die Seite des Zelte, in dem sie am Tag zuvor zu Abend gegessen hatten. Dahinter erhoben sich die Schatten neuer Zelte. Mrs. Pollifax erinnerte sich, daß sie bereits für die Krönung aufgebaut worden waren, und daß Sammat sich darüber aufgeregt hatte. »Fünzig teure Zelte! Mit dem Geld ließen sich ein Dutzend Familien zwei Wochen lang verköstigen!« Er war wirklich sehr verärgert gewesen.

Kadi und Mrs. Pollifax rückten Klappstühle an einen Tisch nahe den Fenstern und setzten sich. »Hier ist es beträchtlich kühler«, stellte Kadi fest. »Findest du nicht auch, daß Rakia eine großartige Person ist? Die Frauen in diesem Land sind so - so stark.«

»Ja, sie ist sehr sympathisch.« Nach der unangenehmen Hitze des Tages genoß Mrs. Pollifax die Kühle auf den Armen und dem Gesicht. Die Luft war voll von Blumenduft und vom Zirpen der Grillen. Mrs. Pollifax kramte in ihrer Tasche nach der 9mm-Makarow, um sie Kadi zu geben, als der abendliche Friede von einem lauten Hämmern im Garten gestört wurde. »Zeltpflöcke?«

fragte Kadi stirnrunzelnd. »Sie hämmern ja pausenlos«, ärgerte sich Mrs. Pollifax. »Ich habe das Geschenk nicht hübsch verpackt...«, begann sie, aber Kadi achtete nicht auf sie. »Wer könnte so spät noch arbeiten? Dieses Hämmern ist ja furchtbar! Sie wecken die Patienten auf, wieso denken sie nicht daran?«

»Kadi...«, rief Mrs. Pollifax, aber das Mädchen war bereits aufgestanden. »Kadi, nein! Bleib da! Kadi, komm zurück, du sollst nicht allein...«

Mrs. Pollifax hatte sich erhoben, um ihr zu folgen, als sie Geräusche wie von einer Handgemenge vernahm und dann einen Schrei. Sie war schon losgerannt, während sie ununterbrochen rief: »Kadi? Kadi, ich komme!« Sie stolperte über Zeltpflöcke und durch Gebüsch, und später fragte sie sich, ob es ihre Stimme gewesen war, die Kadi gerettet hatte, denn unentwegt rief sie ihren Namen in die Dunkelheit, bis eine schwache Stimme schließlich »hhier« stammelte und Kadi in Tränen ausbrach. »Er- er...«

»Wir brauchen Licht - unbedingt!« rief Mrs. Pollifax. Glücklicherweise war Kadis Schrei gehört worden und Dr. Merrick kam mit einer Taschenlampe aus dem Palast gerannt.

»Wer ist da?« brüllte er. »Wer hat geschrien?«

»Hier!« rief Mrs. Pollifax. »Kadi ist verletzt.« Als seine Taschenlampe in die falsche Richtung leuchtete, rief sie aufs neue: »Hier - hierher!«

Endlich fand sie sein Lichtschein.

Kadi schaukelte mit angezogenen Knien auf dem Boden und ihre Rechte umklammerte den linken Arm. »Es tut weh!« schluchzte sie. Die beiden knieten sich neben sie.

»Halten Sie bitte die Taschenlampe.« Dr. Merrick reichte sie Mrs. Pollifax und löste sanft Kadis Hand von ihrem Arm.

Als das Licht auf den Arm fiel, erschauerte Mrs. Pollifax, denn eine klaffende Wunde, die jedoch nur in der Ellenbeuge

blutete, zog sich den ganzen Arm entlang. »Wer war es, Kadi?« fragte sie.

»Ich weiß es nicht, ich weiß es nicht«, schluchzte Kadi. »Er kam aus dem Dunkeln - ich sah nur eine schattenhafte Gestalt - und er hatte ein Messer. Ich wehrte mich gegen ihn, aber er war so - so stark!«

»Ich hoffe, es war wirklich nur ein Messer, Kadi. Ich werde Sie jetzt ins Behandlungszimmer tragen. Lassen Sie Ihren Arm lose herunterhängen. Ich werde Ihnen nicht weh tun, aber diese Wunde muß sofort versorgt werden, hören Sie?«

Kadi hatte jedoch das Bewußtsein verloren - »Schock«, nannte Dr. Merrick es -, so nahm sie es gar nicht wahr, als Dr. Merrick sie aus dem Garten trug, den Flur entlang und durch die leere Marmoreingangshalle in die Notaufnahme.

Bevor sie ihnen folgte, drehte sich Mrs. Pollifax um und blickte zurück in den Garten. Es war dunkel und nun sehr still. Sie fragte sich, ob es etwa ein Einbrecher gewesen war, den Kadi bei seinem Vorhaben, in den Palast einzusteigen, ertappt hatte. War das Hämmern möglicherweise mit voller Absicht verursacht worden, um irgend jemanden in den Garten zu locken, oder war es von vornherein Kadi gewesen, auf die der Täter es abgesehen gehabt hatte?

Mrs. Pollifax erinnerte sich an Moses' Worte: »Wo es zu drei Toten gekommen ist, gibt es kein Erbarmen.«

Wie immer wieder erwähnt wurde, verbreiten sich Neuigkeiten in Languka schnell. Sammat, der sich mit den Stammesältesten im alten Palast getroffen hatte, verließ diesen keine halbe Stunde, nachdem Kadi überfallen worden war, um zur Notaufnahme zu eilen. Kaum hatte er sich jedoch vergewissert, daß sie in guten Händen war, hastete er zu dem Treffen zurück. Um sieben Uhr früh brachte Joseph eine Tüte Sonnenblumenkerne für Kadi; um halb acht traf Rakia mit einem Herzen voll Liebe und einem aufmunternden Lächeln ein;

und von da an gaben sich Fremde mit kleinen Geschenken für Kadi die Tür in die Hand: ein Sträußchen winziger Blumen aus einem schattigen Fleckchen, eine geschnitzte Trillerpfeife, ein paar Eier, lebende Hühner.

Rakia erklärte der staunenden Mrs. Pollifax. »Nicht alle von ihnen kennen Kadi, aber sie bringen ihr Geschenke, weil sie die Tochter von Dr. und Mrs. Hopkirk ist, die von allen sehr geliebt wurden. Wir spüren, daß unsere amakolo immer bei uns sind, wissen Sie?«

»Amakolo?« fragte Mrs. Pollifax.

»Ahnen«, murmelte Kadi schläfrig im Bett. »Ahnen.«

Rakia nickte heftig. »Wir errichten Schreine für sie und bringen ihnen Opfer dar. Kadi hat gute amakolo, sehen Sie, welches Glück sie hatte!«

Gegen Mittag brachte Dr. Merrick die druckfrische Ubangiba Free Press. »Die Titelseite, Kadi!« rief er. »Mrs. Pollifax, lesen Sie es ihr doch bitte vor.« Tatsächlich, ziemlich oben auf der Titelseite, eingepfercht zwischen einem Bericht über die landwirtschaftliche Kooperative und einem über die geplante Krönung, stand die kleine Überschrift: MORDANSCHLAG AUF HOPKIRK-TOCHTER. Darunter der Text: Miss Kadi Hopkirk, Tochter des verstorbenen Ehepaares Dr. und Mrs. Hopkirk, wurde spät am gestrigen Abend im Garten des Palasts von einem oder mehreren Unbekannten mit einem Messer überfallen. Sie hatte mit einer Freundin bei einem Drink in der Abendkühle gegessen...«

»Wie poetisch«, murmelte Mrs. Pollifax. »... als Miss Hopkirk Geräusche im Garten hörte und ihre Freundin verließ, um nachzusehen. Augenblicke später stieß sie einen Schrei aus und wurde mit einer Messerwunde von der Länge ihres Arms niedergestreckt vorgefunden. ›Ohne Zweifel ein Messer«, betonte Chefinspektor Banda. Miss Hopkirk erholt sich jetzt in unserem Krankenhaus. Sie ist auf die persönliche Einladung von

König Zammats Enkel, Sammat, zu dessen Krönung hierhergereist.«

»Beachten Sie die Bemerkung Inspektor Bandas: ›Ohne jeden Zweifel ein Messer‹«, wies Dr. Merrick sie hin.

»Aber es war doch ein Messer, oder nicht?«

»O ja - die Frage ist nur, werden die Leute es glauben?«

Sammat gesellte sich zu ihnen. »Und nun muß ich die Zahl der Palastwachen erhöhen und einige im Garten stationieren - zu spät, natürlich. Mrs. Pollifax, ich besuche jetzt die heilige Stätte, wo einst die Könige lebten, und da Kadi aus dem Verkehr gezogen ist, dachte ich, vielleicht möchten Sie mich begleiten.«

Er ist wirklich lieb, dachte Mrs. Pollifax. Aufmerksam ebenfalls, denn tatsächlich fühlte sie sich hier an Kadis Bett eher überflüssig, so wie das Mädchen von allen Seiten versorgt wurde. »Sehr gern«, antwortete sie. »Das würde mir Spaß machen.«

»Ja, das mußst du dir unbedingt ansehen«, riet ihr Kadi. »Ich verspreche dir, ich werde wieder auf den Beinen sein wenn du zurückkommst. Auf gar keinen Fall möchte ich mir morgen die Fahrt in den Süden zur Einweihung des Schürfkübelbaggers entgehen lassen.«

»Aber du stehst nur auf, wenn Dr. Kasonde oder Dr. Merrick es gestatten!« warnte Mrs. Pollifax.

Während Sammat sie durch die überfüllte Eingangshalle zu dem staubigen Landrover führte, murmelte er: »Eine schreckliche Sache.«

Mrs. Pollifax pflichtete ihm bei. »Was meinen Sie, wollte der Kerl, der sie überfiel, sie ausrauben, oder könnte es sein...« Aber sie brachte es nicht fertig, ihre Ängste in Worte zu kleiden.

»Inspektor Banda hat einen Fußabdruck entdeckt - immerhin ein Anhaltspunkt«, beruhigte er sie. Lächelnd fügte er hinzu: »Genau wie in Ihren amerikanischen Kriminalromanen, einen

Anhaltspunkt.« Sie sagte nichts weiter, offenbar war ihm der Gedanke noch gar nicht gekommen, daß Kadi nicht zufällig als Opfer erwählt worden war. Ihm zu sagen, was ihr solche Sorgen machte, würde die beachtliche Last auf seinen Schultern nur noch drückender machen. Er verstand ihre Besorgnis wirklich nicht. »Sie werden nicht lange getrennt sein von Kadi. Der heilige Hort ist nicht weit von hier. Allerdings führt jetzt nur noch ein Pfad dorthin, infolgedessen wird die Fahrt ziemlich holprig sein... Es wäre mir viel lieber, wenn die Krönung dort stattfände«, sagte er fast sehnsüchtig. »Aber der heilige goldene Stuhl - Sie haben ihn im April gesehen - und die königlichen Trommeln, das Zepter und die Vorhänge und die Gewänder -, das wurde alles schon vor langem in Präsident Chinjatas Palast geschafft und dann in Simokos. Das zeige ich ihnen vielleicht alles ein andermal«. Unmittelbar außerhalb des Elendsviertels bog Sammat rechts ab und folgte einem kaum erkennbaren Pfad. Sie holperten und schaukelten über diesen überwucherten, kaum benutzten Weg, bis Mrs. Pollifax eine von Akazien umgebene Mauerruine sah.

Sammat hielt den Landrover an. »An diesem Ort lebt die Seele unseres Volkes«, sagte er schlicht. »Von wo immer wir auch herkommen - unsere Sagen erzählen von einer Wanderung aus dem Westen vor Jahrhunderten -, hier wurde der erste Schrein für unsere Ahnen errichtet, und hier lebten und herrschten Generationen von Königen.«

Erstaunt vergewisserte sie sich: »Auch Ihr Großvater?«

»Ja und nein.« Sammat lächelte. »Bei seiner Geburt war dies hier noch der Königspalast. Ja, er kam hier auf die Welt, aber er wuchs in Languka auf.« Stolz fügte er hinzu: »Er war ein sehr gelehrter Mann, der erste König, der im Ausland zur Schule ging. Er war es, der die Unterhandlungen mit den Briten führte, wissen Sie? Für unsere Unabhängigkeit.«

Als er ihr vom Landrover herunterhalf, fügte er ausdruckslos hinzu: »Den späteren Hort der Könige - mein Zuhause - kann

ich Ihnen leider nicht zeigen. Präsident Chinjata ließ ihn dem Erdboden gleichmachen, als er die Macht an sich riß. Alles wurde vernichtet, alle Urkunden, alle Bücher, alles, was unsere Traditionen offenbarte. »Wir beginnen eine neue Ära«, verkündete er dem Volk, als er zusah, wie all die alten schönen Bauten niederbrannten.«

»Wie kann man nur etwas so Schreckliches tun!« rief Mrs. Pollifax bestürzt.

»Ja. Er zerstörte damit nicht nur Teile unserer Geschichte, sondern auch mein Zuhause, das ich liebte.« Er führte sie durch die Ruine, die ein prächtiges Tor gewesen sein mußte, zu einem von Gras und Unkraut überwucherten Platz. Sammat deutete auf ein verfallenes Gemäuer. »Sehen Sie, da drüben? Das war einst die Festhalle.« Mrs. Pollifax sah das Gerippe einer langen, an beiden Enden offenen Bogenhalle, von Wind, Sonne und Zeit zerfressen. Rings um den weiten, kreisrunden Platz ragten noch dachlose Ruinen aus dem Erdboden. »Ehemalige Ämter oder zumindest damit vergleichbar« erklärte Sammat. »Der Kriegshäuptling hatte seine eigene Hütte, ebenso der Ältestenrat, der für die Ausgaben und Einnahmen zuständige Häuptling, der Deuter von Orakeln und der oberste Richter. Und hier ist der Schrein.« Sammat war neben einer Reihe guterhaltener aneinander anschließender, konischer Hütten stehengeblieben, deren Dächer frisch mit Stroh gedeckt waren. »Ich bleibe nicht lange«, versicherte er Mrs. Pollifax. »Schauen Sie sich ruhig hier um, aber achten Sie auf Skorpione.« Sie sollte offenbar nicht mitkommen, der Schrein war nicht für die Augen Fremder bestimmt. Während er durch den dunklen Eingang verschwand, kam ein sanfter Wind auf, der mit dem Gras spielte und ein geheimnisvolles, weiches Wispern verursachte. Hier sind viele Geister zu Hause, dachte sie. Sie erinnerte sich, was Carstairs ihr von der Geschichte des Landes erzählt hatte, wie man zum erstenmal davon gehört hatte, als ein Überlebender eines Tuareg-Überfalls in der Sahara von einem Stamm, der sich

›Schambi‹ nannte, erzählt hatte. Sie hatten ihn gerettet und zu einem ›pastoralen Land, in dem die Soto und Schambi in Frieden lebten‹, gebracht. Vielleicht war es genau dieser Hort der Könige gewesen, den er vor zweihundert Jahren beschrieben hatte. Nach den Mythen des Landes, so hatte ihr Carstairs trocken erzählt, war es vor Jahrhunderten zu einem Streit zwischen Häuptling Mobolu vom Sotostamm und Zammat, dem Häuptling der Schambi, gekommen. Um den drohenden Krieg zu vermeiden, waren die beiden Häuptlinge in der Thronhalle aneinandergebunden und zwei Giftschlangen zu ihnen gesperrt worden, damit die Götter urteilen mögen, welcher Häuptling überleben und herrschen solle. Die Schlangen hatten den bedauernswerten Mobolu als Opfer erwählt und Zammat durfte den Thron besteigen. Deshalb zierte ein verschlungenes Schlangenpaar die ubangibanische Fahne und war in den heiligen Wappenring des Königs eingraviert. Der Rest der Geschichte verlief prosaischer. Im Vertrag von Versailles war das Land den Briten gegen ihren Willen zugesprochen worden, doch deren Bemühungen, in den folgenden Jahren die Wirtschaft des kleinen Landes anzukurbeln, waren fruchtlos geblieben. Ubangiba hatte keinen Zugang zum Meer, eine schlechte Infrastruktur, und seine einzigen Ausfuhrartikel waren Tierfelle, Sonnenblumenkerne und Erdnüsse. England muß erleichtert gewesen sein, dachte Mrs. Pollifax, als es dem Land die begehrte Unabhängigkeit geben konnte. Die Sonne schien heiß und Sammats Warnung vor Skorpionen hielt Mrs. Pollifax davon ab, die nähere Umgebung genauer in Augenschein zu nehmen. Sie ging durchs Tor und fand einen Felsblock, auf dem sie sich niederließ, um über ein Gefühl nachzudenken, das sie nicht zu ergründen vermochte. Gewiß, hier war die Vergangenheit wach, aber das konnte nicht der alleinige Grund ihrer seltsamen Reaktion sein. Vielleicht erlebte sie hier, was Sammat die Seele des Landes nannte, aber auch die von ganz Afrika, wo die Zeit ihren Ursprung hatte, sowie die Menschheit

überhaupt. Hier in den Ruinen dieses alten Königshorts machte kein Laut sich breit, das Laub hing schlaff und still von den Bäumen, es gab nur die Erde, die aus der Erde entstandene Stätte, die Dächer aus Stroh, das wiederum aus der Erde gewachsen war, die Wände aus Lehm, Dung und Stroh, die Säulen und Wände, die liebevoll aus Holz geschnitzt waren.

Wie erdverbunden die Menschen doch gelebt hatten, und sie dachte, wenn es so etwas wie Erdgeister gäbe, würden sie hier zu Hause sein, nicht in den neuen Palästen aus Glas und Marmor, Metall und Kunststoff. Sammat verließ sich auf die Erde, vertraute ihr; er wollte, daß die ubangibanische Landwirtschaft das Volk ernähren konnte wie vor der Zeit, da die Diktatoren Land und Leute ausgeblutet hatten. Falls diese grauenvollen Gerüchte von Zauberei Sammat aus seiner Heimat vertrieben, was würde dann aus diesem von der Sonne durchglühten Land von Busch und grünenden Feldern und Wüste werden, und aus dem Krankenhaus, der freien Presse und den neuen landwirtschaftlichen Experimenten?

Ein Perlhuhn unterbrach ihre Gedankengänge. Mrs. Pollifax lächelte, als sie sah, wie es sich - entrüstet über ihre Anwesenheit - rasch hinter die Mauer der heiligen Stätte in Sicherheit brachte. Aber mit der Flucht des Perlhuhns hatte sich etwas verändert und plötzlich fühlte Mrs. Pollifax sich beunruhigt.

Jemand beobachtet mich, dachte sie betroffen. Ich fühle es! Jemand hat sich zwischen den Bäumen versteckt, deshalb ist das Perlhuhn dort herausgekommen. Sie wußte nicht so recht, was sie tun sollte. Ihr erster Gedanke war, zwischen den Bäumen nachzusehen, wer sich dort befinden mochte. Aber der Überfall auf Kadi und die scheinbar durch Löwen Getöteten hielten sie zurück. In diesem Moment trat Sammat aus dem Schrein und kam zum Tor. »Wollen wir jetzt zurückfahren?« schlug er vor.

Sie erwähnte nicht, daß sie sich beobachtet fühlte. Im Landrover erkundigte sie sich höflich: »Stimmt es, daß man in

Afrika zu seinen Ahnen betet?«

Sammat lachte. »Wissen Sie, ich besuchte in Yale Vorlesungen über Religionswissenschaften. Vor allem interessierte mich der Katholizismus mit seinen vielen Heiligen. Ich erfuhr, daß Katholiken zu ihren Heiligen beten - die alle einmal als Menschen gelebt hatten -, daß sie Kerzen für sie anzünden, ihnen Gaben darbringen und sie um ihre Hilfe und Führung bitten. Auf die gleiche Weise verehren wir unsere Vorfahren. Wir beten zu ihnen, weihen ihnen besondere Festtage, und bieten ihnen Opfer dar Gaben - und hoffen auf ihre Führung und Hilfe. Besteht da ein so großer Unterschied? Ich weiß nicht. Wir glauben gern, daß unsere Ahnen noch über uns wachen, selbst wenn viele davon«, fügte er lächelnd hinzu, »nicht gerade das Zeug zum Heiligen hatten.«

Neugierig fragte sie: »Und haben Sie im Schrein ein Opfer dargebracht?«

»Selbstverständlich«, antwortete er ernst, »und von ganzem Herzen gerade jetzt um Hilfe gebetet.« Sie nickte. Er brauchte nicht zu erklären, weshalb.

6

Um fünf Uhr am nächsten Morgen wurde Mrs. Pollifax durch ein Klopfen an der Tür geweckt. Verschlafen stolperte sie aus dem Bett, öffnete und sah sich Joseph gegenüber, der ein reichbeladenes Frühstückstablett trug. »Moni!« sagte er. »Es ist fünf Uhr.« Über jemand, der ihnen beim letzten Kurzbesuch in Ubangiba das Leben gerettet hatte, durfte man sich nicht ärgern, sagte sich Mrs. Pollifax, trotzdem fand sie sein Klopfen einen Moment lang unverzeihbar, denn sie wollte länger schlafen, und Joseph sah auch noch unglaublich wach, ja sogar fröhlich aus. Einer dieser Morgenmenschen, dachte sie gereizt. Als ihr seine Pistole im Halfter auffiel, erinnerte sie sich, daß sie immer noch die Makarow in ihrer Handtasche hatte. Während sie ihr hartgekochtes Ei und Porridge aß, überlegte sie, wo sie sie heute lassen sollte, und da man sie vor Taschendieben gewarnt hatte, schob sie die Pistole tief in Kadis Rucksack.

Eine Überraschung erwartete sie unten. Dr. Merrick hatte Kadis Bitte nachgegeben, an der Einweihung des Schürfkübelbaggers teilnehmen zu dürfen, doch nur, wenn sie im Bus bliebe und die Feierlichkeiten durchs Fenster beobachtete. Mrs. Pollifax hatte keine Bedenken, da Dr. Merrick ja ebenfalls mitkommen würde. Es war sein freier Tag und er hatte sich erboten, einen der Busse zu chauffieren. Sie würden in seinem Bus mitfahren. Den Operationsdienst im Krankenhaus hatte Dr. Kasonde übernommen. Als sie fünfundvierzig Minuten später den Palast verließ und die drei wartenden Busse sah, entfuhr ihr unwillkürlich ein »Oh!«

Kadi kam mit dem dick verbundenen Arm aus der Krankenstation. Auch sie war beeindruckt und stieß ein »Wow!« hervor, als sie sich Mrs. Pollifax anschloß. Auf den leuchtend roten Untergrund des vordersten Busses waren knallgelbe Sonnenblumen gepinselt. Der zweite Bus bot sich in

schreiendem Pink mit beschwipsten blauen Punkten dar. Und der dritte war schwarz mit bunten Zeichnungen rund um die Karosserie: spielende Kinder, Männer bei den unterschiedlichsten Arbeiten, und Frauen mit Körben auf dem Kopf. Aus einem Lautsprecher dröhnte Musik, um die zahllosen Zuschauer zu unterhalten, unter denen die Männer in ihren bedruckten Baumwollgewändern nicht weniger farbenfroh wirkten als die buntbemalten Fahrzeuge. Die Häuptlinge und Unterhäuptlinge waren angekommen. Das einzige weiße Gesicht unter ihnen war das von Dr. Merrick, der in Jeans und Jeanshemd viel jünger aussah als im Arztkittel. »Hinein mit Ihnen«, sagte er zu Kadi. Und während die Fahrgäste nach den beiden weißen Frauen einstiegen, stellte er sie ihnen vor: »Häuptling Kampemba... Richter Mutale vom ubangibanischen Gerichtshof... Häuptling Chibabila... Mr. Ernest Malima von der Landwirtschaftsschule... Mr. Kamuzo Chibambo von der Textilschule...« Jeder beugte sich höflich zu Kadi hinunter und versicherte ihr seinen chisoni, sein Bedauern über ihre Verletzung.

»Und Mr. Dickson Simba...«

Als Mrs. Pollifax der Name bewußt wurde, blickte sie scharf auf. Niemand hatte erwähnt, wie steif er sich benahm und wie überheblich er dreinschauen konnte. Er war dünn und drahtig, wie eine Sprungfeder, dachte sie, und trug eine Brille in Goldfassung, die seine schwarzen Augen vergrößerte. Er war der einzige, der nicht in der landesüblichen Tracht, sondern mit einem dünnen schwarzen Anzug und weißem Hemd bekleidet war. Um anders zu sein, folgerte Mrs. Pollifax und nickte ihm höflich zu. Er ließ sich hinter ihr und Kadi nieder und beanspruchte den Doppelplatz für sich allein. Sie fuhren mit der aufgehenden Sonne los, deren riesige Scheibe von leuchtendem Orange sich daranmachte, mit den Schatten zu spielen und die letzte nächtliche Dunkelheit zu verschlingen. Beim Höhersteigen offenbarte sie dann ihre Wärme, die sich gegen

Mittag zu unerbittlicher Hitze entfalten würde.

Dickson Simba, auf dem Platz hinter den beiden Damen, beugte sich vor und sagte großspurig: »Ich bin Dickson Simba, und Sie sind wohl - Mrs. Poltiflack? Schockiert Sie die Armut unseres notleidenden Landes?« Sie drehte sich um und fühlte sich von seinen durchdringenden schwarzen Augen angegriffen.

Fest entgegnete sie: »Sein Zustand läßt sich durch gute Führung durchaus beheben und zum Besten wenden - mein Name ist übrigens Pollifax, nicht Poltiflack.«

»Hah!« sagte er. Er lehnte sich zurück und schwieg von nun an.

Mrs. Pollifax machte es sich bequem und lehnte sich zurück. Sie wollte sich ein Bild von dem Land außerhalb von Languka machen, und da es eine zweistündige Fahrt war, sah sie auch viel davon: kleine Akazienwälder, gefolgt von langen, eintönigen Strecken mit Büschen und Sträuchern, ein Feld, auf dem Arbeiter gewaltige Bündel von Stecken zusammenbanden.

»Das ist kein Holz«, erklärte Kadi, »das sind in der Sonne trocknende Hirserispen.« Vereinzelt überholten Lastwagen sie und dann auch der dreimal am Tag verkehrende Bus nach Languka. Frauen mit Babys in einem um den Rücken gebundenen Tuch wanderten die Straße entlang, und hin und wieder sah man am Straßenrand eine Frau hinter einem Verkaufsstand stehen und Gemüse, Brot und Mineralwasser feilbieten. Kadi schlief bald ein. Auf der anderen Seite des Mittelgangs unterhielten sich zwei Häuptlinge in gebrochenem Englisch über die Förderung von Kohle und welche Möglichkeiten sich dadurch für ihr Land ergeben könnten. Wäre es angebracht, diskutierten sie, auch kleine Ortschaften an ein Stromnetz anzuschließen? Artesische Brunnen waren selbstverständlich ein Muß, die Frage war nur, wie viele, und würden sie sich - ohne daß die Soto protestierten und die Regierung bedrängten, ihnen einen gleichen Anteil zu

versichern - angemessen zwischen Wüste und landwirtschaftlichem Gebiet verteilen lassen, dort, wo das Wasser verständlicherweise am dringendsten benötigt wurde? Dickson Simba mischte sich in dieses Argument ein und versicherte den beiden, daß die Soto selbstverständlich protestieren und Klage einlegen würden, nun da Ubangiba einen hohen Gerichtshof hatte.

Nicht ganz ohne Bosheit wies einer der beiden Häuptlinge daraufhin, daß Ubangiba noch keine Verfassung hatte, weil gewisse Personen jegliche Diskussion unterbrachen und an jedem Wortlaut etwas auszusetzen fanden. In diesem Moment hielt Dr. Merrick den Bus am Straßenrand an, öffnete einen Isolierbehälter und verteilte lauwarme Orangenlimonade, Tee und Flaschen mit mtibi, dem heimischen süßen Bier.

Kadi wachte auf. »Oh, gut!« rief sie erfreut, »ich bin wie ausgedörrt und mein Hals fühlt sich wie Sandpapier an. Wir müssen bald da sein.« Sie lachte. »Rakia sagt, der Vorarbeiter, den man von England zur Beaufsichtigung der Kohleförderung hat kommen lassen, ist ein Cockney. Wie Michael Caine«, fügte sie verschmitzt hinzu, und als Mrs. Pollifax mit einem amüsierten Lächeln reagierte, sagte sie: »Sie dürfen nicht vergessen, daß ich mit fünfzehn meinen ersten Film sah, und danach dachte ich, ich müßte das Versäumte nachholen. Übrigens sah ich ihn im Fernsehen, es war Ipcress - streng geheim, und ich war fasziniert, wie Michael Caine die Eier für ein Omelett aufschlug.«

»Die Eier aufschlug?«

Kadi nickte. »So sanft. Ich hatte nie zuvor einen Mann kochen sehen.«

Nach der kleinen Erfrischungspause fuhr Dr. Merrick unter einem zusehends heller werdenden Himmel weiter auf eine lange Bergkette am Horizont zu. Aber Mrs. Pollifax konnte nun die Augen nicht mehr offenhalten, sie nickte ein. Das Anhalten

des Busses riß sie aus dem Schlaf. Sie sah, daß sie angekommen waren und sich in dem langen Schatten der Bergkette befanden.

Ein Basislager mit sechs Zelten war hier für die Bergleute errichtet worden. Hoffentlich werden keine endlosen Reden gehalten, dachte Mrs. Pollifax. Der Schürfkübelbagger schimmerte gelb in der Sonne und war von einer Menschenmenge umgeben. Tatsächlich sah es aus, als wären sämtliche Bewohner der umliegenden Ortschaften herbeigeeilt, um an diesem historischen Ereignis teilzuhaben.

Doch als sie genauer hinsah, hatte sie das Gefühl, daß die Menge sich nicht so benahm, wie eigentlich zu erwarten wäre. Die Wartenden fuchtelten mit den Armen, und als Dr. Merrick die Bustür öffnete, war ein Gebrüll zu hören, aus dem sich der schrille Schrei einer Frau hervorhob. Eine Schar Jungen rannte auf die Busse zu und sie riefen: »Imfa! Imfa! Imfa!«

»Was zum Teufel!« fluchte Dr. Merrick unüberhörbar und sprang aus dem Bus.

Mrs. Pollifax entfuhr ein etwas leiseres »Was in aller Welt...«, dann folgte sie ihm.

Kaum sahen die Kinder Sammat aus dem dritten Bus steigen, wandten sie sich alle ihm zu. Was Sammat zu ihnen sagte, war aus dieser Entfernung nicht zu hören, aber wie Lemminge änderten die Jungen abrupt die Richtung und kehrten zum Lager zurück. Dr. Merrick und Mrs. Pollifax erreichten die Schürfstelle vor ihnen und erkannten sofort das Problem: Um die Zuschauermassen zu unterhalten, die seit dem Morgengrauen warteten, hatte Callahan, der Vorarbeiter, die Leistungsfähigkeit des Baggers demonstriert und am Fuß des Berges eine provisorische Öffnung geschaufelt. Dabei war ein noch halb in der Erde liegender Totenschädel zum Vorschein gekommen, dessen leere Augenhöhlen den geschockten Vorarbeiter anstarrten und der nicht weniger geschockten Menge Angst einjagte.

Dr. Merrick kniete sich neben den Schädel und untersuchte ihn. Dann erhob er sich und rief: »Kein Grund zur Panik! Kein neuer Toter. Nicht mkambo!« Als niemand darauf achtete, brüllte er: »He! Nicht mkambo... mana!« Und dann verzweifelt: »Wie heißt dieses verdammte Wort bloß...? Manda! Kalamba! Kaie kale, kale kale!«

»Was heißt das alles?« erkundigte sich Mrs. Pollifax. Er grinste. »Ich hoffe, ich sagte ihnen soeben, daß es ein altes Grab ist, ein sehr altes. Ich weiß, daß kale kale ›vor langer Zeit‹ heißt, weil alle ihre Sagen und Legenden mit Kale, kale anfangen, aber leider ist das das einzige Wort, dessen ich mir sicher sein kann.«

Sie hatten ihn verstanden und die Hysterie legte sich. Dr. Merrick erklärte Sammat rasch: »Dieser Schädel ist alt, vielleicht hundert Jahre oder älter, und morsch. Sie müssen ihn sofort zudecken lassen, sonst löst er sich in Staub auf. Nur der Torf hat ihn erhalten. Sie sind hier vielleicht auf eine uralte Grabstätte gestoßen, Sammat.«

»Aber wir wollen Kohle!« warf Dickson Simba ungehalten ein.

Sammat wandte sich an den Vorarbeiter bzw. Werkmeister, der in englischen Kohlenbergwerken Steiger gewesen war und große Erfahrung unter Tage hatte: »Ist das genau die Stelle, die von den Geologen empfohlen wurde? Sie sind auf keine Gebeine gestoßen.« Der Vorarbeiter deutete nach Westen. »Weiter da drüben, Boß - bei den roten Fahnen -, aber Sie se'en selber daß wir 'ier nä'er an der Straße sind, und daß die Brunnen 'ier sind, 'ier ist's praktischer. Die Männer werden durstig in dieser 'itze. Wird bald 'eiß wie in der 'olle sein. Dachte mir, wenn's dort drüben Kohle gibt, ist auch 'ier Kohle.«

»Ja, aber Sie müssen den Schürfkübelbagger sofort ein Stück weiter in westliche Richtung bringen«, wies ihn Sammat an. »Sie sehen ja selbst, was hier ist.«

Der Vorarbeiter blickte mißtrauisch an Sammat vorbei. »Sie

'aben doch öffentlich nicht diese Medizinmänner dabei, oder? Waren gestern den ganzen Tag hier. Richtig unheimlich, diese Burschen!«

»Sie sind nicht hier«, beruhigte ihn Sammat. Callahan kehrte zum Bagger zurück und machte sich daran, ihn weiter westlich zu fahren.

»Das ist ja richtig aufregend, Sammat!« sagte Mrs. Pollifax. »Es könnte einer Ihrer Vorfahren gewesen sein.«

»Momentan bin ich nur verärgert«, erwiderte er. »Es ist kein gutes Omen, die Menschen hier fürchten sich vor so etwas. - Du, mit der Schaufel«, er deutete auf einen Jungen. »Hilf Dr. Merrick, den Schädel zu vergraben, sei so gut.«

»Aber vorsichtig - ganz vorsichtig!« warnte Dr. Merrick.

»Lassen Sie mich helfen«, erbot sich Mrs. Pollifax. Der Bagger war dröhnend zum Leben erwacht und zog wie der Rattenfänger von Hameln alle hinter sich her zur neuen Schürfstelle. Mrs. Pollifax wußte, daß nun jede Menge Ansprachen drohten, wahrscheinlich endlos lange, und sie hielt einen alten Totenschädel für weniger langweilig. Der Junge wartete mit leuchtenden Augen, die Schaufel in der Hand, und betrachtete das alles als großes, geheimnisvolles Abenteuer. Er sagte, er heiße Reuben und fragte, wo er schaufeln sollte.

»Der Schädel darf nicht berührt werden«, erklärte Dr. Merrick mit besorgter Miene. »Ich glaube, wir bedecken ihn nur vorsichtig mit der Erde, die der Bagger ausgehoben hat. Sprichst du Englisch, Reuben?«

»Ich spreche viel gut Englisch«, versicherte ihm der Junge. »Du wollen, ich tragen Erde von da zu hier.. Du glauben, es sein Ahnengrab, Sir? Wenn ja, sollen Opfer bringen und beten.«

»Keine Zeit für Opfer. Sag du ein Gebet auf, aber deck den Schädel zuvor zu.«

Mrs. Pollifax stellte trocken fest: »Offensichtlich weiß man

sogar hier von den Toten, die angeblich von Löwen gerissen wurden.«

»Ja, leider.«

Reuben wollte gerade die erste Schaufel voll Erde hochheben, als Mrs. Pollifax ihn zurückhielt. »Warte einen Augenblick.« Sie hatte ganz hinten in dem Loch, völlig unabhängig vom Schädel, etwas bemerkt. Sie kniete sich nieder, spähte ins Baggerloch, langte hinein und holte vorsichtig einen kleinen Gegenstand heraus. Sie wischte den Dreck davon ab, dann sagte sie verlegen: »Das hätte ich wohl nicht tun sollen, nicht wahr, aber - kale kale, Dr. Merrick?« Alle drei, einschließlich Reuben, beugten sich über ihre Entdeckung. Was sie auf ihre Handfläche gelegt hatte, war ein kleiner Reifen oder eher eine Scheibe aus Metall -Eisen oder Bronze - mit einem Durchmesser von knapp sechs Zentimetern, mit einer filigranen Scheibe innerhalb des Reifens, die ein eigenartig erhabenes Muster aufwies. An einer Stelle am Rand waren zwei metallene Ösen, was darauf schließen ließ, daß das Stück sich an einer Kette befunden hatte.

»Schlangen«, stellte Reuben fest, der es sich näher ansah und nun mit seinem langen dunklen Finger darauf wies.

Dr. Merrick nickte. »Du hast recht, diese gewundenen Linien sind zwar abgegriffen, stellen jedoch zweifellos Schlangen dar. Sehr dekorativ! Ein kunstvoll geschmiedetes Stück, alt und offenbar schon sehr lange in der Erde.«

»Könnte es vielleicht zu dem Schädel gehören?«

»Möglich.« Dr. Merrick strich behutsam darüber, dann sagte er nachdenklich: »Wir sollten das Tony Dahl zeigen, dem Burschen von World Aid auf der Versuchsfarm. Er hat, während er aufs College ging, in seinen Sommerferien immer bei einem Archäologenteam in Ägypten ausgeholfen. Er kann uns sagen, ob wir über das gestolpert sind, was ich vermute. Wir bringen es ihm nach dem Lunch vorbei. Sie werden ihn mögen.«

»Ich kenne ihn bereits«, sagte Mrs. Pollifax und fügte mit

verschmitztem Zwinkern hinzu: »Vom Schwarzmarkt.«

Dr. Merrick blickte sie erstaunt an. »Sie sind tatsächlich dorthingegangen?«

»Ja, und genau was vermuten Sie?« fragte sie, weil sie gern bestätigt haben wollte, was sie dachte.

»Ich glaube, daß unser Freund, der zukünftige König Sammat IX., hier einen archäologischen Fund hat, der viel wertvoller sein könnte als sein Kohlenbergwerk - zumindest aus historischer Sicht. Dieser Schmuck ist wirklich alt, vielleicht aus der Bronzezeit, aber das kann uns Tony genau sagen.. Zu schade, daß er nicht hier war und den Schädel sehen konnte, doch das dürfte genügen, ihn neugierig zu machen. Das einzige Problem ist der Aberglaube der Einheimischen«, fügte Dr. Merrick stirnrunzelnd hinzu, »vor allem, wenn man an die Gerüchte über Zauberei und die vier Löwenmorde denkt...« Falls Einweihungsreden geplant gewesen waren, hatte man sie kurz gehalten, um die mittägliche Hitze auf der Heimfahrt zu umgehen. Jedenfalls waren die Busse schon lange davor auf dem Rückweg zur Hauptstadt. Der Schürfkübelbagger konnte seine Arbeit beginnen, und eine Crew junger Ubangibaner stand bereit, den Eingang abzustützen und ihre Schaufeln und Spitzhacken einzusetzen. Jeder Besucher aus der Hauptstadt kehrte mit einem kleinen Souvenir zurück: einem Stückchen Anthrazit. Mrs. Pollifax fiel auf, daß niemand den Totenschädel erwähnte, der versehentlich ausgegraben worden war. Zurück am Palast quollen die Gäste aus den Bussen, sie lächelten, bildeten Gruppen und unterhielten sich. Kadi hakte sich stützend bei Mrs. Pollifax ein und ging mit ihr noch etwas schwerfällig - zu Sammat, um ihm zu gratulieren.

Er erkundigte sich sofort besorgt: »War der Ausflug nicht zu anstrengend für dich? Wie fühlst du dich?«

»Ich bin okay. Mir ist zwar der meiste Spaß entgangen, aber ich bin sehr froh, daß ich aufstehen und mitkommen durfte.«

Er blickte auf ihren dick verbundenen Arm. »Wie eine Mumie«, er grinste. Plötzlich starrte er an ihr vorbei und zog die Brauen zusammen. »Was in aller Welt ist los mit Joseph?«

Die beiden Damen wandten sich um und sahen, wie Joseph sich rücksichtslos einen Weg durch die Menge bahnte und manche sogar grob zur Seite stieß. Der üblicherweise so ruhig und effizient wirkende Joseph schien völlig außer sich zu sein, seine Augen funkelten vor Wut. Von zwei Männern am Vorwärtsschreiten gehindert, brüllte er über ihre Köpfe hinweg: »Mfumo, etwas Schreckliches! Diebstahl! Einbruch!«

Sammat blickte Joseph erstaunt entgegen. »Was ist passiert?«

Endlich erreichte Joseph sie. »Während Sie weg waren - Diebstahl!« wiederholte er.

»Hoppla, was kann gestohlen worden sein, das Sie so erregt, Joseph?« fragte Sammat. »Sie wissen, daß Simokos Gold in einer Bank in London aufbewahrt wird, und alles, was wir an Staatsvermögen besitzen, hier auf der Bank liegt.«

»Nein, nein, Dokumente!« keuchte Joseph. »Präsident Simokos Geheimakten! Aus dem Tresorraum! Nbuzu Simakonda hat es mir vor zehn Minuten gemeldet. Die Tür war nicht verschlossen!«

»Zeigen Sie es mir!« sagte Sammat scharf. Er wandte sich an Mrs. Pollifax und Kadi. »Das ist wirklich sehr ernst. Ich muß Sie bitten, mich zu entschuldigen.«

»Wir kommen mit«, sagte Mrs. Pollifax, obwohl ihr selbst klar war, was sie sich da herausnahm. Aber da weder Sammat noch Joseph protestierten, eilten sie und Kadi hinter den beiden Männern her, die durch die Eingangshalle hasteten, an der Notaufnahme vorbei, und bei der Küchentür nach rechts bogen. Die Küchengeräusche waren längst nicht mehr zu hören, als sie einen langen Flur mit vielen Türen hinter sich hatten und bei der letzten Tür, die offenstand, kurz anhielten, ehe sie hindurchgingen.

Dann stiegen sie fünf Zementstufen hinunter in einen Raum, der Mrs. Pollifax wie ein Betonbunker vorkam und der von zwei schwachen Glühbirnen ungenügend beleuchtet wurde. Hier wartete ein junger Mann in der Uniform der Palastwachen auf sie. Hinter ihm befand sich eine eiserne Gittertür mit Vorhängeschloß vor einem kleineren Raum - offenbar dem Tresor - mit geschlossenen Metallfächern, die bis zur Decke reichten. Mehrere Schubladen waren herausgezogen und ihr Inhalt war auf den Boden gekippt worden. Im schwachen Deckenlicht waren die dunklen Lücken in den schier endlosen Fächerreihen zu erkennen, welche die beeindruckende Metallsymmetrie unterbrachen. Mrs. Pollifax schüttelte den Kopf.

»Sergeant Simakonda.« Der Wachmann salutierte zackig.
»Mfumo, ich sehen dies und laufen sofort um zu melden.«

»Gut, daß Sie das getan haben«, murmelte Sammat abwesend und ging zur Gittertür. »Wieso ist sie jetzt verschlossen?«

»Ich nicht berühren«, versicherte der Sergeant und wich zurück.

Joseph rief entsetzt: »Soll das heißen, daß das Schloß nicht aufgebrochen war?«

»Nein, Sir.«

»Geknackt«, stellte Mrs. Pollifax, die Sammat gefolgt war und das Schloß betrachtete, fachmännisch fest. »Geknackt?« echote Joseph.

»Wenn es, wie man sieht, nicht mit Gewalt geöffnet wurde, muß es geknackt worden sein.« Sie erinnerte sich an alles, was sie von John Sebastian Farrell und Robin Bourke-Jones in dieser Hinsicht gelernt hatte, und erklärte: »Dieses Wort ist unter Einbrechern üblich. Ein Schloß wie dieses zu knacken, ist sehr einfach, man braucht dazu nur einen Dietrich, das ist ein besonderes Einbrecherwerkzeug. Ein Profi würde bestimmt nicht länger als zehn Minuten benötigen. Wurde es während der

Nacht aufgebrochen? Was haben Sie hier aufbewahrt?« Sie blickte sich um.

Sammat kniff die Augen leicht zusammen und sagte leise: »Wir sind noch nicht dazu gekommen, Simokos Akten durchzusehen. Es hat so viel Wichtigeres getan werden müssen. Es war sehr naiv von uns, Joseph, uns einzubilden, wir brauchten diesen Tresorraum nur abzuschließen und wir könnten uns Zeit lassen, bis wir uns die Akten in Ruhe vornehmen könnten.« Er hob die Hand zur Stirn und sah einen Moment so müde und am Boden zerstört aus, daß Mrs. Pollifax erschrak. Er dachte natürlich an die Löwenmorde, und jetzt kam noch dieser mysteriöse Einbruch dazu und was er zu bedeuten hatte. Sie versuchte ein tröstendes Wort zu finden, aber ihr fiel kein passendes ein.

Kadi, die es bemerkte, sprang in die Bresche und sagte: »Was auch immer gestohlen wurde, es muß wohl sehr wichtig sein, Sammy?«

»Und gefährlich in den falschen Händen, o ja. Aber am bestürzendsten ist, daß der Täter überhaupt vom Tresorraum wußte und davon, was darin aufbewahrt wird.«

»Wie viele wußten es?« fragte Mrs. Pollifax.

»Ich - Joseph.«

»Die Polizei? Die Palastwache?«

Sammat schüttelte den Kopf. »Keiner in meiner Polizei.« Er zögerte und fügte mit finsterem Gesicht hinzu: »Vielleicht Präsident Simokos Polizei oder jemand aus seiner näheren Umgebung? Joseph, wer von Simokos Leuten hatte Zutritt?«

Joseph schüttelte den Kopf. »Niemand, das könnte ich schwören. Die ganze Zeit, in der ich im Palast arbeitete, kam nur Präsident Simoko hierher, das weiß ich bestimmt. Wir hier im Palast wußten, daß der Tresorraum da war, aber niemand wußte, hinter welcher Tür, nur Präsident Simoko.«

Sammat nickte. Er straffte die Schultern und sagte zu Joseph: »Zumindest wurde nicht viel mitgenommen, das kann man sehen. Jemand hat genau gewußt, was er wollte. Aber bis wir Zeit haben nachzusehen, was hier ist...« Joseph blickte ihn entsetzt an. »Sie sind Häuptling. Der mbala muß jetzt gefunden werden. Muß bestraft werden! Muß mwabvi bekommen!«

»Gottesurteil durch Gift?« Sammat bedachte ihn mit einem scharfen Blick. »Das kommt nicht in Frage!« Er drehte sich zu dem Sergeant um und wies ihn streng an:

»Sie werden schweigen, Sergeant Simakonda, haben Sie verstanden? Ich kenne eine Medizin, die mir verraten wird, wer der Dieb ist - wer der mbala ist, ona?«

Der Sergeant nickte. »Inde.«

Sammat sagte ruhig: »Zikomo«, und zu den anderen:

»Wollen wir gehen?«

»Aber das ist udio - böse!« protestierte Joseph. »Nichts zu tun ist - ist apiro!«

»Ist ›Wahnsinn‹?« rügte Sammat. »Kommen Sie, Joseph.«

Er redete beruhigend in Ubangibanisch auf ihn ein.

»Wie Sie sehen, mache ich viele Fehler«, sagte Sammat später, als sie im Garten stehenblieben, ehe sie sich trennten. »Ich war unvorsichtig, entsetzlich unvorsichtig.«

»Sie können nicht an alles denken«, versuchte Mrs. Pollifax ihm das Schuldgefühl zu nehmen. »Es sind seit Ihrer Rückkehr erst zehn Monate vergangen und Sie haben an die richtigen, die wichtigsten Dinge gedacht. Sie haben sich um die Menschen gekümmert, nicht um Dokumente und alte Akten.«

»Ja, Simoko ist die Vergangenheit«, fügte Kadi hinzu, »und du hast an die Zukunft gedacht. Wie kannst du das einen Fehler nennen?«

Wieder fuhr Sammats Hand zur Stirn, um sein Gesicht zu bedecken. »Trotzdem, Simoko war ein skrupelloser Mensch und

ich hätte die Vergangenheit beachten müssen. Auch wenn ich die Sache im Tresorraum als unbedeutend abtat, um Joseph zu beruhigen, bin ich überzeugt, daß etwas sehr Wichtiges gestohlen worden ist, anders läßt sich diese Verwegenheit nicht erklären. Bei jeder Runde überprüft ein Wachmann sämtliche Türen, selbstverständlich auch die zum Tresorraum. Trotzdem ist jemand durch diese verschlossene Tür geschlichen und dann durch die mit dem Vorhängeschloß zugesperrte Gittertür - wie ein mzukwa, ein Geist.«

»Keine Geister!« sagte Kadi fest.

Sammat lächelte schwach. »Es wäre beruhigender, an einen Geist zu glauben, als daß es ein Mensch gewesen ist, der so mühelos - wie war doch gleich das Wort? - Schlösser knacken kann.« Er seufzte. »Ich muß Chefinspektor Banda hinzuziehen und den Raum nach Fingerabdrücken absuchen lassen.« Er machte jedoch noch keine Anstalten zu gehen. Statt dessen blickte er Kadi und dann Mrs. Pollifax forschend an. Plötzlich bedachte er sie mit einem raschen, strahlenden Lächeln. »Ich bin unendlich froh, daß Sie beide in diesem Augenblick bei mir sind. Joseph ist mein Freund, aber Sie sehen ja selbst, wie schnell er zu den alten Sitten zurückkehrt, wie er ein Gottesurteil durch Gift vorschlug.«

»Worum geht es da?« erkundigte sich Mrs. Pollifax.

»Ein Verdächtiger - den wir gar nicht haben«, sagte Sammat trocken, »wird vor ein Giftorakel gebracht - und ich hoffe sehr, daß solche Einrichtungen der Vergangenheit angehören! Der Delinquent wird einem komplizierten Ritual unterzogen, zu dem unter anderem gehört, daß in einen Flaschenkürbis mit Wasser vermisches Gift gefüllt wird. Der Verdächtige muß davon trinken, wenn er schuldig ist, wird er sterben; ist er unschuldig, bleibt er am Leben.« Nachdenklich fuhr er fort: »Es sieht Joseph gar nicht ähnlich, ein solches Ritual vorzuschlagen. Ich hatte keine Ahnung, daß er immer noch an diesen Unsinn glaubt.« Abrupt fügte er hinzu: »Aber jetzt muß ich wirklich gehen, es

gibt eine ganze Menge zu tun.«

Kadi blickte ihm nach, als er davoneilte, und verzog das Gesicht. »Er vergißt, daß Joseph nicht auf die Yale-Universität ging.«

Mrs. Pollifax schwieg. Sie dachte, daß ein Feind Sammats die Geheimakten dieses Diktators wahrscheinlich gut nutzen konnte, schon gar, wenn sich darunter eine Liste mit Informanten und Spionen befand... Es war beunruhigend, wenn man bedachte, daß Präsident Simoko zwar nicht mehr unter den Lebenden weilte, die Personen dagegen, die er für sich gewonnen und auf die er sich verlassen hatte, möglicherweise noch sehr aktiv waren.

Die Versuchsfarm, erklärte Dr. Merrick, nahm eine Fläche von sechzigtausend Quadratmetern einst unfruchtbaren Landes hinter dem Palast ein. Für Mrs. Pollifax sah sie aus wie eine gigantische Patchworkdecke in unterschiedlichen Grüntönen und wechselnder Florhöhe. Jede einzelne Parzelle hatte weiße Schilder, vermutlich mit der Bezeichnung und dem Aussaatdatum der Pflanzen. Eine hohe Zisterne versorgte einen bescheidenen Bewässerungsgraben, der an niedrigen Erddämmen entlang verlief.

Im Hintergrund wuchsen offenbar Obstbäume, die mit feinem Maschendraht eingezäunt waren. Da und dort arbeiteten Ubangibaner in grünen Schürzen. »Freiwillige Helfer«, erklärte Dr. Merrick, »die morgen die abgelegenen Dörfer besuchen und den Landwirten erzählen werden, was hier gemacht wird, die sie anspornen und sich ihre Meinung anhören.« Drüben bei den Obstbäumen sah Mrs. Pollifax eine Gruppe Landwirte, zumindest hielt sie sie dafür, die sich über einen Bewässerungsgraben beugten, während ein Mann in grüner Schürze ihnen offenbar erklärte, wie so etwas angelegt werden mußte. Neben dem einfachen Lagerhaus befand sich das Treibhaus, aber da sie Tony Dahl suchten, konnte sich Mrs. Pollifax nicht die Zeit nehmen nachzusehen, was dort gezüchtet wurde.

Sie fanden Tony im Lagerhaus bei der Inventur von Säcken mit Saatgut. Als er aufschaute und sie bemerkte blieb sein Blick sichtlich interessiert an Kadi hängen. »Oh«, entschuldigte er sich errötend. »Sie müssen Dr. Hopkirks Tochter sein. Geht es Ihrem Arm schon besser?«

Dr. Merrick sagte trocken: »Von Rechts wegen mußte sie noch in ihrem Krankenbett liegen, aber sie ist ein eigensinniges Kind. Sie droht, zu Scharmas Sohn zu gehen, falls sie nicht

innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden gesund ist.«

»Nicht zu Scharma?« wunderte sich Mrs. Pollifax.

»Er hat diesen Teil seiner - soll ich ›Praxis‹ sagen? - vor kurzem seinem Sohn Chibambo übertragen; auch er ist ein sehr fähiger Heiler.«

»Sie haben Mrs. Pollifax gar nicht vorgestellt«, rügte Kadi.

»Wir sind uns bereits begegnet«, warf Tony rasch ein.
»Gestern vormittag auf dem Markt.«

Kadi blickte sie überrascht an. »Du warst auf dem Markt?«

»Ja. Aber jetzt sind wir hier, um Mr. Dahl zu zeigen, was wir heute morgen gefunden haben.« Sie ließ die kleine Metallscheibe in Tonys ausgestreckte Hand fallen.

»Das möchte ich mir lieber im Freien ansehen. Gehen wir hinaus«, schlug er vor.

Sie setzten sich nebeneinander auf eine Stufe vor dem Lagerhaus. Tony untersuchte den ungewöhnlichen Gegenstand und drehte ihn immer wieder in der Hand um.

»Wo haben Sie das denn gefunden?« erkundigte er sich neugierig.

Dr. Merrick erklärte es, und Tony murmelte: »Hmmm mit Blei legierte Bronze, sehr filigran. Das Schlangenmotiv ist interessant, vor allem, da jede Schlange ein Ei hält - ist Ihnen das aufgefallen? -, das führt uns zu der alten religiösen Überzeugung vieler Stämme, daß die Welt auf diese Weise geboren wurde. Ich halte es für eine Art Medaillon.. Die Frage ist, wurde es zusammen mit dem Schädel beerdigt?« Seine braunen Augen blickten sie ernst an. »Ob nicht...«

Als er nicht weiterredete, fragte Mrs. Pollifax: »Ob nicht was?«

»Ob nicht noch mehr dort sein könnte. Ob man nicht eine sehr vorsichtige Grabung an der Stelle vornehmen sollte, wo der Schädel gefunden wurde. Ich meine, um festzustellen, ob dort

vielleicht nur ein Schädel vergraben war und jemand vor fünfzig Jahren seinen Müll da abgelagert hat, oder ob es ein echter, antiker Fund ist. Dieses Medaillon läßt freilich eher auf letzteres schließen.«

»Ah, wir haben ihn an der Angel!« bemerkte Dr. Merrick verschmitzt. »Es ist Ihnen doch klar, daß Sie der einzige mit der nötigen Erfahrung für so eine Expertise sind, nicht wahr?«

»Ja, verdammt. Aber ich brauche eine offizielle Erlaubnis!« entgegnete Tony. »Und zwar umgehend, denn morgen ist mein freier Tag und die einzige Zeit, die ich mir dafür nehmen könnte. Wo kann ich unseren schwerbeschäftigten Mfumo finden?«

»Falls Sie ihn überhaupt finden können«, antwortete Merrick trocken. »Zuletzt wurde er gesehen, als er mit Inspektor Banda den Flur entlang zum Lagerraum ging.« Zum Tresorraum, dachte Mrs. Pollifax und wechselte Blicke mit Kadi. »Eines Tages werde ich ihn mit Gewalt angurten und seinen Blutdruck messen. Dieser junge Mann hat ein Talent, wie ein Magnet jeden Tag zahllose neue Sorgen anzuziehen.«

»Kommen wir uns zur Zeit nicht ebenfalls wie von Dämonen verfolgt vor?« Tony blickte bedeutungsvoll auf Kadis dick verbundenen Arm, dann wieder bewundernd in ihre Augen. »Ich werde ihn suchen. Glauben Sie, ich kann soviel Benzin für mein Motorrad bekommen?«

»Wir werden genug besorgen und wenn wir es stehlen müßten.«

Schüchtern wandte Tony sich an Kadi: »Wenn Ihr Arm wieder in Ordnung ist, hätten Sie dann eventuell Lust, mal mit mir Motorrad zu fahren?«

Kadi errötete. »O ja, das würde ich gerne.«

»Das dürfte bessere Medizin sein, als Chibambo oder ich Ihnen geben kann.« Dr. Merrick lächelte sie an. »Nun, mein freier Tag endet leider immer viel zu schnell. Ich habe noch

Briefe zu schreiben und muß mich kurz im Krankenhaus sehen lassen. Ich wünsche Ihnen einen schönen Abend.« Er folgte Tony, dann drehte er sich flüchtig um. »Übrigens, Tony ist ein sehr netter junger Mann.«

Kadi errötete aufs neue. Mrs. Pollifax fragte sich amüsiert, ob das Mädchen je zuvor so offen bewundert worden war. Nie hatte Kadi erwähnt, daß sie irgendwann mit einem Kommilitonen oder überhaupt mit einem Mann ausgegangen war. Aber so, wie Tony sie angesehen hatte, würde sich das wohl bald ändern.

»Und sehen Sie zu, daß Sie in Ihr Bett zurückkommen!« rief Dr. Merrick noch, ehe er außer Sicht verschwand. Nach einem Blick auf ihre Uhr wurde Mrs. Pollifax klar, wenn sie Cyrus erreichen wollte, bevor er sich zum Arzt bringen ließ, mußte sie möglichst umgehend einen Anruf nach Connecticut anmelden, denn hier war es bereits vier Uhr.

Sie brachte Kadi noch rasch in die Krankenstation, dann hielt sie Ausschau nach einem Telefon. Dabei stieß sie auf Sammat und Inspektor Banda, die sich ernsten Gesichts leise im Garten unterhielten. Sie blieb kurz stehen und sagte höflich: »Verzeihen Sie, wenn ich Sie unterbreche, aber sind Sie in Ihren Ermittlungen vorangekommen? Und haben sie bereits eine Ahnung, wer Kadi am Dienstag überfallen hat?«

Inspektor Banda musterte sie eindringlich, dann blickte er Sammat fragend an.

»Das geht schon in Ordnung«, versicherte ihm Sammat. »Das ist die amerikanische Dame, die im April in Begleitung wichtiger Amtspersonen nach Languka kam. Sie ist sehr klug und absolut vertrauenswürdig.«

Falls Inspektor Banda sich überhaupt entspannte, drückte er es lediglich durch eine kaum merkliche Lockerung seines ausdruckslosen Gesichtes aus. »Am Tatort gab es einen vollständigen Fußabdruck«, sagte er in gutem, knappem Englisch mit dem hier üblichen britischen Akzent. »Doch bevor

wir ihn fotografieren und messen konnten, trampelte einer der Arbeiter darauf herum, so daß nur noch der Fersenabdruck verschwommen zu erkennen war.«

»Oh!«

»Ja, das war am Dienstag«, warf Sammat seufzend ein. »Heute mittag haben wir dann diesen Einbruch in den Tresorraum entdeckt. Inspektor Banda hat jetzt dort nach Fingerabdrücken gesucht.«

»Und keine gefunden.« Mrs. Pollifax nickte.

Inspektor Banda blickte sie scharf an. »Wieso sagen Sie das?«

»Setzen Sie sich und erklären Sie uns, weshalb«, bat Sammat.

Mrs. Pollifax setzte sich. »Weil ein Profi am Werk war. Bei mehreren meiner Einsätze für...« Sie zögerte. »Für eine gewisse Regierungseinrichtung in den USA hatte ich mit zwei solcher Männer zu tun, die scheinbar mühelos Schlösser knackten. Einer war ein Geheimagent, der andere ein ehemaliger Juwelendieb, der jetzt für Interpol arbeitet. Ich habe gesehen, wie sie vorgingen. Selbstverständlich trugen sie Handschuhe.«

Inspektor Banda blickte sie eingehender an und runzelte die Stirn. »Natürlich haben wir Diebe und Einbrecher in Languka, doch keine solchen Experten. Tatsächlich habe ich in meinem ganzen Leben nur von einer einzigen Person hier mit einer derartigen Begabung gehört, und selbst das nur als Gerücht. Erinnern Sie sich an Philimon Tembo?« fragte er Sammat.

Sammat zog die Brauen zusammen. »Der Name klingt vage vertraut. Wenn er unser Mann ist, schaffen Sie ihn herbei!«

Inspektor Banda blickte ihn mit dem Anflug eines amüsierten Lächelns an. »Da würde ich wohl einige Opfer am Schrein darbringen müssen; er ist seit Jahren tot.«

»Hat er vielleicht jemanden ausgebildet?«

Bandas Zweifel war unverkennbar. »Ich könnte natürlich nachforschen, aber während der Chinjata- und Simoko-Jahre...«

Er schüttelte den Kopf. »Nun, ich werde Erkundigungen einziehen, doch es ist so lange her...«

Mrs. Pollifax stand auf. »Sammat, wo ist ein Telefon? Ich bezahle selbstverständlich.«

»In meinem Büro«, antwortete er abwesend. »Joseph ist dort. Gleich neben dem Operationssaal im ersten Stock.«

»Danke.« Sie nickte dem Inspektor zum Abschied zu und machte sich auf den Weg zum Büro.

Für Joseph war Privatsphäre, so wie es aussah, ein Fremdwort, aber vielleicht war so etwas in einem Land wie diesem wirklich nicht bekannt. Er blieb ungerührt an seinem Schreibtisch sitzen, während Mrs. Pollifax sich abmühte, ihren Anruf über London zu den Vereinigten Staaten durchgestellt zu bekommen und schließlich mit Connecticut verbunden zu werden. Je länger es dauerte, desto mehr ärgerte sie sich über Josephs Sturheit und wünschte sich, sie würde den Mut aufbringen, ihn zu bitten, sie allein zu lassen. Er durchblätterte zwar Papiere, aber es war offensichtlich, daß er zuhörte und das machte sie irgendwie nervös. Als endlich Cyrus' Stimme zu hören war, rief sie glücklich: »Cyrus!«

»Liebes! Welch eine Erleichterung, von dir zu hören! Hast du inzwischen erfahren, welche Sorgen Sammat hat?«

»Nicht so schlimm«, sagte sie leichthin. »Wie geht es dir?«

Er lachte. »Hat ganz den Anschein, daß auch Mrs. Lupacik Seifenopern mag. Wir führen manchmal sehr interessante Gespräche.« Er machte eine Pause. Dann sagte er: »Ich vermute, daß du nicht allein bist.«

Sie seufzte erleichtert. »Wie üblich hast du es bemerkt. Nein, leider nicht.«

»Wie geht es Kadi?«

»Nun«, antwortete sie vorsichtig. »Sie muß noch eine Zeitlang im Krankenhaus bleiben.«

Cyrus' Stimme änderte sich. »Kadi! Was ist passiert?«

»Eine tiefe Schnittwunde. Aber sie darf schon wieder auf ein paar Stunden aufstehen.«

»Ich nehme an, daß es kein Unfall war? Wer hat es getan?«

»Keine Spuren«, antwortete sie ernst. »Es ist im Palastgarten passiert, in der Dunkelheit.«

Mit sanfter Rüge sagte er: »Such das nächste Mal ein Telefon, wo niemand mithört, verdammt. Ich kann mir nur vorstellen, was du nicht sagst! Ich hoffe, hinter dir ist niemand her?«

»Ich habe einige sehr interessante Leute kennengelernt und es geht mir gut, Cyrus. Nur noch fünf Tage, bis du den Gips abbekommst, richtig?«

»Hat der Arzt mir zumindest versprochen«, brummte er. »Ich komme zu euch, sobald ich nur kann.«

»Gut, Cyrus...« Sie unterbrach sich, weil sie bemerkte, daß Joseph sie beobachtete.

»Ja?«

Sie erinnerte sich an Kadis Worte und sagte leise: »Kám kwik kwik, bo«, und legte auf.

Mrs. Pollifax hatte jedoch noch etwas zu erledigen. Sie ging ins Krankenzimmer, um sich zu vergewissern, daß Kadi die Nacht dort verbringen würde und fand Rakia vor, die sie liebevoll bemutterte.

»Sie war zu lange auf den Beinen«, rügte die Krankenschwester.

Mrs. Pollifax hielt es für wahrscheinlicher, daß nicht der Ausflug mit Dr. Merrick zur Farm sie so ermüdet hatte, sondern der mit Sammat und Joseph zum Tresorraum, und die Aufregung dort wegen des offensichtlichen Einbruchs. Doch nach einem Blick auf Kadi schwieg sie.

»Okay, okay, ich gebe zu, daß es guttut, im Bett zu liegen«, gab Kadi lächelnd zu. Als sie sah, daß Dr. Kasonde den

Mittelgang zwischen den Betten auf sie zukam, fragte sie: »Aber warum darf ich nicht in mein Zimmer hinauf und mich dort in mein Bett legen?«

Dr. Kasonde nickte Mrs. Pollifax zu, ehe er sich an Kadi wandte: »Sie sind zu sehr wie ein Vogel, Sie könnten davonfliegen. Sie brauchen Ruhe, Mwana! Hier können wir ein Auge auf Sie haben. - Sie sind Mrs. Pollifax?« Er drehte sich zu ihr um.

Als sie ihn unauffällig betrachtete, wurde ihr bewußt, daß er der erste rundliche Ubangibaner war, den sie bisher gesehen hatte. Er hatte ein volles schwarzes Gesicht, das fröhliche Freundlichkeit ausstrahlte, feste Pausbacken und einen gedrungenen Körper unter einem weißen Kittel.

»Ja, die bin ich.« Sie gab ihm die Hand. »Wie geht es Miss Hopkirk wirklich, Dr. Kasonde?«

»Im Grunde sehr gut«, versicherte er ihr mit einem Lächeln. »Aber man darf nicht vergessen...« Sein Englisch war so ausgeprägt wie Dr. Merricks, so daß sie sich fragte, ob er seine Ausbildung in England genossen hatte. »... daß sie einen starken Schock erlitten hat und ihr Arm mit achtzehn Stichen zusammengeflickt werden mußte. Sie war sehr ungezogen! Sie wußte, daß sie nach der Busfahrt zur Einweihung des Baggers direkt ins Krankenzimmer zurückzukommen hatte. Ihr Körper benötigt Ruhe zum Heilen. Wir möchten doch nicht, daß sich eine Infektion einstellt.«

»Aber wie lange?« jammerte Kadi in ihrem Bett.

Er lächelte sie an. »Wir werden morgen weitersehen. Fühlen Sie sich eingesperrt? Ich werde Ihnen etwas zu lesen bringen: Bücher und ein paar Journale. Anci«, drehte er sich nun zu der Frau im nächsten Bett um. »Was würden Sie sagen, wenn Sie morgen früh heimdürften?«

Die ältere Frau strahlte übers ganze Gesicht.

Mrs. Pollifax folgte Dr. Kasonde zum Stationszimmer. »Dr.

Kasonde, Häuptling Sammat ist sehr beschäftigt und hat keine Zeit, mich zu begleiten. Ich würde morgen vormittag gern den Medizinmann Scharma besuchen, weiß jedoch nicht, wo er wohnt. Ist es möglich, mit dem Fahrrad zu ihm zu gelangen? Hat er sein Domizil in Languka?»

Er blinzelte verblüfft, dann entspannten sich seine Züge. »Gut! Sie interessieren sich für uns Ubangibaner? Es ist bestimmt interessant für Sie, ihn zu besuchen.«

»Natürlich würde ich lieber warten, bis Kadi mitkommen und mich ihm vorstellen kann, aber...«

Er nickte ernst. »Aber Sie möchten ihn wegen dieses Überfalls auf Miss Hopkirk befragen, habe ich recht?« Jetzt war sie verblüfft.

»Sehr vernünftig«, fuhr Dr. Kasonde fort. »Es ist nicht weit zu ihm. Sie radeln bis zum Regierungshaus, gegenüber biegt ein Pfad ab, dem Sie folgen müssen. Er führt an einem Obstgarten vorbei, dann an einem Hühnerhof, danach sehen Sie einen Acker und dahinter, wo die Bäume beginnen, finden Sie Scharma. Er hält sich an die alten Traditionen und wohnt in einem strohgedeckten Holzhaus.«

»Danke, Dr. Kasonde«, erwiderte sie gemessen. Sie winkte Kadi noch kurz zu, dann ging sie. Es war jetzt siebzehn Uhr. Sie erinnerte sich, daß sie um fünf Uhr früh für den Busausflug aus dem Schlaf gerissen worden war, und fand es angemessen, ein frühes Dinner zu sich zu nehmen und einen ruhigen Abend in ihrem Zimmer zu verbringen.

8

Am Morgen, auf dem Weg hinunter zur Eingangshalle, sah Mrs. Pollifax von der Empore aus, daß alle Bänke mit Müttern und Babys besetzt waren und jede Menge Kleinkinder heruntollten. Rakia, die aus dem Operationssaal im ersten Stock gerannt kam, erklärte im Vorbeilaufen: »Heute kostenlose Impfung in der Entbindungsklinik!« Am Kopf der Treppe blieb sie kurz stehen und rief erfreut über die Schulter: »Das erste Mal - vor sechs Monaten - kamen nur zwanzig Mütter!« Dann hastete sie die Stufen hinunter, und Mrs. Pollifax beobachtete sie, wie sie sich mühsam einen Weg durch die Halle zur Klinik bahnte.

Sie folgte ihr die Treppe hinunter, stieg über Kinder und um sie herum, um zur Cafeteria für die Krankenhausbelegschaft zu gelangen. Nach einem raschen Frühstück, sie nahm nur Porridge und Tee, schritt sie um den Palast herum zum Vordereingang und holte sich ihr Fahrrad aus dem Ständer.

Während sie die Straße hinunter zum Regierungshaus radelte, erwiderte sie die Grüße von zwei Radfahrern in Straßenanzügen und wechselte ein freundliches Lächeln mit einer jungen Radfahrerin in geblütem Kleid und Sandalen.

Das Regierungshaus lag noch im Schatten des frühen Morgens. Daneben erhob sich das Tor der Polizeistation und ein Stück weiter endete die Straße, denn hier erstreckten sich quer hintereinander scheinbar endlose Reihen von Militär- und Polizeikasernen. Mrs. Pollifax schob das Fahrrad über die Straße und stieg wieder auf, nachdem sie den Pfad zu Scharma gefunden hatte. Das erste Stück des schmalen Weges führte an einem Binsenzaun vorbei, hinter dem kleine Küchengärten und strohgedeckte Hütten zu erkennen waren, in denen, dem Stimmengewirr nach zu schließen, rege Betriebsamkeit herrschte. Dann gelangte sie zu einem brachliegenden Feld und

schließlich zu einer Gruppe dichtbelaubter Bäume, zwischen denen zwei strohgedeckte kleine Häuser standen.

Sie bremste und fuhr näher heran. In diesem Augenblick trat ein uniformierter junger Mann mit gefalteten Händen rückwärts aus einem der Häuschen. Sie hörte, wie er mehrmals »Zikomo, Baba, zikomo kwambiri« sagte. Ein Männchen, das in schlotternde, staubige Gewänder gehüllt war, folgte ihm barfuß zur Tür. Ein schneeweißer Spitzbart, er reichte rund um den Mund, verlieh ihm ein grimmiges Aussehen. Der Uniformierte eilte zu einem zwischen den Bäumen abgestellten Fahrrad, mit dem er sich auf einem anderen Pfad entfernte. Mrs. Pollifax und das seltsame Männchen betrachteten einander mit unverhohlenem Interesse.

Schließlich räusperte sie sich und sagte: »Sie können doch nicht... Sie sind Scharma?«

»Heja, die Amerikanerin!« rief er. Seine helle Stimme klang lyrisch und eine Spur spöttisch. »Kommen Sie her, kommen Sie her!« Er deutete auf die Bank neben der Tür seines Häuschens. Sie stellte ihr Fahrrad ab und ging auf ihn zu, da rief er in die Hütte: »Laraba, zwei Tassen Tee!« Er stellte sich Mrs. Pollifax vor: »Ja, ich bin Kamuzo Scharma.«

»Und ich Emily Pollifax.« Sie setzte sich neben ihn in die Sonne und dachte: Auch er hat diesen typischen Akzent, als hätte er einen Fernkurs in Oxford-Englisch belegt. »Es ist gut, daß meine Kunden jetzt zu meinem Sohn gehen, wenn sie Talismane brauchen. Zu Dutzenden stehen sie in diesen Tagen vor seiner Tür und suchen Schutz vor plötzlichem Tod durch mkambo.«

Er wandte ihr die sanften rehbraunen Augen zu. »Sie sind besorgt, das kann ich sehen. Ich muß mich eine Weile ausruhen, ehe wir uns in die Hütte begeben. Die Seele dieses jungen Mannes, der mich gerade verließ, ist sehr krank. Es ist eine traurige Geschichte, viel Arbeit war mit ihm erforderlich.« Er

musterte eingehend ihr Gesicht. »Sie sind von weither gekommen, um unser Land zu besuchen.«

»Ja. Und um Sie kennenzulernen.«

Er schmunzelte. Eine junge Frau in leuchtend blauem Rock trat mit einem Tablett, auf dem zwei Porzellantäßchen standen, aus der Hütte. Sie stellte das Tablett zwischen sie auf die Bank, lächelte Mrs. Pollifax warm an und verschwand wieder im Innern.

Es war friedlich, dazusitzen und Tee zu nippen. Die strahlende Sonne sickerte durchs Laub der hohen Bäume und zauberte rautenförmige Goldflecken auf den Boden. Irgendwo hinter der Hütte gackerten aufgebraachte Hühner. Kräuterduft hing in der Luft, doch so sehr Mrs. Pollifax sich umschaute, sie sah nirgendwo Kräuter, so schloß sie, daß der Duft von ihrem schweisgsamen Banknachbarn ausging. Hinter dem Wäldchen stieß ein Vogel herab und kehrte umgehend in den wolkenlosen blauen Morgenhimmel zurück. Links von ihr standen die Bäume dichter und warfen ihren Schatten auf mannshohes Gestrüpp, das im Wind raschelte.

Sie zuckte zusammen, als ihr plötzlich bewußt wurde, daß sich nicht das leiseste Lüftchen rührte. Abrupt gestand sie: »Ich fühle mich beobachtet, Scharma. Ich fühle es!« Sie starrte in das dunkle, dschungelähnliche Unterholz, aus dem sie die beobachtenden Augen auf sich ruhen spürte.

Scharmas Blick folgte dem ihren nicht; er sah sie nur an und zog Schlüsse aus ihrem angespannten Gesicht. Schließlich lächelte er und sagte weich: »Es gibt solche Beobachter - und es gibt andere Beobachter. Wollen wir jetzt ins Haus gehen?«

Es fiel ihr schwer, ihren Ärger über seine Gleichgültigkeit zu unterdrücken, und weil er nicht erklärte, wie er seine Worte meinte. Aber vielleicht drücken Medizinmänner sich mit voller Absicht unklar aus. Jetzt war sie nahe daran, ihrem Ärger Luft zu machen, doch da bemerkte sie seinen amüsierten Blick und

gewann den Eindruck, daß er genau wußte, was sie dachte. Ihr Ärger wandelte sich in Verlegenheit.

Laraba war nicht zu sehen, jedenfalls nicht, während Scharma sie durch ein verdunkeltes, angenehm kühles Zimmer in ein kleineres führte, an dessen geflochtenen Strohänden wundersame Dinge hingen: mit kunstvollem Muster gewebte Stoffstücke, geschnitzte Masken, Flaschenkürbisse, totemähnliche Figuren, einzeln trocknende Kräuter.

»Sie müssen die Schuhe ausziehen«, wies er sie an. »Für Sie werde ich Kaurimuscheln werfen.« Er glättete seine Gewänder und setzte sich. Mrs. Pollifax schlüpfte aus den Schuhen und ließ sich neben ihm auf dem grobgewebten Wolläufer nieder. In letzter Zeit war sie so sehr damit beschäftigt gewesen, Cyrus zu versorgen, daß sie ihre Jogaübungen vernachlässigt hatte und jetzt nicht einmal den Halblotossitz fertigbrachte, doch zumindest schaffte sie es, mit gekreuzten Beinen zu sitzen. Scharma streckte die Hand nach ihrer aus, hielt sie kurz, dann nickte er. Er langte in einen Lederbeutel neben sich, holte eine Vielfalt an kleinen Objekten heraus und warf sie auf den Läufer. Nun streckte er Mrs. Pollifax den leeren Beutel entgegen und sagte: »Dies ist kuuzira - blasen Sie hinein, bitte.«

Verblüfft tat sie wie geheißen und gab ihm den Lederbeutel zurück. Er wirbelte ein buntes Stöckchen durch die Luft, legte es zur Seite und begann die kleinen Objekte zwischen ihnen zu betrachten. Sie sah nun, daß es Kaurimuscheln in verschiedenen Größen und Tönungen waren, außerdem ein paar glatte Steinchen, ein eigenartig geformtes Holzstückchen und mehrere Federn. Eine Zeitlang studierte er das alles, dann schloß er die Augen, und sie fragte sich - denn das war durchaus möglich -, ob er sich jetzt in Trance befand.

Als er die Augen öffnete, blickte er sie nicht an. Er sagte ernst: »Sie sind nicht zufällig hier!« Das war interessant. Sie wartete.

»Seit Sie hergekommen sind, waren Sie dem Bösen sehr nahe, ohne es zu ahnen. Es ist dicht an Ihnen vorbeigezogen, Sie haben es kennengelernt - ich sehe, Sie sind dem Bösen schon früher des öfteren begegnet, doch diesmal ist Ihnen nicht gegeben, es zu erkennen, noch nicht...« Wieder schwieg er eine kurze Weile, dann fuhr er fort: »Sie und Dr. Hopkirks Tochter haben Seelen, die verbunden sind wie mit chingwe - Stricken - oder mit dem, was Sie im Westen Schicksal nennen würden. Und Kadi Hopkirk ist ihrerseits durch das Schicksal mit Mfumo Sammat verbunden wie mbale und mlongo - Bruder und Schwester. Er ist ein guter Mann - uyu ndi maka nde mkabvu - was in Ihrer Sprache bedeutet: Einer, der über sich selbst hinauswächst, aber ich sehe noch nicht, daß er König wird.«

Das war beunruhigend, und Mrs. Pollifax zog die Brauen zusammen.

Wieder setzte eine Pause ein, bis Scharma sagte: »In Ihrer Tasche tragen Sie Metall - eine Pistole? Das ist nicht gut, Sie haben bessere Waffen. Es wäre weise, sie sofort der Person zu geben, für die sie bestimmt ist. Oder Sie müssen sie wegwerfen. Für Sie ist eine Schußwaffe wachibwuwa - ein Feind. Schlechte Medizin, Mißgeschick. Ich gebe Ihnen einen Talisman, um Sie vor diesem Bösen zu beschützen.« Sie wartete stumm. Schließlich sagte er ruhig: »Es wird noch mehr Tote geben.. Es ist nthende, eine Krankheit im Land. Erst wenn das Fieber seinen Höhepunkt überschritten hat, wird es Heilung geben und keine Krankheit mehr.«

Sie fragte unverblümt: »Wer hat Kadi überfallen?«

Nach einem letzten Blick auf die Kaurimuscheln sagte er, und blickte sie zum erstenmal direkt an: »Das ist alles.« Während sie zusah, sammelte er seine Muscheln behutsam wieder ein.

»Ich werde Ihnen einen Talisman geben«, wiederholte er. Er erhob sich geschmeidig, trat an eine hölzerne Schale, betrachtete ihren Inhalt und brachte Mrs. Pollifax eine Halskette, bestehend

aus einer ledernen Schnur, an der Federn und Muscheln befestigt waren. »Tragen Sie das«, wies er sie an, »ihm wurde viel Kraft gegeben, das Unglück fernzuhalten.«

Mrs. Pollifax zögerte. Zu ihm aufblickend fragte sie: »Dürfte ich diesen Talisman Kadi geben? Oder haben Sie einen eigenen für sie?«

Er schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Aber - warum nicht?« fragte sie stockend.

Sanft entgegnete er: »Weil Sie es sind, die Schutz braucht... Jetzt muß ich mich ausruhen.« Sie nickte. Mit dem Talisman aus Muscheln und Federn und der Lederschnur um den Hals verließ sie Scharma. Er hatte ihr so viel gesagt und doch so wenig, und sie war nun beunruhigt und frustriert.

Kadi war noch im Krankenzimmer, aber sie saß angekleidet auf dem Bett und las Candide. Sie blickte auf und sagte: »Dieser Dr. Pangloss ist wirklich ein komischer Kauz, findest du nicht auch? Übrigens, Sammy hat dich gesucht.«

»Mich?«

»Ja, er wollte dich fragen, ob du ihm im Tresorraum helfen kannst. Mich wollte Dr. Merrick nicht gehen lassen. Verstehst du etwas von dem wohl hauptsächlich in Ämtern üblichen Ablagesystem? Ist es so was wie das Dewey-Dezimalsystem in den öffentlichen Bibliotheken?«

»Nicht ganz«, antwortete Mrs. Pollifax trocken. »Aber warum ich? Ich kenne doch nicht einmal die Sprache!«

»Oh, er sagt, die meisten Dokumente sind auf englisch.« Plötzlich lächelte Kadi. »Ich werde heute nachmittag aus der Haft entlassen. Meine Temperatur ist normal, mein Appetit zurück und meine Knie sind nicht mehr aus Gummi. Ich muß um sechzehn Uhr nur noch eine letzte Untersuchung über mich ergehen lassen.«

»Ich freue mich für dich. Und jetzt werde ich wohl mal

nachsehen, was Sammat von mir will.«

Vor dem Tresorraum stand ein Soldat Posten mit Gewehr bei Fuß und strenger Miene. Als er Mrs. Pollifax kommen sah, öffnete er die Tür und rief: »Sie sein hier, Yanga mfumo. Die mzunga.«

»Oh, gut!« Sammat erschien einen Augenblick später und führte sie durch die Gittertür in den kühlen, dämmrigen Betontresor. »So viele Papiere liegen herum«, klagte er. »Ich versuchte, sie zu sortieren, mit Joseph - ihm traue ich -, aber er versteht nicht, wie man das macht oder was wichtig sein könnte.«

Mrs. Pollifax sah, daß zwei Stühle hierhergebracht worden waren und zwei kleine hölzerne Tische, auf denen Stapel von Schriftstücken lagen. »Nehmen Sie den linken Tisch - ich wäre Ihnen wirklich für jede Hilfe dankbar.«

»Wonach suchen wir eigentlich?« fragte sie.

»Wenn ich das wüßte«, antwortete er kläglich. »Nach etwas, das wichtig genug ist, daß jemand es unbedingt in seinen Besitz bringen will. Vielleicht nach einem Bericht, von dem Seiten fehlen...«

Er zuckte die Schultern. Mrs. Pollifax betrachtete eine Bestellung auf dem Papierstoß, den sie durchsehen sollte. »Wie interessant, aber bestimmt nicht wichtig. Das ist ein Bestellschein mit zwei Durchschlägen, ah, für zwei Rolls-Royce, einen schwarzen und einen weißen; ein überdimensionales Himmelbett aus Rosenholz; fünf Paar Stiefel aus Krokodilleder.« Sie piffte durch die Zähne. »Das Ganze kommt auf acht Millionen Gwar!«

Sammat entgegnete grimmig: »Ja, aber nicht wichtig genug, deshalb einen Tresor auszurauben. Ich würde sagen, das kommt in den Papierkorb.«

Mrs. Pollifax machte es sich einigermaßen bequem und begann die Unterlagen zu sortieren. Eine Namensliste legte sie

für Sammat zur Seite, bei den meisten Papieren handelte es sich jedoch um Quittungen und Bestellungen in dreifacher Ausfertigung für Waffen, Munition, Uniformen, kugelsichere Westen, eine verschließbare Metalltruhe, Kaviar, hundert Kisten Champagner. Der Mann hatte nicht schlecht gelebt!

Sie war mit dem Sortieren ihres Stapels fast fertig, als Sammat ein »Hoppla!« entfuhr.

»Was haben Sie gefunden?«

»Den Namen Hopkirk - ein Bericht über die Familie.« Er legte ihn vor Mrs. Pollifax auf den Tisch und beugte sich darüber. »Er ist nicht in englischer Sprache abgefaßt, aber ich übersetze für Sie: »Hopkirks: mit Rebellenführer Willie Chiume befreundet...« Ich kannte Willie«, sagte Sammat überrascht, »hätte jedoch nie gedacht, daß er der Führer der Freiheitspartei war. Ist irgend etwas über Chiume in Ihrem Stapel?«

»Da sind ein paar Namen...« Sie deutete darauf. »Aber was steht da noch über die Hopkirks?«

»6. Mai:«, übersetzte Sammat, »»Dr. Hopkirk schiente gebrochenes Bein von Verräter Reuben Matoka. 10. Mai: operierte nach Schußverletzungen die Rebellen M. Chona und E. Mutale. 3. Juni: hatten Picknick im Missionsgarten u.a. mit K. Matoka und D. Bonzou, beide als Verräter bekannt. 11. Juni: P. Msonthi betrat Missionskrankenstation gegen Mitternacht, nachdem er bei einem Hinterhalt in der Ortschaft Mapira verwundet worden war.««

»Aber wie hätte er schließlich als Arzt anders handeln sollen!« entrüstete sich Mrs. Pollifax.

»Und hier«, fuhr Sammat grimmig fort, »hier am Ende, in Simokos unbeholfener Schrift - er hatte nur eine rudimentäre Schulbildung - steht das Wort chherra: Falle stellen.«

»Für die Hopkirks?«

Sammat nickte. »Wo ist diese Namensliste, die Sie gefunden

haben?« Sie händigte sie ihm aus. Er warf einen Blick darauf und fuhr zusammen. »Ich sollte Ihnen vielleicht zuerst sagen, daß das Wort pha töten bedeutet.« Er las die Liste nun laut:

»Reuben Matoka.....pha

Willis Chiume.....pha

Martin Chona.....pha

Ernest Mutale.....pha

David Bonzou.....pha

P. Msonthi.....pha

Diese Männer«, endete er, »wurden hingerichtet von...« Er runzelte die Stirn. »Von M, S, S2, Z und B.« Er blickte Mrs. Pollifax nachdenklich an. »Irgendwo - irgendwo hier - muß es eine Liste geben, auf der die Namen von M, S, S2, Z und B aufgeführt sind.«

Sammat machte eine kurze Pause. »Simokos Geheimpolizei wurde die Seketera genannt, das heißt soviel wie Hexenfänger, aber die Leute nannten sie nur die ›Henker‹.«

»Etwas wie ein Codebuch?« Mrs. Pollifax blätterte durch die restlichen Papiere. »Vielleicht finde ich hier etwas.«

»Ich werde auch danach suchen.« Sammat kehrte an seinen Tisch zurück. Einen Augenblick später rief er: »Hier ist mehr über die Hopkirks! ›2. Juli: Mrs. Hopkirk besuchte das Haus von Davidson Chona‹. Es folgt eine den gesamten Juli umfassende Liste von Personen, die Dr. Hopkirk zusammengeflickt hat und die Simoko für Angehörige der Freiheitspartei hielt, und - o Gott!«

»Was?«

»Auf diese Liste hat Simoko ›mzondi‹ gekritzelt, das bedeutet Spion.« Sammat blätterte durch weitere Papiere, bis er stöhnte. »Und hier ist der Hinrichtungsbefehl für Dr. und Mrs. Hopkirk, auszuführen durch XI2, X2 und X8 am 31. Juli.«

XI2, X2 und X8 - Kadis drei Männer, dachte Mrs. Pollifax.

Sammat reichte ihr das Papier. Obwohl sie die Sprache nicht verstand, starrte sie entsetzt auf die Worte, die den Mord an Kadis Eltern so kalt und skrupellos befahlen und deren Mörder nur durch Codes genannt waren. Doch etwas an diesem Papier erschien ihr merkwürdig: es hatte nicht das Gewicht ähnlicher Schriftstücke, die sie durchgesehen hatte. Stirnrunzelnd wandte sie sich an Sammat: »Das ist ein Durchschlag! Alle anderen Berichte und Dokumente waren in Dreiersets. Das Original des Hinrichtungsbefehls ist nicht hier!«

Sammat blickte über ihre Schulter. »Sie haben recht.«

»Dann könnte der Einbrecher es mitgenommen haben?«

»Kein Zweifel, daß er so manches mitnahm«, antwortete Sammat. »Aber warum? Wenn wir wüßten, wer er war, würden wir vielleicht auch wissen, warum er es getan hat.«

»Und XI2, X2 und X8 stehen je für einen Namen«, murmelte sie nachdenklich.

»Offenbar eine sehr, sehr geheime Gruppe, deren Angehörige mit einem X-Code bezeichnet werden.«

»Aber ihre Namen müssen irgendwo sein!« sagte sie zornig. »Was ist mit den anderen Schubladen?«

Sammat ging zu der Wand, die fast ausschließlich aus geschlossenen Schubladen bestand und zog ein paar heraus. »Sehen Sie nach. Hier, ganz am Ende, sind Präsident Chinjatas Akten - sie sind die ältesten. Sie müssen von seinem Palast zur Aufbewahrung und Katalogisierung hierhergebracht worden sein. Seine Ordner sind beschriftet:

Steuern, Polizei, Armee, Palastpläne, Quittungen, Garde usw. Chinjata hat von den Briten Ordnung und System gelernt. Er war viel effizienter und gründlicher als Simoko. Von Chinjatas Soldaten und Polizisten gibt es Akten mit Paßbildern und Fingerabdrücken, nicht nur Initialen oder Codebezeichnungen... Jetzt kommen wir zu Präsident Simokos Akten, die den größten Teil des Tresorraums beanspruchen. Hier wurden die drei

Schubladen herausgezogen, deren Inhalt auf dem Boden verstreut lag - zumindest das, was nicht mitgenommen wurde.« Er hob eine der drei Schubladen auf, die noch auf dem Boden lagen, und deutete auf die Beschriftung, auf der lediglich ›Streng geheim, 3‹ zu lesen war. »Auf den beiden anderen steht ›Streng geheim, 2‹ bzw. ›1‹. Ein geheimnistuerischer Mann, dieser Simoko. Und anscheinend interessierte sich unser Einbrecher nur dafür.«

»Was steht auf seinen anderen Schubladen?« fragte Mrs. Pollifax, da die Aufschriften in Ubangibanisch waren. Sammat las laut vor: »›Baupläne‹ - ›Bestellungen, London‹ - ›Bestellungen, Paris‹. Hier sind drei Laden mit ›Steuern‹ usw. Ich habe bei allen Stichproben vorgenommen. Sie enthalten tatsächlich, was angegeben ist.«

Sehr nachdenklich sagte Mrs. Pollifax: »Es muß eine Akte mit den Codebezeichnungen gegeben haben - eine Liste der Namen aller Angehörigen von Simokos Todestrupp mit den ihnen zugeteilten Initialen und der Nummer. Und sie ist verschwunden!«

»Ja.« Sammat nickte grimmig. »Noch etwas fehlt: die Namen der sogenannten Rebellen, die eigentlich Mitglieder der Freiheitspartei waren. Wir fanden nur die der sechs hingerichteten, doch zweifellos hatte Simoko eine Liste aller, die er verdächtigte. Eine vollständige Liste.«

»Sie meinen also, daß der Einbrecher sowohl an den Namen der Freiheitspartei-Mitglieder interessiert war...«

»... und daran, wer die Verfolgung überlebt hat«, warf Sammat ein.

»Sowie an dem Codebuch mit der Identifizierung der Männer von Simokos Todestrupp.«

»Hier sind die Listen jedenfalls nicht«, erwiderte Sammat grimmig. »Drei Schubladen mit der Beschriftung ›Streng geheim‹ wurden von dem Einbrecher durchsucht. Er hat diese

Listen zweifellos mitgenommen, und Gott weiß, welche anderen geheimen Unterlagen.« Sammat blickte hilflos auf die Schubladen, dann auf Mrs. Pollifax, und sie sah ihn an, doch keiner wagte darauf hinzuweisen, welche Folgen das haben könnte.

Sobald der Tresorraum verschlossen und der Posten entlassen war, sagte Sammat: »Wir müssen Kadi erzählen, was wir entdeckt haben.«

»Und was wir nicht finden konnten«, fügte Mrs. Pollifax hinzu.

Sie kehrten den langen Korridor zurück und durchquerten die Eingangshalle, in der nun keine Mütter mehr saßen und keine Kinder mehr heruntollten, um sich zur Krankenstation zu begeben, wo sie eine Überraschung erwartete. Kadi, in Bluejeans, T-Shirt und Sandalen, stand neben ihrem Bett, an ihrer Seite Tony Dahl, ebenfalls in Jeans und T-Shirt, und beide unterhielten sich angeregt mit Dr. Kasonde und Dr. Merrick.

Kadi, die sie kommen sah, rief ihnen entgegen: »Tony hat so allerlei herausgefunden! Es ist aufregend! Er ist extra früher zurückgekommen, um uns alles zu zeigen. Seht selbst!«

Über die weißen Bezüge des Bettes war eine graue Decke gebreitet, auf der eine größere Zahl seltsamer und interessanter Fragmente verteilt war. Ihnen hatte die Aufmerksamkeit der Anwesenden gegolten. Mrs. Pollifax bemerkte, daß Sammat verständnislos dreinblickte. »Der Totenschädel«, erinnerte sie ihn. »Der Schädel, den der Bagger ans Licht gebracht hat!« Es wäre verständlich, wenn er es vergessen hätte, denn auch ihre Gedanken weilten noch bei den durchwühlten Akten im Tresorraum, durch die der gestrige Fund in den Hintergrund gedrängt worden war.

Lächelnd versicherte Tony Sammat: »Ich ging mit größter Behutsamkeit vor, Sir, das dürfen Sie mir glauben. Ich lieh mir von Ihrem englischen Werkmeister zwei breite Planken und zwei Arbeiter aus - dafür entschuldige ich mich - und wir bauten einen kleinen Schacht in schrägem Winkel zu der Fundstätte des Totenschädels. Dann siebten wir jeden Kubikdezimeter Erde

und sehen Sie, was wir gefunden haben!«

»Stimmt, Sie erwähnten gestern Ihre Fahrt zum Bergwerk«, bemerkte Sammat abwesend.

»Ich bin umgehend zurückgeeilt«, fuhr Tony begeistert fort. »Ich hätte gern Ihre Erlaubnis, Sir, meinen Freund, den Archäologen Dr. Gibbons, anzurufen oder ihm zu telegrafieren, um ihm von diesem Fund zu berichten. Sehen Sie, das ist die abgebrochene Tülle eines ziemlich großen Tonkrugs, und betrachten Sie nur die Muster auf diesem Bruchstück! Mit einem Kamm eingeritzte Wellenlinien - eine uralte Arbeitsweise - und darunter winzige Ringe, die diesem Meisterwerk die besondere Note geben. Wunderschön! Hier ist eine Steinperle - Glasperlen fanden ihren Weg erst spät nach Afrika, da Glas europäischen Ursprungs ist. Und bewundern Sie dieses fünf Zentimeter lange Fragment einer Kupfer- und Steinperlenkette! Es könnte Teil einer Halskette sein, die zu dem ausgegrabenen Schädel gehörte. Und da ist natürlich auch noch das Medaillon, das Mrs. Pollifax fand. Außerdem entdeckten wir diese anderen winzigen Fragmente.« Das alles sprudelte wie ein Wasserfall aus ihm heraus. Die Patienten im Krankenzimmer konnten gar nicht anders, als es mitanzuhören und über seine so offen zur Schau getragene Begeisterung zu staunen.

Nur Sammat blickte zweifelnd auf die zur Ansicht verteilten Fragmente. Dr. Merrick sagte taktvoll: »Sie müssen wissen, daß er mit Archäologen zusammengearbeitet hat. Ich meine nur, falls Sie sich wundern.«

Sammat sah plötzlich unendlich müde aus, als bürde man ihm eine weitere Last auf. »Was schlagen Sie vor? Ich sage Ihnen aber gleich, daß wir Sie nicht von der Farm beurlauben können, und ich bezweifle, daß World Aid erfreut wäre, wenn Sie weitere Ausgrabungen vornähmen, statt auf der Farm zu arbeiten.«

Tony schüttelte heftig den Kopf. »Nein, nein, ich wollte Sie

nur fragen, ob Sie etwas dagegen haben, wenn ich mich mit Dr. Gibbons in Verbindung setze. Er hält zur Zeit Vorträge in London. Ich kann von allen Ausgrabungsstücken Fotos machen und ihm diese zusenden. Aber wie gesagt, ich würde zuerst gern mit ihm telefonieren oder ihm kabeln. Es könnte sein, daß er hierherkommen möchte, um sich selbst ein Bild zu machen. Und«, fügte er hinzu, »es wird Ubangiba lediglich ein Visum kosten.«

»Oh«, sagte Sammat erleichtert. »Selbstverständlich haben Sie meine Erlaubnis, ihn anzurufen und die Sachen zu fotografieren.«

»Die Sache ist so, daß dieses Flöz Jahrtausende zur Entwicklung benötigte«, erklärte Tony. »Diese Anhöhen müssen Überreste von Sümpfen und Wäldern sein, genau wie jene, die Algerien durchziehen und von denen bei Kenadsa und Mazarif Kohle geschürft wurde. Wenn Ihr Flöz ebenfalls aus jener Zeit stammt, könnten diese Funde jahrhundertealt sein.«

Mrs. Pollifax warf einen verstohlenen Blick auf Sammat und dachte an die Ironie, zu ihm von Äonen zu sprechen, wenn er nicht wußte und unter der Unsicherheit litt, was in allernächster Zukunft aus seinem noch immer von Unruhen erschütterten Land werden würde.

»Touristen, Sammy!« warf Kadi plötzlich vergnügt ein. »Vielleicht sollten wir hier ein Museum eröffnen!«

»Ja, vielleicht«, entgegnete Sammat höflich. Mit einem gezwungenen Lächeln verließ er die Gruppe, die sich wieder über die Funde beugte und Ubangiba schon als Traumziel des Kultur-Tourismus sah. Zumindest ist es eine willkommene Ablenkung von den Löwenmorden und dem Überfall auf Kadi im Garten, dachte Mrs. Pollifax.

Tony machte sich bereits daran, die Fragmente, die er auf der Decke ausgebreitet hatte, behutsam in seinem Rucksack zu verstauen. »Ich möchte so schnell wie möglich in unser Büro

und Dr. Gibbons in London anrufen.« Er lächelte Kadi an. »Sie sind ja auch an dieser Entdeckung beteiligt, hätten Sie nicht Lust mitzukommen? Während ich versuche, Dr. Gibbons zu erreichen, kann ich Ihnen etwas anbieten, was hier eine Seltenheit ist: ein wirklich eisgekühltes Mineralwasser! Wir können damit Ihre Entlassung aus dem Krankenhaus feiern.«

Kadi strahlte. »Wenn das nicht ein toller Vorschlag ist!«

»Aber übertreiben Sie nicht gleich am ersten Tag!« warnte Dr. Kasonde streng.

Tony grinste. »Ich verspreche, sie in fünfundvierzig Minuten zurückzubringen, denn - leider - muß ich zu diesem Coop-Treffen im Obosa-Dorf. Ich hatte vor, mich direkt dorthinzubegeben. Aber zuerst mußte ich doch Kadi zeigen, was ich gefunden habe. Und Ihnen allen« fügte er höflich hinzu.

»Natürlich«, pflichtete ihm Mrs. Pollifax ebenso höflich bei. »Und sobald du zurück bist, Kadi, muß ich dir etwas Wichtiges geben. Eine Art Geschenk.«

»Das ist ja ein richtiger Feiertag für mich!« freute sich Kadi und verließ, allen zuwinkend, das Krankenzimmer. Während sie mit Tony dahinschlenderte, empfand sie ungeheure Freude, ja ein absurdes Glücksgefühl, das nur durch Tonys Worte abgeschwächt wurde, »ich war ziemlich betroffen, als ich erfuhr, daß Sie nicht bis zu Sammats Krönung in vier Wochen hierbleiben.«

»Oh, aber ich komme ja wieder zurück!« sagte sie rasch. »Diesmal bin ich gekommen - nun, Sammat bat um Hilfe. Viel konnte ich leider noch nicht für ihn tun«, fügte sie traurig hinzu. »Wo ich doch so viel kostbare Zeit im Krankenzimmer verbringen mußte.«

»Aber Sie werden zurückkommen?« vergewisserte Tony sich.

Kadi blickte zu ihm hoch und lächelte. »Das werde ich ganz bestimmt!«

»Womit sollten Sie ihm denn helfen?« fragte er neugierig.

»Mit einem bißchen Detektivarbeit. Weil er sich in Schwierigkeiten befindet.« Aber sie wollte nicht von Sammat reden oder davon, Ubangiba zu verlassen, jedenfalls nicht im Moment, deshalb wechselte sie rasch das Thema. »Ist Ihr Fund beim Bergwerk nicht aufregend? Wenn er wesentlich für die Frühgeschichte des Landes ist, wird man dann Ihnen die Leitung übertragen? Als verantwortlicher Archäologe mit allem, was dazu gehört?«

»Langsam!« rief er aus und blickte lächelnd zu ihr hinab. »Archäologie kann man nicht so nebenbei betreiben. Außerdem bin ich vertraglich an World Aid gebunden. Im College war mein Hauptfach afrikanische Geschichte und Archäologie war ein Nebenfach - und ja, ich dachte, ich könnte sie vielleicht einmal zu meinem Lebenszweck machen. Aber jeder Sommer, den ich mit Dr. Gibbons in Ägypten verbrachte, zeigte mir, daß Archäologie eine Berufung ist und kein Beruf. Man kann nicht davon leben. Ich mußte immer den ganzen Winter sparen, um die Fahrtkosten nach Ägypten und zurück zu bezahlen. Und ich kam jedesmal völlig abgebrannt nach Hause.«

»Sie wurden nicht bezahlt?«

Tony lachte. »Sie würden staunen, wie viele Studenten geradezu begierig darauf sind, umsonst zu arbeiten, nur um Erfahrungen zu sammeln. Und Dr. Gibbons verbringt die Hälfte seiner Zeit damit, Zuschüsse von Stiftungen oder geologischen Gesellschaften oder Regierungen zu beantragen. Ich glaube nicht, daß ich das auf die Dauer machen könnte. Also habe ich beschlossen, eines Tages lieber afrikanische Geschichte zu unterrichten, doch zuvor wollte ich aus erster Hand Erfahrungen über Afrika sammeln, eine Zeitlang hier leben, afrikanische Sprachen lernen. World Aid ist dafür ideal - es hat eine so große Vielfalt zu bieten - jeden Tag etwas anderes, und obendrein werde ich auch noch bezahlt für das, was mir Spaß macht. Aber unterhalten wir uns über etwas anderes.« Er griff sanft nach

ihrer Hand und sie spazierten am Treibhaus vorbei zum Lager.
»Zum Beispiel, warum Sie so bald zurück müssen.«

»Oh, ich darf nicht zu viel vom Unterricht versäumen ich gehe auf die Kunstakademie«, erklärte sie ihm. »Ich studiere Holzbildhauerei und Malerei. Ich schnitze schon seit Jahren. Esau Matoka hat es mich gelehrt, er ist aus unserem Dorf oder war es vielmehr. Sie müssen ihn kennenlernen. Er ist der Beste von allen!«

»Das würde ich sehr gern«, versicherte Tony ihr und blieb vor einer Tür stehen. »Hier ist das Büro.« Er sperrte das riesige Vorhängeschloß auf, und sie betraten ein Zimmer, dessen Wände aus unbearbeiteten Brettern mit Tabellen, Bekanntmachungen, Notizen, Plänen, Landkarten, Listen und dergleichen bedeckt waren, die man mit weißen Reißzwecken befestigt hatte. Das Mobiliar bestand aus einem kleinen, gasbetriebenen Kühlschrank, einem Schreibtisch und drei Stühlen. Aber auf dem Schreibtisch sah sie dieses hierzulande so seltene Gerät, ein Telefon, und im Kühlschrank befanden sich mehrere Dosen Cola, von denen Tony eine für sie öffnete, den sprudelnden Inhalt in ein Glas goß und es ihr mit einer weltmännischen Verbeugung reichte. »Bitte setzen Sie sich. Es könnte ja vielleicht ein Wunder geschehen, daß ich gleich beim ersten Mal nach London durchkomme, aber wenn nicht, könnten Sie einstweilen in dem National Geographie blättern, das dort drüben liegt.«

Heute, so schien ihr, war wirklich ein Tag der Wunder, denn schon bald vernahm sie staunend Begriffe wie: Randschichten, Längskannelierungen und Phosphatgehalt des Bodens. Heimlich beobachtete sie Tonys begeistertes Gesicht und wie er mit der Linken durch das zerzauste blonde Haar strich. Ich mag ihn, dachte sie. Ich mag ihn sehr, und wenn ich nicht vorsichtig bin, verliebe ich mich in ihn.

Als er schließlich auflegte, sah er sehr zufrieden aus. »Er war beeindruckt. Wie sehr, wird er mich später wissen lassen.«

Während sie zum Palast zurückspazierten, wieder Hand in Hand, waren sie beide eigentümlich schweigsam. Tonys Motorrad stand unmittelbar am Eingang, an einen Pfosten gekettet. Kadi sah zu, wie er die Kette aufsperrte, und sie folgte ihm, als er es ins Freie schob. Er schwang sich auf den Sattel und sagte ernst: »Ich mag gar nicht daran denken, daß Sie weggehen, wenn auch nur für ein paar Wochen. Ich hätte nie gedacht, daß ich jemanden wie Sie kennenlernen würde.«

Sie sagte ebenso ernst: »Mir geht es genauso. Ich bin überrascht.«

Er nickte und schaltete die Zündung ein. »Und wenn ich nicht vorsichtig bin«, murmelte er düster und sprach damit ihren eigenen Gedanken aus, »verliebe ich mich in Sie.«

Während die Maschine aus der Einfahrt donnerte, wisperte Kadi: »Aber sei nicht zu vorsichtig, Tony, bitte.«

»Und jetzt«, begann Mrs. Pollifax, als Kadi wieder in dem Zimmer zurück war, das sie miteinander teilten, »zu dem Geschenk, sozusagen, das ich dir eigentlich schon vor dem Überfall im Garten geben wollte. Und wenn du nicht so plötzlich in die Dunkelheit gerannt wärest...« Sie holte die Pistole aus ihrer Handtasche. »Irgendwo muß doch auch die Munition sein!« Sie kramte in ihrer Tasche herum.

»A-aber Emmyreed«, stammelte Kadi, »wo in aller Welt hast du die Pistole her? Schußwaffen sind hier verboten! Sammy hat doch nicht etwa...?«

»Nein, nein. Ich habe sie auf dem Schwarzmarkt erstanden. Dr. Merrick hat mir gesagt, wo ich so was bekommen kann.«

Kadi lachte. »Das hast du wirklich getan? Dr. Merrick ist ein Schatz, findest du nicht auch?« Dann wurde sie ernst und sagte: »Ich wollte, ich hätte sie an dem Abend gehabt. Ich war so unüberlegt! Und du hast dir sogar schon zuvor Sorgen um mich gemacht, nicht wahr? Und ich - ich verdrängte die Erinnerung

an diese drei Männer. Du meinst also wirklich, daß der Angreifer im Garten es auf mich abgesehen hatte? Und daß er etwas mit jenem Alptraumtag zu tun hatte?«

»Nicht unbedingt dieser Mann«, entgegnete Mrs. Pollifax. »Du hast doch noch zwei weitere Männer wahrgenommen, und keiner trug eine Maske, richtig?« Kadi schüttelte den Kopf. »Aber ich habe die Gesichter der beiden anderen nicht gesehen, nur ihre Rücken, als sie weggingen.«

»Aber können diese beiden Männer das wissen?« gab Mrs. Pollifax zu bedenken. »Ich glaube, du hast noch nicht ernsthaft darüber nachgedacht - oder es auch nur gewollt.«

Kadi blickte sie erschrocken an. »Du meinst...?«

»Ich meine«, erklärte Mrs. Pollifax, »daß der eine, der dich gesehen hat, später nur zu sagen brauchte: ›Das Mädchen hat uns beobachtet. Ich habe gesehen, daß sie sich im hohen Gras versteckt hat. Sie hat vielleicht alles mitgekriegt.‹ Kadi du kannst nicht einfach die Augen vor der Tatsache verschließen, daß du möglicherweise für jemanden eine Bedrohung darstellst. Ich habe immer deinen gesunden Menschenverstand bewundert, aber in dieser Situation verdrängst du zuviel, einschließlich der Tatsache, daß du dich immer noch in Gefahr befinden könntest, falls diese Männer - X12, X2 und X8 - noch leben, oder falls auch nur noch einer davon am Leben ist.«

»Ich verstehe nicht, was meinst du mit diesen Buchstaben?«

»Sammat und ich fanden heute nachmittag im Tresorraum den Befehl zur Hinrichtung deiner Eltern, Kadi. Die Killer waren mit dem Code X12, X2 und X8 angegeben. Wir konnten leider die Entschlüsselung nirgendwo finden.«

»O Gott!«, hauchte Kadi.

»Also, hier hast du die Pistole. Ich helfe dir, ein Halfter dafür anzufertigen, wo immer du es haben willst: um die Schulter, die Taille oder um das Fußgelenk.«

Tränen glitzerten in Kadis Augen. Sie beugte sich hinüber und küßte Mrs. Pollifax auf die Wange. »Ich danke dir von ganzem Herzen, Emmyreed.« Plötzlich lächelte sie durch die Tränen hindurch. »Und was hast du sonst noch gemacht, während ich das Krankenzimmer hüten mußte?«

»Ich habe Scharma besucht.«

Kadi schüttelte den Kopf und fragte verschmitzt: »Und wer hat dir gesagt, wo du ihn finden kannst?«

»Dr. Kasonde. Aber wie wär's, wenn wir jetzt in der Cafeteria zu Abend essen? Dr. Merrick hat empfohlen, daß du einen ruhigen Abend mit Candide verbringst, damit du dann morgen in Form bist, einiges zu unternehmen. In vernünftigem Maß«, fügte sie rasch hinzu.

Kadi entschied sich dafür, am nächsten Morgen Geschenke zu kaufen. »Etwas, um meine Entlassung aus dem Krankenzimmer zu feiern«, sagte sie. »Ein Geschenk für Cyrus und für dich und eines für meine Schnitzlehrerin in der Akademie. Ich habe früher gern zugesehen, wie Esau Matoka kleine Skulpturen schnitzte. Er ist der Grund dafür, daß ich Holzbildhauerei belegt habe. Auch bei Reuben Kanangu war ich oft, aber bis zu ihm sind es ein paar Meilen mehr. Du kommst doch mit, ja? Bitte. Esau wohnt nur ein Stück vom Boulevard entfernt, etwa auf halbem Weg zum Flughafen.«

»Meinst du, daß du schon so weit herumwandern solltest?«

»Ich fühle mich gut, Emmyreed, und ich würde wirklich gern einen längeren Spaziergang machen.«

»Vielleicht hätte Sammat Lust, uns zu begleiten?« meinte Mrs. Pollifax.

Kadi schüttelte den Kopf. »Er ist zu beschäftigt. Er trifft sich heute vormittag mit allen Stammeshäuptlingen zu Gesprächen, über - nun, ich nehme an, die Gerüchte und die Morde. Er will offen darüber reden«, erklärte sie. »Schließlich sind es nur noch ein paar Wochen, bis er König werden soll.«

»Er wird noch nicht König werden.« Die sechs Worte waren Mrs. Pollifax ungewollt über die Lippen geglitten und sie war nun zutiefst bestürzt.

Kadi blickte sie verdutzt an. »Aber natürlich wird er König werden!«

»Ja, natürlich«, sagte nun auch Mrs. Pollifax rasch und dachte: Habe ich Scharma, diesem seltsamen, so archaisch anmutenden ehemaligen königlichen Seher tatsächlich geglaubt? Ein derart ungewöhnlich guter Wahrsager würde bei uns im Westen als Medium bezeichnet werden. Sie hatte schon einige Menschen mit sogenannten übersinnlichen Fähigkeiten kennengelernt und war sich bewußt, daß manche erschreckend destruktiv sein und sich furchtbar täuschen konnten. Aber ohne jeden Zweifel hatte sie in Scharmas Worten so etwas wie eine tiefere Wahrheit entdeckt und dem alten Mann deswegen vertraut. Er schien frei von jeder Selbstsucht zu sein, seine Aufrichtigkeit war tatsächlich beeindruckend. Auch konnte sie nicht vergessen, daß er als königlicher Seher König Zammatt prophezeit hatte, seinem Tod würden zehn schlimme Jahre folgen. Da hatte Scharma sich wahrhaftig nicht getäuscht. Ja, sie hatte Scharma geglaubt.

Aber er hatte ihr nicht erklärt, weshalb Zammatt nicht wie vorgesehen in ein paar Wochen gekrönt werden würde, und das beunruhigte sie immer noch. Sie begannen ihren Spaziergang den Boulevard hinauf. Mrs. Pollifax war gerührt, wie viele Menschen stehenblieben, auf Kadis verbundenen Arm deuteten und fragten, wie sie sich fühlte. Nachdem sie Moses' Fahrradgeschäft passiert hatten, blieb sie bei der Bang-Bang Snackbar stehen. »Gehen wir hinein«, schlug sie vor. »Sie sieht erstaunlich amerikanisch aus, und ich bin durstig.«

Tatsächlich war es im Innern sehr amerikanisch: Kunststofftische mit -stühlen oder -bänken standen an den Wänden. An einer Seite befand sich eine bunte Wandmalerei und hinter einer langen Theke verkauften zwei Männer in

weißen Jacken Lebensmittel und alkoholfreie Getränke. Die Speisekarte unterschied sich allerdings beachtlich von der einer Snackbar in den Staaten. Es gab Hühnchen vom Grill, Brathähnchen, Backhühnchen und Ziegenfleisch. Die beiden Damen bestellten Cola ohne Eis, denn man konnte nie ganz sicher sein, daß das Wasser dafür auch abgekocht worden war.

Während sie an ihrer Cola nippten und sich dabei unterhielten, schaute Mrs. Pollifax zufällig aus dem Fenster und sah einen Mann davor, der sie und Kadi intensiv beobachtete. Sie erkannte ihn: es war Moses. Doch bevor sie ihm zuwinken konnte, war er verschwunden. »Und ich habe geglaubt, er ist ein Einsiedler, der nie hinter seinem Bretterzaun hervorkommt.«

»Wer?« fragte Kadi und drehte sich um.

»Der Mann, der mir das Fahrrad verkauft hat. Er stand gerade vor dem Fenster und starrte uns an.«

Kadi lachte. »Irgendwann muß er doch wohl herauskommen, um einzukaufen.«

Aber an seinem Blick und dessen Intensität war etwas Beunruhigendes gewesen. Er hat uns beobachtet, dachte Mrs. Pollifax, aber ohne Lächeln, ohne Gruß. Sie fragte sich, wie lange er wohl schon dort gestanden hatte. Was soll's? Sie zuckte die Schultern, trank ihr Glas aus und fragte lächelnd: »Also, als nächstes Esau Matoka?«

»O ja«, erwiderte Kadi eifrig. Sie traten wieder in die Sonne hinaus, überquerten den Boulevard und begannen Ausschau nach der Seitenstraße zu halten, in der Kadis Freund wohnte.

Sie erwies sich als ungepflasterter, von Bäumen beschatteter Weg, mit Zäunen zu beiden Seiten, hinter denen Hühner in der Erde scharrt. Die Häuser hier waren aus festen Betonblöcken erbaut und hatten Blechdächer. »Ein Luxus!« Kadi deutete auf die Dächer. »Die sind teuer!« Mrs. Pollifax war überzeugt, daß selbst sie Matokos Haus ohne Hilfe erkannt hätte, denn das Tor wurde links und rechts von kunstvoll geschnitzten Pfosten

geziert, und in der Gartenmitte erhob sich eine hohe, abstrakte Pyramide aus Metall und Steinen. Das Haus war blaßblau gestrichen, und in gut gepflegten Beeten wuchsen prächtige Blumen in vielen Farben. Es war unübersehbar, daß hier ein Künstler wohnte.

Kadi öffnete die niedrige Gartentür. »Er arbeitet hinter dem Haus, aber ich werde trotzdem läuten.« Die Glocke hing an einem Strang neben der Tür. Als Kadi an dem Strang zog und die Glocke zum erstenmal läutete, ertönte simultan ein dünner Schrei. Mrs. Pollifax dachte erstaunt: Wie makaber, eine Glocke, die wie ein Schrei klingt! Nun, Künstler haben ihre Marotten. Doch da brachte Kadi die Glocke zum Verstummen. Sie lauschte. Nun zerriß ein zweiter, schriller Schrei die plötzliche Stille. Es war ein Schreckens- und Schmerzensschrei zugleich. Wortlos rannte Kadi los - rannte um das Haus herum zur Rückseite, und Mrs. Pollifax lief mit vor Angst heftig pochendem Herzen hinter ihr her. Er lag im Staub des Weges hinter dem Haus. Eine Hand umklammerte eine winzige Schnitzerei, der andere Arm lag seitlich ausgestreckt auf der Erde. Es war ein schlanker Mann, dessen graues Hemd am Rücken in Fetzen gerissen war. Aus seinem Nacken sickerte Blut in die Hemdfetzen und bildete seltsame, verworrene Muster. Jetzt war es Kadi, die gellend schrie. Mrs. Pollifax riß sie herum und befahl: »Schau weg! Schau weg!«

»Aber es ist Esau!« schluchzte das Mädchen. »Es ist Esau!«

»Lauf und hol Hilfe!« befahl Mrs. Pollifax nun. »Schnell, Kadi, lauf!« Es war das einzige, was sie tun konnte, um zu verhindern, daß Kadi die reglose, blutige Gestalt umdrehte. »Schnell!« drängte sie.

Schluchzend gehorchte Kadi und rief im Laufen: »Hilfe! So helfst doch!«

Mrs. Pollifax kniete sich neben den Mann und betrachtete, was sie sehen konnte, ohne ihn zu berühren: Die Spuren von

Krallen auf seiner rechten Wange, die furchtbaren Wunden an Rücken und Nacken. Sie hoffte, daß er noch lebte, bezweifelte es jedoch, sein Mund blieb in einem stummen Schrei aufgerissen. Sie tastete nach ihrem Taschenspiegel und hielt ihn schräg und so gut es eben ging, an seinen Mund, aber er beschlug sich nicht. Offenbar atmete der Bedauernswerte nicht mehr. Er würde auf den Rücken gedreht und näher untersucht werden müssen. Sie fragte sich, ob sie das tun sollte. Sie wußte, daß die Polizei in Amerika es nicht gern sah, wenn ein Verwundeter berührt wurde, aber unter diesen Umständen... Die Sonne brannte heiß, und der Staub, der bei seinem Sturz auf den Boden aufgewirbelt worden war, hatte sich noch nicht einmal ganz gelegt. Esau Matoka mußte zu dem Zeitpunkt überfallen worden sein, als sie und Kadi sich dem Anwesen genähert hatten. Und das wiederum bedeutete, daß der Mörder noch nicht weit gelangt sein konnte. Warum kommt niemand zu Hilfe? fragte sie sich verärgert. Hat hier denn niemand ein Telefon? Fliegenschwärme drängten sich auf Esaus blutigen Wunden und sie verscheuchte sie. Während sie sich umschaute, beruhigte sie sich so weit, daß sie Überlegungen anstellen und Einzelheiten der Umgebung bewußt wahrnehmen konnte. Hier, hinter dem Haus, etwa drei Meter von ihr entfernt, stand Esaus Werkstatt, von der drei der geflochtenen Wände sowie das Dach zurückgezogen waren, so daß mehr Licht in das trotzdem schattige Innere gelangte. Dahinter wuchs ein Dickicht, das an einer Stelle durchbrochen und zum Teil niedergetreten war. Der Mörder muß von dort gekommen sein, von hinten, auf ihn zu, dachte sie und starrte auf das dunkle Dickicht. Schaudernd wandte sie schließlich ihre Aufmerksamkeit wieder Esau zu, um über ihn Wache zu halten und die Fliegen von seiner reglosen, blutigen Gestalt fernzuhalten. Ungeduldig wartete sie auf Kadis Rückkehr. Sie fragte sich, weshalb niemand auf die Schreie reagiert hatte, wo Kadi so lange blieb und wie lange sie noch allein hier ausharren mußte. Und wieder befiel sie das Gefühl,

daß sie beobachtet wurde.

Ich muß gegen diese Paranoia ankämpfen, ermahnte sie sich. Diese Einbildung, daß ich beobachtet werde, ist lächerlich! Es ist reine Nervosität! Vom Weg her hörte sie endlich Stimmen, aber im gleichen Moment krachten berstende, trockene Zweige hinter der Werkstatt: Jemand zog sich in großer Hast zurück. Also doch nicht Paranoia, sagte sie sich. Ich wurde tatsächlich die ganze Zeit über und aus nächster Nähe beobachtet!

Plötzlich war der Garten voller Leute: zwei junge Polizisten in Uniform, einer der Männer aus der Bang-Bang Snackbar, drei neugierige kleine Jungen und mehrere nicht weniger neugierige, obgleich verängstigte Frauen. Motorengeräusche kamen näher. Inspektor Banda eilte in den Garten, gefolgt von Kadi. Es war Inspektor Banda, der die Leiche umdrehte. Nach einem flüchtigen Blick wandte Kadi die Augen ab. Mrs. Pollifax hielt das Mädchen, während es sich übergab.

»Komm, Kadi«, sagte sie sanft, »überlaß es jetzt der Polizei.«

Kadi erhob sich bleich und mit roten Augen. Mrs. Pollifax machte Inspektor Banda über den Garten hinweg auf sich aufmerksam. Er blickte auf Kadi und nickte. Er würde später mit ihnen reden. Sie führte Kadi hinaus aus dem Grundstück und zum Boulevard. In ihrem Zustand konnte das Mädchen unmöglich direkt zum Palast zurückkehren. So ging sie mit ihr in die Bang-Bang Snackbar. Kaffee, dachte sie, außer sie haben etwas Stärkeres. Als sie die Snackbar erreichten, fiel ihr eine Bewegung daneben auf. Das Tor von Moses' Fahrradgeschäft wurde zuerst langsam von innen herausgeschoben und dann mit plötzlicher Heftigkeit ins Schloß gezo gen.

Sie saßen in der Snackbar und alle waren außerordentlich aufmerksam. Der Mann hinter der Theke brachte ihnen heißen Tee und kalte mtibi und weigerte sich, dafür Geld zu nehmen. Ein junger Polizist, von Inspektor Banda ausgesandt, sie zu suchen, kam in einem Landrover angefahren, und auch er war

sehr zuvorkommend zu Kadi, die immer wieder behauptete: »Ich bin okay, ich bin okay«, aber sie war kreidebleich und zitterte nach wie vor am ganzen Körper.

Der Polizist hob sie einfach hoch, trug sie hinaus zum Landrover, wartete auf Mrs. Pollifax, und fuhr dann die beiden Damen den Boulevard hinauf zum Palast. Sobald sie dort ankamen, flüsterte er Mrs. Pollifax zu: »Inspektor Banda sagt, bitten Sie Dr. Kasonde um Kognak und halten Sie sich von hier fern. Sie bringen Esau Matoka gleich hierher. Inspektor Banda spricht später mit Ihnen.«

Mrs. Pollifax nickte müde und fragte sich, warum in aller Welt Scharma darauf bestanden hatte, daß sie einen Talisman zum Schutz trage, wenn es doch die arme Kadi war, die offenbar einen Schock nach dem anderen erlitt. Plötzlich erinnerte sie sich wieder an Moses' Worte »Wo imfa ist, gibt es kein Erbarmen«.

Aber weshalb hatte Moses sie so eigenartig durch das Fenster der Snackbar angestarrt, fragte sie sich. Und wo war er von diesem Zeitpunkt an gewesen, bis sich das Tor hinter ihm geschlossen hatte?

An diesem Abend kehrten sie und Kadi zu dem hinteren Garten zurück, wo Esau ermordet worden war und wo er jetzt begraben werden sollte. Rasch, wegen der Hitze. »Er wird in Kräutern gewaschen worden sein«, erklärte ihr Kadi ernst, »und man wird ihm ein Grab ausgeschaufelt haben.«

Dr. Kasonde begleitete sie. Der hintere Garten war fast zu klein für die vielen Trauernden: Familie, Freunde, Nachbarn, Älteste, ein Priester. Inspektor Banda war da, und Mrs. Pollifax glaubte auch Scharma bemerkt zu haben. Mit Esau wurde sein Schnitzwerkzeug ins Grab gelegt, dazu einige Schnitzereien, etwas zu essen und Münzen für seine Reise ins Land seiner Ahnen. Sie blieben nicht bis zum Ende des Rituals, doch ehe sie gingen, trat Kadi an das noch offene Grab und ließ eine kleine

Tierschnitzerei hineinfallen, die Esau ihr geschenkt und die sie mitgebracht hatte, damit sie ihn auf seiner letzten Reise begleite. Sie ist ein so liebevolles Mädchen, dachte Mrs. Pollifax. Als sie gingen, sagte Kadi: »Weißt du, die Menschen hier glauben, daß die Reise nach dem Tod sehr kurz ist, denn ihre Ahnen sind immer ganz in ihrer Nähe.«

Inzwischen hatte es nun fünf wie von Löwen gerissene Tote gegeben. Mrs. Pollifax gab das Wort zitatu auf und wußte jetzt, daß das Wort für fünf in Ubangibanisch zisanu war.

Danach erklärte ihr Tony Dahl, daß die Zahl zisanu bis einschließlich neun blieb, allerdings mit Zusätzen. So war sechs z. B. zisanu ndi chimodzi, sieben war zisanu ndi kiwiri, acht war zisanu ndi zitatu, neun war zisanu ndi zinai, die Zahl Zehn dagegen war khumi, danach begann es wieder von vorn.

Mrs. Pollifax sagte ungewohnt schroff, sie wolle das gar nicht hören, denn sie lege keinen Wert darauf, weitere Tote zu zählen, weder in Englisch noch Ubangibanisch.

Tony nahm es ihr nicht übel. »Verständlich. Ich bin ja eigentlich auch nur hier, um Sie einzuladen. Dr. Gibbons fliegt heute früh direkt von London hierher, bevor er wieder nach Hause zurückkehrt. Er hat seine Vorlesungen in Oxford beendet. Er wird allerdings nur über Nacht hierbleiben. Morgen wird er den Flug von Agadir nach Dakar nehmen und von Dakar aus nach London zurückkehren. Da Kadi gestern einen so furchtbaren und leider realen Alptraum durchlebt hat - und Sie ebenfalls«, fügte er rasch hinzu, »habe ich den Tag frei bekommen, Dr. Gibbons vom Flughafen abzuholen und sie alle zur Fundstelle beim Bergwerk zu fahren. Die Ablenkung wird Kadi doch guttun, meinen Sie nicht?«

»Durchaus«, versicherte ihm Mrs. Pollifax. »Ich muß sagen, Ihr Professor reagiert sehr schnell! Und Sie haben den ganzen Tag frei bekommen?«

Tony grinste. »Ist das nicht großartig? Und diesmal ist es offiziell, World Aid ist jetzt sehr interessiert. Schließlich sind wir hier, um Ubangiba zu helfen, und falls es im Süden etwas gibt, aus dem sich etwas machen läßt - außer dem Kohlenbergwerk -, bedeutet das Arbeit und Brot für zwanzig bis

dreißig Männer aus der ärmsten Gegend, ausländische Währung würde in Gwar umgetauscht und Geld für Landesprodukte ausgegeben werden. Aber wo ist Kadi?«

»Sie bringt Dr. Kasonde ein Buch zurück, das er ihr geliehen hat. - Ah, da kommt sie ja!«

Kadi sah wieder frisch und rosig aus. Sie war noch so jung und konnte daher auch schlimme Schicksalsschläge schnell verkraften; auch ihrer beider Vernehmung durch Inspektor Barda am vergangenen Abend hatte sie tapfer durchgestanden. Doch Mrs. Pollifax entging die Trauer in ihren Augen nicht und die fast mißtrauische Wachsamkeit, die völlig neu für sie war und ihre Zeit brauchen würde, bis sie wieder verging. Tony hatte recht, die Fahrt in den Süden würde ihr guttun und seine Gesellschaft erst recht.

»Er kommt schon so bald?« staunte Kadi. »Sie haben ihm ja noch nicht einmal die Fotos geschickt, oder?«

»Nein, aber...« Tony blickte sie in seiner Bescheidenheit fast verlegen an. »... nun, er kennt mich. Allerdings wird er leider nur bis morgen früh bleiben können. Er hat eben erst seine Vorlesungen zu Ende gebracht und beschlossen, sich zur Entspannung eine Woche Urlaub in London zu gönnen, bevor er nach Hause, nach Pennsylvania, zurückfliegt.«

Kadi sagte skeptisch: »Aber ob er hier entspannen kann?« Nur damit verriet sie, wie nahe ihr der gestrige Vorfall noch ging. Mrs. Pollifax dachte traurig, daß sie seit gestern ein wenig älter geworden war.

Tony blickte auf seine Uhr. »Kommen Sie, sein Flugzeug landet in zwanzig Minuten. Schauen wir mal, ob Mr. Simba den Landrover von World Aid schon zurückgebracht hat.«

»Dickson Simba?« erkundigte sich Mrs. Pollifax rasch. Tony nickte. »Sein Job ist eigentlich die Lotterie, aber in dieser Woche hat er uns mit der Buchführung für World Aid ausgeholfen.« Fast etwas verlegen fügte er hinzu: »Aus

irgendeinem Grund achten wir alle peinlichst darauf, ihn Mr. Simba zu nennen. Wir würden es gar nicht wagen, das ›Mister‹ auszulassen, da ist irgendwas an ihm...«

Mrs. Pollifax lächelte. »O ja, ich habe ihn auch schon kennengelernt.«

Dickson Simba saß steif hinter dem Lenkrad eines Landrover, an dem die Aufschrift von World Aid unter dem Staub kaum noch zu erkennen war. Mit gleicher Steifheit stieg er aus dem Wagen, reichte Tony den Zündschlüssel, blickte Kadi neugierig an, nickte Mrs. Pollifax flüchtig zu, und schritt - sehr elegant in schwarzem Anzug, weißem Hemd und rotem Binder - so hochaufgerichtet davon, als hätte er einen Stock verschluckt. Er muß es sehr entwürdigend gefunden haben, Tony den Landrover zu bringen, dachte Mrs. Pollifax.

Das Flugzeug landete pünktlich. Dr. Gibbons überraschte Mrs. Pollifax. Irgendwie hatte sie einen großen hageren Gelehrtentyp erwartet, möglicherweise sehr ernst, vielleicht auch mit Bart. Aber er war alles andere als das. Beim Aussteigen sprach er über die Schulter mit dem Mann hinter sich, und unten angekommen, verabschiedete er sich händeschüttelnd von drei weiteren Fluggästen. Hätte Tony sie nicht auf ihn aufmerksam gemacht, hätte sie nie erraten, daß dieser jugendhafte, fast zierliche Mann Dr. Gibbons war. Er war dünn, sein Gesicht war dünn, sein weißes Haar war dünn. Aber er wirkte irgendwie verschmitzt und schien sich über alles zu freuen, was er neugierig betrachtete. Er trug spiegelblank geputzte Halbschuhe, eine leichte Tweedhose und ein Hemd ohne Binder. Eine Tweedjacke und einen Trenchcoat hatte er über einen Arm geworfen und in der anderen Hand hielt er einen Diplomatenkoffer. Ihrer Schätzung nach mochte er Ende Fünfzig sein.

Tony sagte trocken: »Ich warne Sie lieber gleich. Er wird ständig Ihre Namen vergessen, sein Tweedjackett ließe er vermutlich am Zoll liegen, wenn wir nicht aufpassen, und mit

dem Einmaleins steht er auf Kriegsfuß. Aber ich glaube, Sie werden ihn mögen.«

Kaum hatte Dr. Gibbons Tony entdeckt, eilte er auf ihn zu und rief: »Ah! Da sind Sie ja, da sind Sie ja! Und diese aufregende Neuigkeit! Und zwei reizende Damen haben Sie obendrein noch gefunden! Sind Sie beide vom Roten Kreuz?«

»Ich bin hier bei World Aid«, erinnerte ihn Tony höflich.

»O ja, natürlich, natürlich. Können wir uns gleich die Fundstelle ansehen?«

»Haben Sie einen Koffer?« erkundigte sich Mrs. Pollifax.

Er blickte sie erstaunt an. »Ja. natürlich. Wie gütig von Ihnen, mich daran zu erinnern. Ich habe meine ganze Ausrüstung in ihm, das heißt, was ich eben alles in einem Koffer unterbrachte, und einen Schlafanzug. Haben Sie die Fragmente dabei, Tony?«

»Ja, aber der Koffer«, sagte Tony.

»Wie lieb von dir, mich daran zu erinnern.« Sobald sie ihn geholt hatten und nach ein paar Schritten noch einmal umgekehrt waren, da Dr. Gibbons tatsächlich Jacke und Trenchcoat am Zoll hatte liegenlassen, machten sie sich auf den Weg in den Süden.

Es war eine angenehme Fahrt; der Landrover war zu laut, als daß sie sich hätten unterhalten können und Mrs. Pollifax bemerkte viel mehr, als ihr bei der Busfahrt aufgefallen war. Um diese Zeit wurde in den Schulen Unterricht gehalten - sie kamen an zweien vorbei - und Tony deutete über die Schulter zur Buschlinik. »Das ist jetzt ein Hospiz für Aidspatienten.« Dr. Gibbons saß still neben Tony, den Kopf über die Fragmente gebeugt, die Tony ihm ausgehändigt hatte. Wie Mrs. Pollifax sah, hob er hin und wieder eine Lupe an die Augen, und als die Sonne sich einmal darin spiegelte, hätte es sie fast geblendet.

Tony hatte vorsorglicherweise eine Flasche Wasser und eine Flasche Limonade eingepackt und unter dem Sitz stand eine

Styroporschachtel, die einen Brathähnchen-Lunch versprach. Gegen Mittag kamen sie an. Tony ließ sie an der Fundstelle des Schädels aussteigen, während er den Wagen im Schatten eines fernen Baumes abstellte. Fast eineinhalb Kilometer westlich konnte Mrs. Pollifax die Zelte und Bauhütten der Arbeiter sehen. Der Schürfkübelbagger stand momentan unbenutzt, aber kleine Kinder saßen um ihn herum, ohne sich ihm jedoch zu dicht zu nähern, und warteten zweifellos darauf, daß er wieder wie ein Drache brüllte. Dem Berg entrissene Erdhaufen erhoben sich pyramidenförmig hinter ihm. Die Grube, die Tony bei seinem ersten Besuch ausgehoben hatte, war vorsichtshalber provisorisch zugeschüttet worden. Dr. Gibbons, der den Berg vor ihnen betrachtete, murmelte: »Vielversprechend, sehr vielversprechend.« Er holte aus seinem Koffer eine winzige Schaufel, ein Drahtnetz, das auf einem rechteckigen Rahmen befestigt war, zahllose Plastikbeutel verschiedener Größen, zwei Fotoapparate und etwas, das aussah wie ein Miniaturgeigerzähler. Bis Tony mit einer Schaufel herbeikam, hatten Mrs. Pollifax und Kadi an der Bergseite ein paar Büsche gefunden, die gerade genug Schatten für sie boten. Dort packten sie das Brathähnchen aus und begannen einstweilen schon zu essen, weil Dr. Gibbons sich mit Tony erst näher umsehen wollte.

Plötzlich machte Tony den Archäologen, der eben eine Grube abdeckte, auf etwas aufmerksam. »Fußabdrücke!« sagte er besorgt. »Jemand war hier. Sehen Sie...« Er entfernte sich mehrere Schritte von der Fundstelle. »Jemand hat hier ein Loch gegraben!«

Kadi gesellte sich zu ihm, um ebenfalls nachzusehen. »Tief?«

Mrs. Pollifax, die müde war und der es außerdem zu heiß war herumzustiefeln, rief: »Rechts von Ihnen ist noch ein Loch!«

Nun horchte auch Dr. Gibbons auf. Er stapfte hinüber, um es zu untersuchen. »Weiß sonst noch jemand, was Sie hier gefunden haben?« fragte er.

Mrs. Pollifax war nicht sicher, ob sie es sich nur einbildete, aber sie hatte das Gefühl, daß Tonys Gesicht rot anlief. »Ich fürchte ja«, gestand er.

»Die ganze Krankenstation«, sagte Kadi verlegen.

»Das stimmt leider«, murmelte Tony mit möglicherweise noch röterem Kopf.

Dr. Gibbons nickte. »Das läßt sich nicht mehr ändern. Wir können nur von Glück sagen, daß sie nicht wußten, wo sie graben mußten. Machen wir uns wieder an die Arbeit. - Sie, Mrs. - Mrs....«

»Pollifax«, half sie ihm freundlich.

»Ja. Halten Sie die Augen nach ungebetenen Besuchern offen.«

Die Zeit verging, die Sonne wanderte über den Himmel, und Schatten, die den Berg herabfielen, schwächten die brütende Hitze. Es bestand bald kein Zweifel mehr, daß ihr Zufallsfund Teil von etwas wirklich Großem war. Sie vergrößerten die Grube und gingen tiefer und siebten die ausgehobene Erde, um sicherzugehen, daß auch nicht das kleinste Fragment übersehen wurde. Dr. Gibbons wurde in seinen Erwartungen nicht enttäuscht. Als er sich schließlich erhob und es Tony überließ, die Grube wieder zuzuschütten und den Boden zu glätten, war selbst Mrs. Pollifax aufgeregt. Sie hatten die zerbrochene Hälfte eines gebogenen, hohlen Bronzeobjekts gefunden, die nach Dr. Gibbons Meinung zu einem Siwa, einem zeremoniellen Horn, gehörte.

»Könnte aus dem vierzehnten Jahrhundert sein oder noch älter. Gewöhnlich wurden sie aus Elfenbein geschnitzt«, erklärte er zufrieden und zeigte sie Mrs. Pollifax. »Sehen Sie das Loch zum Blasen? Eine Seltenheit! Die andere Hälfte könnte durchaus noch da unten sein.« Mit einem Kopfnicken deutete er auf die behutsam aufgefüllte Grube. Sie hatten auch noch drei weitere Bronzeperlen gefunden, die zu jenen paßten, die Tony

ausgegraben hatte, sowie Knochenstücke, die nun sicher in einem Plastikbeutel untergebracht waren. »Wahrscheinlich von einem Menschen«, vermutete Dr. Gibbons strahlend. Auch ein kleines rechteckiges Bronzeobjekt mit erhabenem, sauber ausgearbeitetem Muster hatten sie an den Tag gefördert. »Kleeblätter!« rief Dr. Gibbons triumphierend. Dann wandte er sich an Tony. »Graben Sie ein wenig Buschwerk aus und pflanzen es hier wieder ein. Wir wollen doch nicht, daß Unbefugte mit ihrer Buddelei etwas gefährden!«

»Was jetzt?« erkundigte sich Mrs. Pollifax, als Dr. Gibbons seinen breitkrepfigen Hut abnahm und sich den Schweiß von der Stirn wischte.

»Was jetzt? Ich nehme diese Funde mit und lasse sie säubern, untersuchen, fotografieren, datieren und fange an, um finanzielle Unterstützung zu betteln, um hier wirklich etwas Größeres auf die Beine stellen zu können.« Fast sehnsüchtig blickte er auf die Fundstätte. »Bleibe am liebsten hier! Wir wissen so wenig über Afrika. Da ist natürlich Simbabwe und die Ausgrabungen in Nigeria bei Igbo Ukwu, aber bei so wenig schriftlichen Unterlagen ist es ungemein wichtig, jeder Spur nachzugehen.« Seufzend verteilte er die dünnen Zweige, die Tony und Kadi von den kargen Büschen gebrochen hatten. »Streuen Sie auch ein paar um die Löcher, die da jemand gegraben hat«, ersuchte er sie. Mit einem Blick auf die Sonne sagte er: »Muß wirklich als nächstes zu diesem Häuptlingburschen Sammat. Mich ihm vorstellen. Mit ihm reden.« Alle vier begutachteten die unmittelbare Umgebung der Fundstätte und stellten zufrieden fest, daß nicht mehr zu erkennen war, ob und wo hier gegraben worden war. Mrs. Pollifax packte die Hühnerknochen vom Lunch ein und wartete mit Dr. Gibbons, bis Tony und Kadi den Landrover holten und sie die lange Rückfahrt in die Hauptstadt antreten konnten.

Am nächsten Morgen war Dr. Gibbons bereits weg. Fast, als wäre er überhaupt nie hier gewesen, dachte Mrs. Pollifax, nur

daß er seinen Trenchcoat vergessen hatte. Er hing mehrere Tage lang über eine Stuhllehne in der Cafeteria, bis jemand ihn mitnahm und im Schrank des World-Aid-Büros verstaute.

Am Vormittag des nächsten Tages machten Mrs. Pollifax und Kadi sich erneut auf den Weg, um Geschenke für Cyrus und Kadis Lehrerin zu kaufen. »Und für dich«, fügte Kadi hinzu, die sich wieder einigermaßen erholt hatte, auch wenn ihr Arm noch dick verbunden war. »Weißt du, dieser Verband ist ziemlich schwer«, sagte sie ernst zu Mrs. Pollifax, »und es ist so frustrierend, daß ich den Arm nicht abbiegen kann. Ich kann mir jetzt gut vorstellen, wie sich Cyrus mit seinem Gipsverband gefühlt haben muß.«

Mrs. Pollifax fand, daß die Umstände nicht vergleichbar waren: ein Sturz auf Glatteis unter einer dünnen Neuschneedecke erschien ihr Lichtjahre entfernt von einem bewaffneten Überfall in einem dunklen Garten, aber sie pflichtete Kadi nachsichtig bei. Sie beschloß, nicht weit mit ihr herumzuwandern und auf keinen Fall bis zu dem Weg, wo Esau Matoka gewohnt hatte. »Sehen wir uns heute doch mal auf dem Markt um«, schlug sie vor.

»Gut, dort gibt es jeden Tag etwas anderes zu bestaunen. Ich habe auch meinen Skizzenblock mit«, erwiderte Kadi. Sie schlenderten die schattige Seite des Boulevards hinauf, und Mrs. Pollifax stellte bald fest, daß ein Marktbesuch mit Kadi viel aufregender war als sich allein zurechtzufinden. Der Stand mit den mysteriösen Pulvern auf dem Verkaufstisch ist ein Zauberladen, erklärte das Mädchen, die exotischen Ingredienzien seien in einem Mörser zu Pulver mit magischer Wirkung gestoßen worden. Von dem Ziegenfell, für das Mrs. Pollifax sich interessierte, weil es einen hübschen Vorleger abgeben würde, riet ihr Kadi kopfschüttelnd ab, weil es nicht richtig bearbeitet worden war. Bis sie zu Hause ankam, würde es grauenvoll stinken. Nur Felle, die von Cecil Chimati getrocknet und bearbeitet worden waren, seien qualitativ einwandfrei. An

dem Stand mit Metallgegenständen lachte Kadi und erklärte, daß die runden Metallschüsseln mit den winzigen Löchern, Griffen und kurzen Beinen keine Siebe waren, wie Mrs. Pollifax angenommen hatte, sondern Öfen, »Holzkohleöfen«, sagte sie.

»Wie clever«, murmelte Mrs. Pollifax. »Ja, natürlich, und so originell!« Sie betrachtete einen mit besonderer Begeisterung. »Den muß ich unbedingt für Cyrus kaufen! So einfach! Du weißt ja selbst, wie er all diese komplizierten Geräte verachtet, die es zum Kochen und Grillen im Freien gibt.« Sie lachte bei dieser Vorstellung und erstand den auserwählten Holzkohleofen.

Kadi kaufte Erdnüsse und sie naschten davon, während sie interessiert durch die Verkaufsreihen spazierten. Die Schalen hoben sie in einer Papiertüte für den Mulchcontainer auf der Versuchsfarm auf. »Nitrogen«, sagte Kadi wissend. Plötzlich blieb sie stehen. »Schau! Violet Kamangu ist heute hier, sie stellt wunderbaren Halsschmuck her. - Violet, ich bin's, Kadi. Wie geht es dir?«

»Kadi! Und die njinga Lady. Hallo.«

»Njinga?« fragte Mrs. Pollifax.

Violet strahlte sie an. »Die Fahrrad-Lady!« Sie erhob sich, gab ihr die Hand und umarmte danach Kadi. Mrs. Pollifax starrte sie derweil an, erstaunt über ihre unvergleichliche Schönheit: die Frau hatte das Profil von Nofretete.

Vor ihr stand ein Tablett voll Halsketten, die sie aus Knöchelchen, Muscheln, Holzperlen, Glasstückchen und Gräsern angefertigt hatte. »Doch nichts von Esau«, sagte sie traurig. »Er wollte mir heute einen Ring und ein khosi-Band zum Verkaufen bringen. Und du, arme Kadi - du hast so viel Leid erfahren müssen, nicht wahr?«

»Ja«, antwortete Kadi mit Tränen in den Augen.

Um das Thema zu wechseln, sagte Mrs. Pollifax rasch: »Diese Halsketten sind faszinierend und wahrhaftig ungewöhnlich.«

Violet verstand. Sie lächelte sie an, griff nach einer Kette aus geschnitzten Knöchelchen und hängte sie ihr um den Hals. Einkäufe wurden getätigt, es wurde ein wenig geplaudert, und als sie sich umdrehten, um zu gehen, stand Dickson Simba hinter ihnen. »Mr. Simba«, murmelte Mrs. Pollifax. »Sie machen Einkäufe, wie ich sehe.«

Er verbeugte sich steif. »Ich fürchte, ich war im Bus sehr unhöflich zu Ihnen, Mrs. Politflack. Als ich vorüberging, hörte ich Sie von Esau Matokas Kunstgegenständen sprechen. Bitte, als kleine Wiedergutmachung: auf der anderen Straßenseite in Mbuzus Laden gibt es eine seiner Holzschnitzereien. Werfen Sie doch einen Blick darauf. Und Ihnen, Miss Hopkirk, war Mr. Matoka tsamwambo?«

»Tsamwambo und tsamwali«, entgegnete sie fest und übersetzte für Mrs. Pollifax: »Lehrer und Freund. - Wollen wir sie uns ansehen?«

Mrs. Pollifax hatte nichts dagegen. Während sie neben Esaus Leiche wartete, hatte sie eine seiner Skulpturen in der dämmrigen Werkstatt sehen können. Sie versuchte, sich daran zu erinnern und ihr wurde bewußt, daß sie unter weniger traumatischen Umständen davon hätte beeindruckt sein können.

Zu Mbuzus Laden war es allerdings weiter, als Mr. Simba angedeutet hatte, denn er befand sich nahe der Bank in einer Reihe von fünf schmalen Zementblockkabinen. Seine Kabine hatte eine Tür, ein sehr schmutziges Gitterfenster und ein Schild, auf dem MBUZUS ANDENKEN UND MÖBEL stand.

Dickson Simba öffnete die Tür, führte die beiden Damen ins Innere und schloß hinter ihnen zu. Sie betraten einen langen, schmalen Raum, der noch dunkler wirkte, weil durch die offene Hintertür, die zu einem Hof mit einem Haufen kaputter Stühle führte, gleißend hell die Sonne schien. Als sich Mrs. Pollifax' Augen der Dunkelheit angepaßt hatten, wurde ihr klar, daß sich hier kein Mr. Mbuzu aufhielt. Es gab einen rostigen alten Safe

an einer Wand, ein Sofa, dem die Beine abhanden gekommen waren, drei geflickte Stühle und einen Verkaufstisch mit Tablett voll importiertem, am Fließband gefertigtem Schmuck - doch kein Mbuzu.

»Aber hier ist nichts von Esau!« stellte Kadi fest.

Nur Kitsch, dachte Mrs. Pollifax, die sich umschaute, ehe ihr Blick an Dickson Simba haftenblieb. »Nichts von Esau«, sagte auch sie.

Simbas Augen unter der Brille blinzelten heftig; die Gläser vergrößerten sie und er wirkte - ja, wie eigentlich? Verlegen? Erfreut? Plötzlich wurde Mrs. Pollifax bewußt, daß sie und Kadi genau da waren, wo sie niemals sein sollten: eingeschlossen in einem Zimmer, die Tür zur Straße versperrt, in der Gesellschaft eines Fremden, der sie geschickt hierher gelockt hatte - in eine mögliche Falle? Sie machte einen Schritt rückwärts und starrte ihn an. Kadi, die sofort ihre Besorgnis spürte, blickte von ihr zu Mr. Simba und sagte: »Wir müssen gehen... Sofort.«

»Bitte, nein«, flehte Mr. Simba mit belegter Stimme. Sein Blick fiel über sie auf die offene Hintertür und er fuhr zusammen. Mrs. Pollifax, die sich umdrehte, um festzustellen, was ihn erschreckt hatte, sah gerade noch die sich fast unwirklich von der Sonne abhebende Silhouette eines riesenhaften Mannes. Die Gestalt füllte die Tür, bewegte sich und war verschwunden. Mrs. Pollifax wußte nicht so recht, was sie mehr erschreckte, Dickson Simbas Benehmen oder der Anblick von Moses an der Hintertür. Da wurde die Vordertür geöffnet und ein Schwarzer in hellem buntem Gewand trat ein. Mrs. Pollifax fühlte sich sofort erleichtert, als er ausrief: »Mr. Simba! Sie wollen etwas kaufen?«

Der Schock war vorüber, der Ladeninhaber war nun hier, trotzdem blieben ihre Knie noch eine Zeitlang weich. Dickson Simba sprach ubangibanisch mit Mr. Mbuzu, woraufhin dieser den rostigen Safe öffnete und einen Kelch herausnahm, der aus

glänzendem braunen Holz geschnitzt und gute fünfundzwanzig Zentimeter hoch war.

Der Stiel dieses Kelches war außerordentlich kunstvoll zu einem sanften Gesicht geformt.

»Esaus Werk!« hauchte Kadi andächtig. »Ein Zeremonienkelch! Bitte, um wieviel würden Sie ihn mir verkaufen?«

»Nicht billig«, antwortete Mr. Mbuzu und sie feilschten ein wenig, doch nicht sehr, denn beide wußten, daß dieser Kelch im Westen von beachtlichem Wert sein würde. Er war mit größter Kunstfertigkeit und in jedem kleinsten Detail mit beispiellosem Können geschnitzt - ein wahres Kunstwerk.

Da Mrs. Pollifax wußte, daß Kadi eigentlich arm wie eine Kirchenmaus war, handelte sie mit und steuerte ihr eigenes Geld bei.

Nachdem der Einkauf getätigt war, bedankte Kadi sich höflich, sowohl bei dem Ladeninhaber als auch bei Dickson Simba, und sie traten hinaus in die heiße Mittagssonne. »Bitte, Emmyreed, verrate mir, was du da drin gedacht hast. Du hast so - so -, ach, ich weiß nicht, wie ich es beschreiben soll - ausgesehen.«

Mrs. Pollifax erklärte, was sie anfangs angenommen hatte. »Mir wurde bewußt, daß wir genau da waren, wo wir nicht hätten sein sollen: in einem Laden ohne Verkäufer, von der Straße abgeschlossen und in Begleitung eines Mannes...«

Kadi unterbrach sie. »Du brauchst nicht mehr zu sagen, denn ich kann den Satz für dich beenden. Mir wurde das nämlich ebenfalls plötzlich bewußt. Wie konnten wir nur so unvorsichtig sein! Meinst du wirklich, daß Dickson Simba etwa...«

Mrs. Pollifax seufzte. »Ich habe eine vielleicht zu lebhaftes Phantasie, Kadi.«

»Sein Gesichtsausdruck war wirklich sehr eigenartig.« Kadi

runzelte die Stirn. »Glaubst du, er war nur verlegen, weil niemand im Laden war? Und dann erschien auch noch diese gespenstische Gestalt an der Hintertür - ein Riese! -, ich wünschte, ich hätte sein Gesicht sehen können. Er hat mir wirklich einen Schreck eingejagt. Aber dann verschwand er einfach. Hast du ihn gesehen?«

»Ja.« Mrs. Pollifax nickte und dachte: Ich habe ihn auch vorgestern durch das Fenster der Bang-Bang Snackbar auf uns starren sehen. Und eine Stunde, nachdem Esau ermordet worden war, schloß sich das Tor zu seinem Geschäft - offenbar war er da eben zurückgekehrt. Und die ganze Zeit, während ich neben Esaus Leiche wartete, wurde ich beobachtet. Das weiß ich, weil ich das Knacken und Knistern durrer Zweige hörte, als der Beobachter sich zurückzog. War es Moses gewesen?

Wer war Moses? Sie hatte ihm diese Frage gestellt. »Ein Niemand«, hatte er geantwortet.

Sie erinnerte sich auch, daß sie fast umgekehrt wäre, als sie zum erstenmal seinen feindseligen Blick und diese furchtbare Narbe in seinem Gesicht gesehen hatte. Ja, sie war nahe daran gewesen, regelrecht die Flucht zu ergreifen, hätte nicht ihre angeborene Hartnäckigkeit sie veranlaßt, zu Ende zu bringen, was sie sich vorgenommen hatte. Doch als sie ihn dann verlassen hatte, hatte sie große Sympathie für ihn empfunden. Immer hatte Mrs. Pollifax sich auf ihre Instinkte verlassen, doch jetzt fragte sie sich, welchem sie trauen sollte: diesem ersten Drang, sich bei seinem Anblick zurückzuziehen, oder der Wärme, mit der sie sich später unterhalten hatten?

Sie dachte bedrückt: Vielleicht sollte ich mich jetzt fragen, wie es mit der geistigen Gesundheit eines Mannes aussah, der inhaftiert gewesen und sieben Jahre lang gefoltert worden war. Ich will gar nicht daran denken, aber ich muß!

Sie wußte, was Folterungen aus einem Menschen machen konnten. Sie war selbst gefoltert worden, damals in Hongkong.

Sie hatte die paar Stunden zwar durchgehalten, aber es hatte Wochen - nein, Monate - gedauert, bis die Alpträume vergingen.

Was mochten sieben Jahre Alpträume aus einem Menschen machen?

Sie empfand plötzlich das dringende Bedürfnis, Cyrus anzurufen und mit ihm über ganz normale, vertraute Dinge zu reden, wie beispielsweise über Mrs. Lupacik, Seifenopern und ob es seit ihrer Abreise geschneit hätte.

»Hat es geschneit?« fragte sie Cyrus, als ihr Anruf endlich nach Connecticut durchgestellt war.

»Emily«, sagte er, »warum zum Teufel rufst du aus Afrika an, um dich zu erkundigen, ob es geschneit hat? Mir gefällt auch der Unterton in deiner Stimme nicht. Steckst du in Schwierigkeiten? Bist du jetzt allein? Kannst du reden?«

»Ein wenig später. Bitte, rede du zuerst ein paar Minuten lang.«

Glücklicherweise verstand er. Er erzählte, daß in der vergangenen Nacht gut zwei Zentimeter Schnee gefallen seien. Daß Mrs. Lupacik darauf beharrte, die blonde Winsome Aubrey aus der Seifenoper Time and Tide könne unmöglich eine Diebin sein, während man seiner Ansicht nach niemandem auch nur einen Meter weit trauen konnte, der Winsome hieß. Daß Mrs. Lupacik des Cholesterins wegen Eier vom Speiseplan gestrichen habe. Und daß im Garten die Narzissen trotz des Schnees tapfer ihr erstes Grün aus der Erde reckten.

»Ist das prosaisch genug für dich?« fragte er. »Aber jetzt bist du dran, also rede!«

Mrs. Pollifax hatte - sehr selbstüchtig, wie sie zugeben mußte - erhalten, was sie so sehr brauchte: Perspektive und Verbindung zu einer anderen, beruhigend prosaischen Realität. So konnte sie nun berichten, was sie zuvor sorgfältig überlegt hatte, denn sie wußte, daß Cyrus sich auch so schon hilflos genug fühlte, ohne daß sie ihm in seiner Lage auch noch zusätzliche Sorgen

machte. Sie erklärte ihm, was es bedeutete, in Ubangiba für einen Meister der Schwarzen Magie gehalten zu werden. Daß es in kurzen Abständen mehrere ungewöhnliche Morde gegeben hatte. Daß Sammat immer mehr von seiner Zuversicht verlor. Daß Kadi am Arm verletzt worden war und man eine Zeitlang eine Infektion befürchtet hatte, daß sie sich jetzt aber wieder recht gut fühlte und der Arm heilte. Und daß sie heute einkaufen gewesen waren, um ein Geschenk für ihn zu besorgen.

Cyrus sagte sanft: »Das erklärt nicht ganz, weshalb du vor ein paar Minuten so unruhig gewesen bist.«

»Es stimmt, ich war unruhig«, gab sie zu. »Ich hatte plötzlich ungeheures Heimweh.«

Er kaufte es ihr ab, dachte sie zumindest, bis er sagte: »Ich glaube, ich werde mit Mrs. Lupacik darüber reden.«

»Mit Mrs. Lupacik?« fragte sie verblüfft.

»Sie geht jeden Morgen in die Messe. Sie wird bald nicht mehr wissen, für wen sie jeden Tag beten soll. Wird ihr guttun, für Sammat und Ubangiba zu beten.«

»Oh!« hauchte Mrs. Pollifax.

»Lieb von dir, dein Skript zu entschärfen«, brummte er, »aber verdammt, ich kann zwischen den Zeilen lesen.

»»Ungewöhnliche Morde« ha! Sei vorsichtig, Em, hörst du?«

Am Nachmittag, während Kadi Tony und den Arbeitern auf der Farm half, Bohnen zu pflücken, betrat Mrs. Pollifax das Büro des Mfumo und fragte Joseph, wann sie Sammat sehen könnte. Aber möglichst bald, fügte sie hinzu. Joseph blickte sie an und runzelte die Stirn. »Er ist beschäftigt. Bis sechzehn Uhr.« Er konsultierte ein Blatt Papier vor sich auf dem Schreibtisch. »Weizen, den wir aus Ungarn gekauft haben, kommt an. Mainza Mwango kommt aus London zurück - ist Finanzminister, hat dort um Zuschuß für Kraftwerk gebeten. Viele Konferenzen. Jetzt am Telefon.«

»Ich werde warten. Ich habe gehört, daß das hiesige Telefonnetz sehr gut ist«, sagte sie freundlich. »Gibt es auch Verbindungen in den Süden?«

Joseph sah sie erstaunt an, als habe er nicht damit gerechnet, daß sie sich mit ihm unterhalten würde. Vielleicht reden die Leute nicht oft mit ihm, dachte sie. Sammat ist sehr charismatisch, während man Joseph leicht übersieht. »Wir haben Leitungen zum Buschospiz«, antwortete er. »Jetzt auch eine zum Bergwerk, zu Mr. Callahan, dem Werkmeister.«

»Ja, ich verstehe.« Sie zog die Stirn kraus. »Joseph, Sie arbeiten doch mit Sammat...«

»Mfumo Sammat«, verbesserte er sie rasch.

»Wie geht es ihm? Bekommt er ausreichend Schlaf? Ißt er regelmäßig?«

»Ja«, erwiderte Joseph steif. »Aber er arbeitet zuviel.«

»Und da sind diese furchtbaren Gerüchte!«

Er nickte. »Ja. Furchtbar.«

Sie schwieg und wünschte sich, er würde mehr aus sich herausgehen. Aber gerade eben Mbuzus Andenken- und Möbelgeschäft entronnen, blieb sie hartnäckig. »Joseph«, fragte

sie, »glauben Sie, daß Dickson Simba Ihren Mfumo mag? Es ist bekannt, daß er schwierig ist, das habe ich jedenfalls Bemerkungen im Bus entnommen. Er ist doch kein - kein Feind, oder?«

Josephs Züge strafften sich. »Feind?« Er dachte nach. »Er hat mapundi, ja.«

»Mapundi?«

Er versuchte eine passende Übersetzung zu finden: »Insolenz? Rücksichtslosigkeit? Mapundi. Aber Feind, ich weiß nicht.«

Die Tür des inneren Büros wurde plötzlich aufgerissen und Sammat erschien, fast hager, ernst und mit zusammengezogenen Brauen. Als er sie sah, erhellte sich seine Miene. »Ah, Freundin Pollifax. Keine Kadi? Dann werden Sie und ich uns unterhalten. Sie kommen genau im richtigen Moment. Ich brauche ein bißchen Entspannung. Holen wir uns zwei amerikanische Colas aus der Cafeteria und trinken sie im Garten. - Hatte ich heute Lunch, Joseph? Nein, ich glaube nicht.« Joseph blickte ihn mißbilligend an, schwieg jedoch.

Während sie den Korridor zur Treppe entlanggingen, fragte Mrs. Pollifax beiläufig: »Hat Joseph etwas gegen mich?«

Sammat grinste. »Ich glaube, diese Woche hat er eher etwas gegen mich.«

»Joseph? Wieso?«

Sie stiegen die Treppe zur Eingangshalle hinunter. Sammat seufzte. »Eines der großen Probleme in Afrika ist die Vetternwirtschaft, und ich bin entschlossen, sie zu verhindern. Und jetzt ist Joseph wieder einmal an mich herangetreten, einen seiner Cousins einzustellen. Er ist sicher, daß er einen guten Assistenten unseres zukünftigen Ministers für öffentliche Arbeiten abgeben würde. Dabei hat dieser Cousin noch nicht einmal die Schule abgeschlossen. Nein, er hat nichts gegen Sie.«

In der Cafeteria bestand Sammat darauf, die beiden Colas zu

bezahlen, dann führte er Mrs. Pollifax hinaus zu den Stühlen am Tisch neben der niedrigen Wand mit den Bougainvilleen. »Es ist heimtückisch, beinahe wie eine Epidemie«, fuhr Sammat fort. »Zunächst unmerklich und dann ganz allmählich wächst die Bürokratie eines Landes ins Unüberschaubare. Es beginnt damit, daß ein Regierungsbeamter erst seinem Bruder eine Stellung verschafft, dann seinem Vater, seinen Onkeln, seinen Cousins, dann den Verwandten seiner Frau, den Onkeln, Brüdern und Cousins usw. Und da dieser Vorgang sich nicht auf den einen Regierungsbeamten beschränkt, muß man alles wenigstens mit dreistelligen Zahlen multiplizieren. Schließlich funktioniert bei diesem Nepotismus nichts mehr im Land. Die Bürokratie wuchert und erstickt alle Ansätze demokratischer Bestrebungen im Keim. Ernest Bonzou wird unser Minister für öffentliche Arbeiten werden«, sagte er fest. »Er schließt im Juni sein Technikstudium in den USA ab und möchte heimkommen, und darüber bin ich sehr froh. Er wird das Kraftwerk entwerfen, Erddämme aufschütten und die Straße in den Süden bauen.« Sammat lächelte. »Und er hat mir versprochen, keine Cousins, Brüder, Schwestern, Onkel oder Väter einzustellen.« Sein Lächeln verschwand abrupt, und er fügte hinzu: »Selbstverständlich nur, falls ich dann noch hier bin.«

»Darauf kommt es natürlich an.« Mrs. Pollifax' Blick ruhte auf ihm. »Das ist der Grund, weshalb ich mit Ihnen reden wollte. Konnte Inspektor Banda einen oder vielleicht auch mehrere Verdächtige ausmachen? Gibt es irgendwelche brauchbaren Hinweise?«

Sammat preßte kurz die Lippen zusammen, dann antwortete er: »Nach dem Mord an Esau Matoka wurden in dem Unterholz hinter seiner Werkstatt ein paar dort hängengebliebene Fetzen einer Löwenmaske gefunden. Sie war aus Webpelz.«

»War die Maske handgefertigt?« fragte Mrs. Pollifax. »Und stammt der Webpelz aus einem hiesigen Geschäft?«

»Er hofft es jedenfalls.«

Stirnrunzelnd sagte sie: »Aber was mich interessiert - und das gilt zweifellos auch für Sie -, ist das Motiv für diese Morde. Sie begannen nach dem Entschluß, Sie zum König zu machen, nicht wahr?«

»O ja«, erwiderte Sammat. »Bis dahin lief alles sehr gut.«

»Jemand will also verhindern, daß Sie größere Macht erhalten? Fällt Ihnen jemand ein, der sich dadurch bedroht fühlen könnte? Sie müssen sich Feinde geschaffen haben.«

Er seufzte. »Das ist eine Frage, die ich mir aus Zeitmangel nur nachts stellen kann, wenn ich mich schlafen lege, die mir allerdings nicht viel ruhigen Schlaf gönnt. Jeden Tag besuche ich den Schrein meiner Ahnen, aber ich weiß immer noch nicht, wer dieser tödliche Feind sein könnte. Inzwischen hat es fünf scheinbar von Löwen Getötete gegeben, und wer weiß, ob nicht in diesem Augenblick bereits ein sechster solcher Mord geschieht. Inspektor Banda steht ebenso vor einem Rätsel wie ich und er beschäftigt sich momentan ausschließlich mit der Aufklärung dieser Morde.«

Mrs. Pollifax nickte. »Sie hatten gehofft, daß Kadi sich auf dem Land und im Busch umhören und helfen könnte, Sammat, aber sie wurde außer Gefecht gesetzt. So gut ich es kann, will ich versuchen, für sie einzuspringen.«

Das verblüffte Sammat sichtlich. Er sagte so taktvoll wie möglich: »Wenn Inspektor Banda mit den Ermittlungen nicht weiterkommt - und er ist wirklich gut -, was kann da eine mzungu tun?«

»Eine mzungu«, entgegnete sie rasch, »kann sehen, was Sie vielleicht nicht sehen, ganz einfach deshalb, weil sie eine mzungu ist und fremd hier.«

»Sie beherrschen unsere Sprache nicht«, erinnerte er sie.

Mrs. Pollifax lächelte leicht. »Menschen sind überall auf der Welt gleich, Sammat, ob nun schwarz, braun oder weiß. Wir kennen allesamt Verlangen, Habgier, Eifersucht, Hoffnung,

Triumph, Fehlschläge, Loyalität, Verrat, Furcht, Unruhe, Sorgen. Sogar eine mzungu - eine erfahrene - sieht so manches und kann beobachten, auch wenn sie die Sprache nicht beherrscht.«

Sammat sagte verlegen: »Ich möchte mich entschuldigen. Zu sehen, wie Menschen wirklich sind, ist ungewöhnlich, und nach meinen Erfahrungen in Amerika hatte ich das Gefühl, daß ein mzungu nur unsere schwarze Haut sieht.«

»Das ist sehr bedauerlich.« Sie hätte gern gefragt, was er über einen Mann wußte, der sich selbst Moses nannte und Fahrräder verkaufte, aber sie war von den Ereignissen am Vormittag immer noch erschüttert, deshalb fragte sie statt dessen: »Was ist beispielsweise mit Dickson Simba?«

Sammat lachte. »Aber ich habe Ihnen doch gesagt, daß er völlig harmlos ist. Er ist Führer der Soto-Fraktion, er macht seine Sache bei der Lotterie sehr gut und wird bald zu besseren Stellungen aufrücken.«

»Das weiß er vielleicht nicht«, sagte sie trocken und blickte ihn verärgert an. Sammat war offenbar entschlossen, von allen nur das Beste zu denken, was bei einem König ja ein edler Wesenszug sein mochte. Doch in einer Situation, wo Morde sich häuften, die von vielen als Zauberei angesehen wurden und in der man ihn für den Zauberer hielt, war das wahrhaftig nicht die richtige Einstellung. Ihm konnte das Böse doch nicht fremd sein, schon gar nicht, da sein eigener Vater einem grausamen Verbrechen zum Opfer gefallen war. Konnte das Dr. Hopkirks Einfluß sein, oder war sein Vater mit der gleichen idealistischen Entschlossenheit, von allen nur das Beste zu denken, in den Tod gegangen?

Am liebsten hätte sie ihn geschüttelt und gesagt: »Sammat, jemand haßt Sie und will Sie vernichten, erinnern Sie sich?« Da kam ihr plötzlich der Gedanke: Er hat so viele Tragödien in seinem jungen Leben kennengelernt, daß es ihm vielleicht nur

deswegen möglich gewesen war zu überleben, weil er - ebenso wie Kadi - seine Erinnerungen verdrängte. Bildlich gesehen hatte er sie in einen Raum gesperrt, dessen Tür er nur ganz selten zu öffnen wagte. Am Abend ihrer Ankunft hier hatte er diese Tür geöffnet, weil er ihnen berichten wollte, was in seinem Land vorging. Doch offenbar war diese Tür nun wieder fest verschlossen.

Oder vielleicht sind das, was er wirklich verdrängen will, nicht Erinnerungen, sondern es ist Angst, dachte sie. Sie erhob sich und sagte leise: »Ich fürchte, ich habe nicht zur Entspannung beigetragen, die Sie so nötig haben. Bleiben Sie bitte sitzen, Sammat, und erholen Sie sich ein bißchen. Und danke für die Einladung.« Sie hatte eigentlich direkt ihr Zimmer aufsuchen wollen, doch als sie durch die marmorne Eingangshalle zur Treppe ging, sah sie durch die Glastür, daß Kadi mit Tony sprach, der in einem staubigen Lieferwagen saß. Falls er vorhatte, Kadi mitzunehmen, hielt sie es für ihre Pflicht, sich zu erkundigen, wohin er zu fahren beabsichtigte. So stieg sie, statt die Stufen hinauf, hinunter zu den beiden jungen Leuten.

Als Kadi sie sah, sagte sie: »Tony macht sich Sorgen wegen der ›Ausgrabung‹, wie er es nennt. Stell dir vor, daß er sich gestern nach der Arbeit diesen World-Aid-Wagen auslieh, dorthin fuhr und bei der Fundstätte übernachtete!« Tony fiel ein: »Ja, und ich hörte Stimmen. Ich knipste meine Taschenlampe an, was die Burschen erschreckte. Sie hatten bei unserer getarnten Grube herumgestochert. Jedenfalls sah ich drei schattenhafte Gestalten die Flucht ergreifen.«

»Aber das ist gefährlich für ihn!« sorgte sich Kadi. »Und jetzt will er wieder dort übernachten. Meinst du, ich könnte ihm meine...«

Mrs. Pollifax ahnte, daß sie ihm ihre Pistole leihen wollte und unterbrach sie deshalb hastig. »Nein, Kadi.. Tony, das ist eine lange Fahrt nach einem arbeitsamen Tag. Sprechen Sie doch mit

dem Werkmeister dort unten, erklären Sie ihm die Situation und fragen sie ihn, ob nicht einige der Zelte, in denen die Arbeiter wohnen, näher bei der Fundstätte aufgestellt werden könnten. Er hatte sie ursprünglich sowieso dort aufbauen wollen, weil da die Quelle in der Nähe ist. Es gibt also keinen Grund, weshalb nicht ein paar Arbeiter da übernachten und Diebe fernhalten sollten.«

»Großartige Idee!« freute sich Tony. »Glauben Sie, wir brauchen dafür eine Genehmigung von Sammat - ich meine Mfumo Sammat?«

Mrs. Pollifax dachte an Sammats Desinteresse an der Fundstätte. Lächelnd sagte sie: »Versuchen Sie es erst mal beim Werkmeister.«

Tony nickte und schaltete den Motor ein. »Ich kann noch vor Einbruch der Dunkelheit dort sein und helfen, ein paar Zelte, Rampen und anderes hinzuschaffen. Mach dir keine Sorgen, Kadi«, er grinste, »ich war einer der besten Ringkämpfer des College.« Er fuhr los und zog eine Staubwolke hinter sich her.

Mrs. Pollifax war nicht entgangen, daß die beiden jungen Leute sich jetzt duzten. Sie lächelte und schwieg.

Kadi sagte bedrückt: »Wir hätten diese Fragmente nicht so offen in der Krankenstation herzeigen dürfen. Jetzt weiß bestimmt jeder von ihnen, daß...«

»... Neuigkeiten in Afrika sehr schnell verbreitet werden«, beendete Mrs. Pollifax den Satz trocken.

»Ja, und wahrscheinlich glaubt auch jeder, daß dort Gold vergraben ist.«

»Das ist ungut.« Mrs. Pollifax nickte. »Aber was geschehen ist, ist geschehen. Komm, gönnen wir uns ein gutes Dinner, ich habe Hunger.«

Kadi hatte es am Montag viel Spaß gemacht, auf der Versuchsfarm Bohnen zu pflücken, aber sie war im Lager mit den Jeans an einem Nagel hängengeblieben und hatte sich dabei einen langen Riß zugezogen. Amüsiert sah ihr Mrs. Pollifax am nächsten Morgen zu, wie sie den Riß mit grellroter Wolle zusammenzog, die sie von Rakia aus der Krankenstation bekommen hatte. Am Vormittag würde ihr Dr. Merrick den Verband abnehmen und die Fäden ziehen. Wie ironisch, daß sie dann sowohl am Arm wie auch am Bein ihrer Bluejeans eine gleichermaßen lange rote Naht haben würde.

»Du wirst damit hier Mode machen«, kommentierte Mrs. Pollifax lachend.

»Ich wollte, ich hätte mir mehr zum Anziehen mitgenommen«, murmelte Kadi.

Sie lehnte sich zurück und sagte nachdenklich: »Ich hoffe, es wird nichts von den Fundsachen an der Ausgrabungsstätte gestohlen. Ist es nicht aufregend sich auszumalen, was es für Ubangiba bedeuten kann, falls etwas wirklich Wichtiges entdeckt wird? Es wäre schrecklich, wenn jemand dort unfachmännisch herumstochert und mitnimmt, was er findet.«

»Allerdings«, pflichtete ihr Mrs. Pollifax bei. »Vielleicht ließe sich Sammat überreden, ein paar Polizisten oder Soldaten zur Bewachung abzustellen?«

Kadi seufzte. »Er ist so fieberhaft beschäftigt. Ich weiß ja, daß er schrecklich viel zu tun hat, trotzdem müßte ein möglicher archäologischer Fund ihn zumindest neugierig machen, aber er interessiert sich absolut nicht dafür.« Ihre Miene erhellte sich. »Emmyreed, weißt du, was schön wäre? Wenn der Werkmeister einige seiner Leute näher an die Straße quartierte, wo sie ein Auge auf Tonys Ausgrabungsstätte haben würden, und wir uns einen Lieferwagen ausborgen und dorthin fahren und darin

übernachten könnten. Wir würden einen richtig schönen Ausflug machen, mit Picknick und allem, und am nächsten Morgen könnten wir bei meinem Dorf anhalten - ich meine, da, wo ich aufgewachsen bin - und ich käme endlich dazu, es dir zu zeigen.«

»Aber zuerst einmal würden wir uns Tony bei diesem nächtlichen Ausflug anschließen, nicht wahr?« Mrs. Pollifax lächelte.

Kadi errötete. »Warum nicht? Ich werde mir wegen der Fäden im Arm keine Gedanken mehr machen müssen; wir können ohne Bedenken im Laderaum des Lieferwagens schlafen, nicht wahr? Du hast dein Karate und ich meine Pistole. Und wenn wir am Vormittag mein Dorf besuchen, werde ich genau das tun, was Sammat von mir erhoffte - mit den Leuten reden und herausfinden, was sie wissen.«

Augenzwinkernd sagte Mrs. Pollifax: »Wenn das kein zwingendes Argument ist!«

Kadi machte einen Knoten in ihren Wollfaden, schnitt ihn ab und sagte entschieden: »Wir wollten mein Dorf auf jeden Fall besuchen und hätten ohnehin einen Landrover oder einen Lieferwagen ausleihen müssen, alles andere spielt doch keine Rolle.«

Das war eine neue Kadi, ganz von der ersten Liebe oder zumindest Verliebtheit bewegt. Mrs. Pollifax fühlte sich nicht so ganz wohl in ihrer Haut, da sie nun sowohl Anstandsdame wie Leibwächterin für ein so junges Mädchen sein mußte. Es erschien ihr so lange her zu sein, daß ihre Tochter Jane ein Teenager gewesen war. Bei ihr hatte aber auch nie die Notwendigkeit bestanden, sie gegen jemanden mit einem Messer zu beschützen, und ebensowenig hatte sie einen Hang für dunkle Gärten gehabt. Kadi war ein Schatz, doch sehr verwundbar. Tony war älter, vermutlich Mitte Zwanzig, tüchtig und wirklich sehr nett. Sie hatten sich in Kadis Heimat

kennengelernt und es hatte ihn zweifellos beeindruckt, daß sie die Tochter von einem hochverehrten Arztehepaar war, das außerdem noch den Märtyrertod gestorben war. Kadi ihrerseits war hocheifrig, einen jungen Mann kennengelernt zu haben, der in ihrem Geburtsland arbeitete und mit missionarischem Eifer davon angezogen wurde, der aber außerdem schon viel von der Welt gesehen hatte und lebenserfahrener war als sie.

Hier ist das Problem, Kadi zu beschützen, ohne daß sie sich in ihrer Bewegungsfreiheit behindert fühlt, dachte Mrs. Pollifax und wünschte, Dr. Gibbons würde sich mit seiner Expertise über die mitgenommenen Fundgegenstände beeilen. Wenn sie wertlos waren, würden keine Plünderer sich mehr für die Fundstätte interessieren. Und sollten sie sich doch als wertvoll erweisen, würde Sammat bewaffnete Posten aufstellen oder einen Zaun um die Fundstätte errichten lassen müssen. Schließlich wählte sie ein neutrales Thema und sagte: »Ja, es ist höchste Zeit, daß du herausfindest, was Freunde in deinem Dorf von Sammat halten.«

Kadi nickte. »Rakia war am Samstag dort. Sie wohnt jetzt natürlich hier- sie sind gleich, nachdem ich das Land verließ, in die Hauptstadt gezogen -, aber ihre Eltern und übrigen Verwandten leben noch in dem Dorf, und sie besucht sie einmal im Monat und bringt ihnen Kleidung und Essen.«

»Hat sie erwähnt, wie sie auf die Gerüchte reagieren, daß Sammat hinter diesen Morden steckt? Wenden sie sich gegen ihn?«

»Die Gerüchte beunruhigen sie«, erwiderte Kadi. »Es ist sehr schwer für sie. Zauberei ist etwas Schreckliches, aber Sammy ist der Enkel von König Zammatt, und so abergläubisch sie auch sein mögen, König Zammatt wurde wirklich geliebt. Oh, er war König, aber so gütig. Und auch weise.«

»Hast du ihn gekannt?« erkundigte sich Mrs. Pollifax ehrlich interessiert.

»Erst als er schon alt war - zumindest sah ich es so -, da war er viel weniger förmlich, wie man erzählt, denn früher sei er sehr distanziert gewesen und habe den Hort der Könige nur selten verlassen. »Er lebte nach den alten Traditionen«, wie mein Vater es nannte, obwohl er in England auf die Universität gegangen war. Sammy meint, daß seine Bücher ihn dazu brachten, im Lauf der Zeit etwas lockerer zu werden. Weißt du, er hatte diese wunderbare Bibliothek. Ich persönlich glaube, daß er immer - nun, zeitnaher hatte sein wollen. Immerhin war er es, der Ubangibas Unabhängigkeit von den Briten ausgehandelt hat.« Plötzlich kicherte Kadi. »Es war etwa zu der Zeit, als er den Boulevard rauf und wieder runter radelte.«

»Wie bitte?«

»Er benutzte ein Fahrrad! Es verblüffte alle, aber auf gewisse Weise befreite es sie auch, und das war ebenfalls ein Grund, weshalb sie ihn liebten. Rad fuhr er mit voller Absicht. Er stand in Verhandlung mit einer Londoner Firma, die er gern hier gehabt hätte, damit sie Fahrräder produzierten. Er sandte sogar drei Männer nach London, um zu lernen, wie sie hergestellt wurden.« Sie seufzte. »Bedauerlicherweise wurde nichts daraus, aber wenigstens öffnete die Firma hier eine Verkaufsstelle, die sie eine Zeitlang betrieb. Und die drei Männer, die in London gewesen waren, hatten dort zumindest gelernt, wie man Fahrräder reparierte. Jeder, der sich ein Fahrrad leisten konnte, kaufte eines. Und der König verschenkte Hunderte an Leute, die sich den Kauf nicht leisten konnten.« Nach einer kurzen Pause fuhr sie fort. »Weißt du, ein König war immer das Herz und die Seele des Landes. Deshalb sind die Leute - zumindest in meinem Dorf - so beunruhigt und wissen nicht, was sie denken sollen.« Traurig fügte sie hinzu: »Ich weiß nicht, wie lange es dauern wird, bis die Gerüchte das größere Gewicht haben werden und sie sich gegen Sammy wenden und es zum Aufstand kommt. Ich glaube nicht, daß sie ihn töten werden, immerhin ist er der letzte aus dem Königsgeschlecht!«

Mrs. Pollifax dachte: Aber wir müssen das Land bald verlassen und es wird weitere Morde geben. Und um einen Häuptling oder einen König umzubringen, genügt eine Person und zweifellos wird sie der Mann sein, der sich hinter einer Löwenmaske verbirgt.

Kadi blickte sie flehend an: »Und was hältst du von dem Ausflug über Nacht?«

Wie unbedenklich wäre doch ein solcher Ausflug in den Vereinigten Staaten, dachte Mrs. Pollifax seufzend. Aber für Kadi - und in Ubangiba? »Ich habe nichts gegen einen solchen Ausflug, Kadi«, erwiderte sie wohlüberlegt, »aber ich habe eine Bedingung. Nein, sieh mich nicht so an, ich weiß selbst wie traurig es für dich war, daß du zwei unserer nur acht Tage hier im Krankenzimmer verbringen mußtest, aber es wäre unverzeihlicher Leichtsinn, wenn wir diesen Ausflug ohne zusätzlichen Schutz machten. Wenn Sammat uns ein oder zwei Soldaten mitgeben würde oder ein paar bewaffnete, vertrauenswürdige Männer, dann ja aber nur dann!«

»Für einen ganz einfachen Ausflug?« entrüstete sich Kadi.

»Nichts ist in dieser Zeit einfach in Ubangiba. Denk nur an Esau, Kadi. Und an das!« Sie deutete auf Kadis verbundenen Arm.

Kadi hob das Gesicht zu ihr. »Verzeih«, bat sie zerknirscht. »Es war unüberlegt. Aber ich wäre so gerne...«

»Ich verstehe es ja«, versicherte ihr Mrs. Pollifax lächelnd. »Laß dir erst mal die Fäden ziehen und rede dann mit Sammat. Wer weiß, vielleicht würde er selbst gern mitkommen. Es wäre genau die Ablenkung, die er brauchte.«

Möglicherweise fühlte Sammat sich ein wenig schuldig, weil er die Bitte seiner Gäste abschlug, die er immerhin persönlich in sein Land eingeladen hatte. Jedenfalls entschuldigte er sich bei Kadi, daß er leider zu beschäftigt sei, an dem Ausflug über Nacht teilzunehmen, aber er stellte dafür sogleich zwei

bewaffnete Gardisten ab: Bristol Tanko und Roy Siwale.

Nachdem Kadi das alles Mrs. Pollifax glückstrahlend berichtet hatte, eilte sie zur Versuchsfarm, um Tony höflich zu fragen, was sich in der vergangenen Nacht an der Ausgrabungsstätte getan hätte, und begeistert die Möglichkeit zur Sprache zu bringen, daß sie abends einen Ausflug dorthin machen und dort auch übernachten könnten, und daß sie zwei Gardisten zu ihrem Schutz mitbekämen. Während sie weg war ließ Mrs. Pollifax einen Anruf zu Cyrus durchstellen, wieder von Josephs Büro aus, doch diesmal störte seine Anwesenheit sie kaum, denn sie wollte nur wissen, was der Arzt gesagt und ob er Cyrus' lästigen Gipsverband abgenommen hätte, und wann er sich ihr in Ubangiba anschließen könnte. Diesmal war die Verbindung rasch hergestellt, dafür war sie schlecht und Cyrus' Stimme klang wie durch Watte.

»Der Gips ist weg!« berichtete er triumphierend.

»Und darunter war tatsächlich noch ein Bein?« zog sie ihn auf. »Cyrus, ich bin so froh! Wann kannst du nachkommen?«

»Verdammt«, brummte er, »in den nächsten Tagen leider noch nicht. Die Muskeln sind... Na ja, er hat da so ein Fremdwort benutzt, aber ich habe es nachgeschlagen, es bedeutet soviel wie »schwach und ineffizient«. Da hätte er gleich schlaff sagen können. Jedenfalls habe ich drei Tage mit intensiver Physiotherapie vor mir.«

»Wie dem auch sei, kannst du denn wieder gehen?«

»Mit großer Vorsicht, ja. Das ist kein Problem, da ist nur der Arzt, der sich ausmalt, wie ich auf jedem Flughafen auf die Nase fallen würde. Ich muß also annehmen, daß du noch nicht nach Hause kommst?«

Sie wand sich. »Noch nicht sofort. Kadi - Kadi ist noch nicht bereit, deshalb...«

»Ich verstehe.« Sie konnte sich vorstellen, wie er nickte. »Heute ist Dienstag. Ich werde buchen und hoffen, daß ich den

Montag-Flug nach Languka nehmen kann. Ich werde dir jedenfalls rechtzeitig Bescheid geben.« Sie wußte nicht so recht, was sie noch sagen könnte, ohne ihn zu beunruhigen, da fiel ihr der geplante Ausflug ein. Das klang unbedenklich und nach großem Spaß - sie wünschte sich nur, es wäre auch so -, und in diesem Ton endete ihr Gespräch. Sie legte auf, erleichtert darüber, daß Cyrus ihrer Stimme nichts entnommen hatte, was auf Besorgnis hätte schließen lassen. Andererseits wurde ihr jetzt bewußt, daß er Mrs. Lupaciks Gebete für Sammat bei der Morgenmesse nicht erwähnt und auch die »seltsamen« Todesfälle nicht zur Sprache gebracht hatte, auf die sie bei ihrem letzten Gespräch scheinbar gleichmütig hingewiesen hatte. Nicht einmal nach Kadis Befinden hatte er sich erkundigt, und das war verdächtig. Er ahnt etwas, dachte sie, und tut nun sein möglichstes, so schnell es geht herzukommen, um mit eigenen Augen zu sehen, was los ist. Jedenfalls bedauerte sie, daß sie ihn nicht hatte einweihen können.

Während sie abseits bei ihrem Ferngespräch in Josephs Büro gesessen hatte, waren schnelle Entscheidungen getroffen und Pläne geschmiedet worden. Tony beabsichtigte, sich etwas vorzeitig einen halben Tag seines wöchentlichen freien Tages zu nehmen, damit sie morgen, am Mittwoch, gemeinsam nach dem Lunch in den Süden aufbrechen könnten. Er würde zwei Lieferwagen besorgen, um genug Platz für Schaumstoffunterlagen, Schlafsäcke und fertige Picknickdinner für sie und die beiden Gardisten zu haben. Dann würden sie einen echt amerikanischen Campingausflug machen und am Donnerstag gegen neun Uhr früh in Languka zurück sein. Tony besorgte im letzten Moment auch noch einen Volleyball - und an diesen Volleyball würde Mrs. Pollifax noch lange denken müssen.

Die beiden Gardisten, Roy und Bristol, waren fröhliche junge Männer, die zu Sammats Palastwache gehörten. Beide waren gut ausgebildet und hatten vor kurzem erst die Militärakademie eines benachbarten Landes absolviert, wie Tony erzählte. Und da sie im Palast Dienst taten, kannten sie Tony, hatten ein kameradschaftliches Verhältnis zu ihm und nutzten jede Gelegenheit, einander aufzuziehen. Als sie Kadi vorgestellt wurden, rührte Mrs. Pollifax der Respekt, der fast Ehrfurcht gleichkam, den sie ihr gegenüber zeigten; und ihr wurde bewußt, daß Dr. und Mrs. Hopkirk selbst für die, die zu jung waren, sie persönlich gekannt zu haben, zu Vorbildern geworden waren. Mrs. Pollifax spürte, daß dahinter mehr steckte als das Märtyrertum von Kadis Eltern. Schließlich hatten die beiden sich ein leichtes Leben versagt und waren statt dessen über zwanzig Jahre in diesem Land geblieben, um zu heilen, zu lernen und zu lehren. Und sie waren hier gestorben, was sie gewiß ebenso zu Einheimischen machte, wie es die Ubangibaner gewesen waren, die ebenfalls der Paranoia und den Ambitionen von Diktatoren zum Opfer gefallen waren.

Rakia brachte höchstpersönlich Styroporbehälter voll Essen aus der Krankenhausküche zum Lieferwagen, ermahnte Kadi vorsichtig zu sein und bedachte Mrs. Pollifax mit einem fragenden Blick.

Mrs. Pollifax nickte. »Wie Sie selbst sehen, ist gut für ihren Schutz gesorgt.«

Schlafsäcke und Schaumstoffunterlagen wurden in die beiden Lieferwagen gebracht. Mrs. Pollifax bekam den Beifahrersitz des vorderen Wagens, den Roy fuhr, während Kadi im zweiten neben Tony saß, und Bristol hinter ihnen zwischen den Schlafsäcken, mit dem Gewehr in der Hand auf sie aufpaßte. Sie brachen zu einer Zeit auf, in der die Nachmittagshitze fast jede

Beschäftigung zum Erliegen brachte, sogar das Laub hing schlaff von den Bäumen; es befanden sich wenige Personen auf der Straße in den Süden, und nur der Bus von Languka kam an ihnen vorbei und wirbelte den üblichen Staub auf. Doch obgleich die Luft drückend und still war, trug sie den Geruch von Holzkohlefeuern, von heißer Erde und Vogelgesang mit sich und bescherte allen eine angenehme Trägheit.

Gegen fünfzehn Uhr dreißig erreichten sie ihr Ziel und parkten im Schatten der Berge. Über den baumlosen, kahlen Landstreifen konnten sie den Schürfkübelbagger in der Sonne glitzern sehen und Männer, die sich um ihn herum bewegten. Die winzigen Ortschaften, die es in der Nähe gab, waren durch die Wälder um das breite Feld verborgen, das am Fuß von »Tonys Ausgrabungsstätte« lag, wie Kadi es nannte. Jedenfalls waren sie jetzt hier angelangt, sowohl um diese Stätte zu bewachen als auch um, ein Picknick zu veranstalten. Ein Feuer wurde entfacht und Tony brachte einen Grill herbei, auf dem die Hühnchen gebraten werden konnten. Bristol hatte fertig gewürztes Hirsemehl mitgebracht, das nur mit Wasser vermischt zu werden brauchte und über Nacht in der Asche des Feuers zu Brot gebacken werden konnte. Es gab süßes Bier - mtibi - und Colas, und Kadi hatte - o Wunder! - eine Dose geräucherte Austern herbeigezaubert, die sie genossen, während das Feuer heiß wurde. Sie inspizierten die Ausgrabungsstätte, und Mrs. Pollifax entging nicht, wie sehnsüchtig Tony darauf starrte und wie ungern er sich davon entfernte. »Sie würden gern weitergraben, nicht wahr?« sagte sie lächelnd.

»Es ist fast wie eine Sucht«, gestand er. »Zumindest hat sich heute niemand daran zu schaffen gemacht. Offenbar kommen sie nur nachts, in der Dunkelheit.«

»Und wenn sie heute nacht erscheinen?« fragte sie.

Er grinste. »Einer von den World-Aid-Jungs brachte von seinem Amerika-Urlaub ein paar Raketen mit, die vom Feuerwerk am Unabhängigkeitstag übriggeblieben waren. Ich

habe ihm eine geklaut, nur für den Fall eines Falles. Eine Rakete, die über ihre Köpfe zischt, dürfte sie in die Flucht jagen, glaube ich.«

»Wie einfallsreich!«

Kadi sagte ernst: »Hier gibt es so viel Einfallsreichtum, es überrascht einen immer wieder - wundervolle Trommeln werden mit straff gespanntem Ziegenfell hergestellt, Gitarren aus Kalebassen und Draht, Rasseln aus Samen in Flaschenkürbissen, und du hättest die Schildpattmasken sehen sollen, die meine Eltern geschenkt bekommen haben! Nichts wird vergeudet, alles wird verwendet: gedörrt, gekocht, geschnitzt oder zu Behältern geformt, zu Schalen, Trillerpfeifen, Kämmen werden gesägt...« Plötzlich unterbrach sie sich und fragte grinsend: »Wann gibt es was zu essen? Ich habe Hunger.« Sie ließen die Hühnchen weiter auf dem Grill brutzeln und nahmen sich Sandwiches - sangris in Pidgin-Englisch, erklärte Kadi lachend - und setzten sich auf die Schaumstoffunterlagen im Lieferwagen.

»In einer Stunde es sein dunkel«, sagte Bristol, der zur Sonne blickte.

Tony kramte unter den Decken und brachte den Volleyball zum Vorschein. »Wir können dort damit spielen.« Er deutete auf das riesige Feld um sie herum. Der Vorschlag wurde begeistert aufgenommen. Sie stiegen aus dem Lieferwagen, und Tony brachte einen Klappstuhl für Mrs. Pollifax zum Vorschein, den er aufstellte, nachdem er sich vergewissert hatte, daß die Stelle frei von Skorpionen und Schlangen war. »Handball?« fragte Roy.

Tony deutete auf Kadis bandagierten Arm. »Wir kickten den Ball, okay?«

Alle waren einverstanden und bildeten einen Kreis, der allmählich immer größer wurde. Die vier machten eine Menge Lärm in ihrer jugendlichen Begeisterung. Kadi kickte den Ball zu Bristol, dieser zu Roy und Roy zu Tony. Mrs. Pollifax

schaute vom Rand des Spielfelds zu, wie sie den Ball verfehlten, hinter ihm herrasten, ihn kickten, und lachten. Ihr Geschrei erweckte Aufmerksamkeit und es dauerte nicht lange, bis mehrere der Bergleute, alles Ubangibaner, herbeiwanderten, um zuzuschauen.

Kadi rief ihnen zu: »Möchtet ihr mitspielen?« Sie antworteten mit verlegenem Grinsen. Um sie einzubeziehen kickte Kadi den Ball zu ihnen und rannte das Feld hinunter auf den Wald zu. Dann drehte sie sich um und beschrieb mit beiden Armen einen Kreis. Tony brüllte: »Ja, verteilt euch! Kommt, spielt Kick-den-Ball mit uns!«

Sie verstanden. Mit großer Begeisterung bildeten sie einen Kreis und der Ball flog unter großem Gelächter von einer Seite zur anderen, während Mrs. Pollifax erfreut zusah.

Callahan, der herbeischlenderte, um zu sehen, was hier vorging, sagte: »Sie sind wirklich ein guter 'aufen. Ich 'atte schlechtere, das dürfen Sie mir glauben. Ist das Ihre Tochter?«

Mrs. Pollifax warf einen Bick auf Kadi, die ihren Platz in der Nähe des Waldes bezogen hatte. Sie wünschte, sie wäre nicht so weit von ihr entfernt und von den Gardisten, aber ein junger Mann aus Callahans Crew war nicht weit von ihr weg und schien recht aufmerksam zu sein. Während Mrs. Pollifax zusah, schoß der Ball auf Kadi zu und sie kickte ihn lachend durch den Kreis. Mrs. Pollifax hörte ihren Nachbarn brüllen: »Guter Schuß!«

»Kadi ist eine liebe Freundin. Sie wuchs hier in Ubangiba auf«, erklärte sie Callahan und zuckte zusammen, als der Ball einen Spieler am Kopf traf, was neuerliches Gelächter auslöste. »Aber es wird bald dunkel sein. Ich finde, sie sollten jetzt Schluß machen.« Die bleiche Mondsichel war bereits am sich verdunkelnden Himmel sichtbar. Wieder schaute sie zu Kadi und erschrak, als sie sie nicht sehen konnte. Ein erster Hauch von Angst berührte sie.

»Wo ist Kadi?« rief sie Tony zu.

Er drehte sich lachend zu ihr um, doch sein Lachen schwand, als er ihren Gesichtsausdruck sah. Er warf eine Hand hoch und brüllte den Spielern zu aufzuhören. Inzwischen rannte Mrs. Pollifax bereits über das Feld. Ihre Angst erhöhte sich, weil es dunkler wurde, doch noch war es hell genug festzustellen, daß Kadi verschwunden war. O mein Gott, dachte sie. O mein Gott! Sie schrie dem jungen Mann zu, der »guter Schuß« gerufen hatte: »Wo ist sie? Wo ist Kadi?« Er hörte ihre Panik und war verwirrt. Tony holte Mrs. Pollifax ein und fragte den jungen Mann etwas ruhiger: »Wie heißen Sie?«

»Jacob Bwanausi.«

»Jacob, das Mädchen - Kadi -, wo ist sie hingelaufen?« Nun kam auch Callahan schnaufend angerannt und befragte den jungen Mann teils in Pidgin-Englisch: »Bèbi! Junge Frau! Hùsay?«

Jacob antwortete würdevoll: »Ich sehen sie umdrehen...«

Auch er drehte sich um, dem Wald zu. »Glauben, jemand sie gerufen, vielleicht. Ich nicht wissen. Sie gehen so...« Er deutete zum Wald, und um es zu demonstrieren, ging er rasch zum Rand des Feldes und schaute in den Wald hinein. »Ich hören sie rufen - ganz glücklich: ›Philimon, bist du es wirklich?‹ Dann werden Ball zu mir geschossen und...« Er kehrte zu der Stelle zurück, wo er zuvor gestanden hatte. »Ich kicken Ball zu Willie. Wenn ich zurückschauen, sie fort. Das sein alles, was ich wissen.«

»Ihre Stimme klang glücklich?« fragte Mrs. Pollifax. Jacob nickte. »Das ich hören. Sie singen Namen.«

»Sie kann noch nicht weit sein«, krächzte Tony. »Callahan, dürfen wir Ihre Männer ausborgen?«

»Sie 'aben sie bereits«, entgegnete der Werkmeister trocken und brüllte Befehle.

Aber es war Mrs. Pollifax, die vorausging, selbst Tony war

hinter ihr, und immer aufs neue wiederholte sie zu sich, was Jacob gesagt hatte, daß Kadis Stimme beim Anblick von wem auch immer sie gesehen hatte, glücklich klang. Aber wo war sie jetzt? Und wer in aller Welt war Philimon, und wenn er ihr nicht schaden wollte, warum hatte er sich dann im Wald versteckt gehalten? Und wenn Kadi nicht hätte gehen wollen, warum hatte sie dann nicht die Pistole im Halfter um das Fußgelenk benutzt, das sie extra angefertigt hatten?

Trotz ihrer verstörten Gedanken bemerkte ihr erfahrendes Auge, daß das hohe Gras hier niedergetreten war: Jemand war hier zum Feld geschlichen, hatte sie beim Ballspiel beobachtet und Kadi auf sich aufmerksam gemacht. Aber Kadi würde nie mit einem Fremden gehen. Wieso hatte sie diesem Mann getraut? War ihr denn nicht bewußt, daß auch jemand, den sie kannte, sich gefährlich für sie erweisen konnte? Etwas stimmte absolut nicht.

Der Pfad niedergetretenen Grases verschwand, zumindest für ihre Augen, wo die Bäume dichter wuchsen und das Buschwerk ganz niedrig war. Als sie sich schließlich einen Weg durch das Unterholz gebahnt hatten, gelangten sie zu einem furchigen Weg. In dem Augenblick, als sie ihn erreichten, erloschen die letzten Sonnenstrahlen des Tages und sie standen im Dunkeln. Jacob deutete nach links. »Dort zum Dorf, dort zu großer Straße nach Languka.«

»Ich laufe ins Dorf«, erbot sich Bristol. »Ich kenne mich da aus.«

Tony nickte. »Gut. Und Jacob und ich werden uns auf der Straße nach Languka umsehen.«

Sie rannten in die entgegengesetzten Richtungen los. Mrs. Pollifax wandte sich an Callahan: »Ich brauche ein Telefon, rasch! Ich habe gehört, daß Sie eines haben. Wir müssen Inspektor Banda anrufen, die Polizei, Languka, den Palast...«

Callahan brachte eine Taschenlampe zum Vorschein und

machte sich auf den Rückweg. Mrs. Pollifax ging neben ihm und die übrigen folgten ihnen. Als sie aus dem Wald waren, hatten sie noch die gut eineinhalb Kilometer zu Callahans Wohnwagen, die sie schnellen Schrittes zurücklegten. Dank des Adrenalinausstoßes stand Mrs. Pollifax die Anstrengungen durch, ohne zu schnell zu ermüden. Die Bergleute zogen sich in ihre Hütten und Zelte zurück, und Mrs. Pollifax stieg mit Callahan in dessen Wohnwagen, der auch seine Leitstelle war. Sie sah nur das Telefon.

Callahan griff sofort danach und wartete. Nach wenigen Sekunden machte er ein verwirrtes Gesicht, dann runzelte er die Stirn. »Nichts zu 'ören. Das Telefon ist tot!«

»Gibt es nicht eine Zentrale oder so was?« Er nickte. »Ja. Die Leitung führt zur Zentrale der Kaserne in Languka. Dort nehmen sie die Verbindungen vor. Sie 'aben die Leitung erst vor zwei Wochen für mich aufgebaut und jetzt funktioniert sie schon nicht mehr!«

Leise sagte Mrs. Pollifax: »Oder sie wurde durchtrennt.«

Er starrte sie an. »Das würde bedeuten, daß die Entführung des Mädchens geplant war! Was zum Teufel geht 'ier vor?«

Ohne etwas zu verschweigen, erzählte Mrs. Pollifax das Vorgefallene knapp und schloß: »Sie haben ihren bandagierten Arm gesehen.« Besorgt und verwirrt rieb sie sich die Stirn.

Callahan ging in die Küche und kehrte mit einem vollen Glas zurück. »Trinken Sie einen Schluck Kognak, Sie seh'n verdammt schlecht aus. Und setzen Sie sich um 'immels willen, Missus, bevor sie umkippen.«

Sie lächelte ihn dankbar an, schüttelte jedoch den Kopf. »Einen Schluck Kognak gern, aber hinsetzen, nein. Ich muß sie finden... Muß zurück in die Hauptstadt.«

Er nickte. »Steigen Sie in meinen Landrover, dann fahr ich Sie zu Ihren Lieferwagen. Kein Rumlaufen mehr für Sie, Missus. Na, kommen Sie schon!«

»Ja.« Dann murmelte sie: »Aber warum - wie konnte Kadi, nach allem, was passiert ist, wie konnte sie...« Sie unterbrach sich. »Verzeihen Sie.«

Sie fanden Tony neben den Lieferwagen vor. »Irgend etwas Neues?« rief er ihnen entgegen.

»Mr. Callahans Telefon ist tot! Wir müssen zur Polizei, Tony - nach Languka.«

»Dann konnten Sie die Polizei gar nicht verständigen?« rief er bestürzt.

»Nein.«

»Rasch, steigen Sie ein!« forderte er sie grimmig auf. Mrs. Pollifax rief Mr. Callahan noch ein Danke zu, dann setzte sie sich zu Tony in dessen Lieferwagen. Beide waren sich während der Fahrt nur allzusehr des leeren Platzes zwischen ihnen bewußt, auf dem Kadi hätte sitzen können. Mrs. Pollifax' Gedanken wechselten von einem gequälten »Kadi, wie konntest du nur!« zu einem wütenden »Warum in aller Welt habe ich diesen verhängnisvollen Ausflug nur zugelassen?«

Es wurde eine schlaflose Nacht. Sie und Tony warteten mit dem völlig benommenen Sammat in Inspektor Bandas Büro, während Jacob Bwanausi in einem anderen Zimmer der Polizeistation immer und immer wieder befragt wurde. Stunden später, lange nach Mitternacht, fuhren die drei zurück zum Palast, bereiteten sich selbst Kaffee und Tee zu in der verlassenen Cafeteria und trugen die Tassen zu Sammats Büro, wo sie nahezu stumm herumsaßen, sich jedoch durch die Anwesenheit der anderen getröstet fühlten. Wie bei einer Totenwache, fand Mrs. Pollifax düster und versuchte, nicht daran zu denken, was mit Kadi gerade passieren mochte und ob sie sie lebend wiedersehen würden.

Nicht einmal die vage Hoffnung, daß Kadi freiwillig ihrem Entführer gefolgt war oder ihn auch nur kannte, hatte Inspektor Banda ihnen gelassen. »Sie hat eine Pistole dabei«, hatte Mrs.

Pollifax ihm erklärt. »Ist aber nicht dazu gekommen, sie zu benutzen« - »so ist es immer«, hatte er entgegnet und dann die Gründe aufgezählt, warum Kadi nicht freiwillig mitgegangen sein konnte: Erstens, im Wald war es zu dem Zeitpunkt zu dümmrig, als daß sie deutlich hätte sehen können, wer sie rief; zweitens, es muß nur eine Ähnlichkeit mit einem Bekannten gegeben haben; und drittens, ich halte Miss Hopkirk für eine intelligente junge Frau, und da sie bereits diesen schrecklichen Überfall im Palastgarten hinter sich hat, würde sie sehr vorsichtig sein.

»Ich will es unverblümt sagen«, fuhr er fort, »warum sollte sie auch nur einen Augenblick in Betracht ziehen, Sie und Mr. Dahl zu verlassen, wo sie doch so viel Spaß bei diesem, von ihr selbst geplanten Ausflug hatte?« Darauf hatten sie keine Antwort gewußt, und gegen ein Uhr war auch jede mögliche Theorie und jedes Argument erschöpft. Und jetzt saßen sie in Sammats Büro und warteten. Jacob Bwanausi war unerschütterlich bei seiner Aussage geblieben: »Ihre Stimme klingen glücklich. Überrascht«, hatte er immer wieder versichert. Aber dafür hatten sie nur sein Wort. Und wer war Philimon?

Gegen drei Uhr früh wurde ihre stille Nachtwache durch Joseph unterbrochen, der erklärte, er habe soeben diese schreckliche Neuigkeit erfahren.

»Was meint die Polizei?« fragte er heftig. »Wer könnte das getan haben? Inspektor Banda ist ein guter Mann. Er muß - muß wissen, wer es getan hat!«

»Er weiß es nicht«, murmelte Sammat müde. »Aber was unternimmt er? Was beabsichtigt er? Er muß den Täter finden!« Er war offensichtlich ehrlich besorgt, und Mrs. Pollifax würdigte seine Anteilnahme, aber sie teilte momentan sein Vertrauen in Inspektor Banda nicht. Außerdem wünschte sie, Joseph würde sich beruhigen oder wieder gehen. Seine aufgeregte Fragerei paßte so gar nicht zu ihm, fand sie, bis sie sich an seinen Wutausbruch nach dem Diebstahl im Tresorraum

erinnerte. Doch diesmal hatte Sammat keine Worte, ihn abzulenken, er blickte ihn nur an, ohne ihn zu bemerken. Schließlich streckte Mrs. Pollifax Joseph ihre leere Tasse entgegen und ersuchte ihn, ihnen frischen Kaffee aus der Cafeteria zu bringen. Das einsetzende Schweigen war eine große Erleichterung.

Bei Tagesanbruch kam Inspektor Banda in seinem Landrover mit Jacob Bwanausi, um Mrs. Pollifax abzuholen und mit ihnen zum Kohlenbergwerk zu fahren. Sie sollten ihm genau zeigen, wo Kadi verschwunden war. Tony begab sich zur Versuchsfarm. Er sei dankbar, daß er Arbeit zu tun habe, sagte er. Und Joseph ermahnte Sammat, an seine heutigen Termine zu denken. Zweifellos mußte das Leben weitergehen. Es war eine lange, heiße Fahrt in den Süden, aber trotz der zahlreichen Schlaglöcher, denen gar nicht auszuweichen war, schlief Mrs. Pollifax ein. Die Vernehmungen beim Bergwerk dauerten schier endlos lange Stunden. Jeder Arbeiter, der beim Kickballspielen mitgemacht hatte, wurde befragt. Die Stelle, wo Kadi beim Spielen zuletzt gestanden hatte, wurde gesucht und markiert. Danach benötigte Inspektor Banda Jacob nicht mehr und er durfte seinen Arbeitstag im Bergwerk beginnen. Mrs. Pollifax wartete unter einem Baum und fächerte sich Kühlung zu, während Inspektor Banda den Wald nach Fußspuren oder Hinweisen auf Gewaltanwendung durchkämmte. Er fand nichts.

Danach fuhren sie zur Hauptdurchgangsstraße und bogen in die Nebenstraße ein, die zum nahen Dorf führte. Wieder wartete Mrs. Pollifax, diesmal im Landrover, und aufs neue überwältigte sie ihre lebhafteste Phantasie und sie malte sich aus, was Kadi zugestoßen sein mochte. Es war sehr heiß und die Hütten wirkten unendlich armselig. Die Bäume waren rot von Staub und die Felder hier sahen ausgetrocknet und brach aus.

Hühner und kleine Kinder rannten auf der Straße hin und her; ein Greis saß auf einer Bank, er rauchte eine Pfeife und beäugte Mrs. Pollifax neugierig. Als Inspektor Banda von der Befragung

der Ältesten zurückkehrte, hatte er zumindest eine Kleinigkeit erfahren. »Sie erzählten mir, daß gestern am Spätnachmittag ein sehr alter Lastwagen gut zwei Stunden lang am Rand der zum Dorf führenden schmalen Straße geparkt habe. Er stand ziemlich genau dort, wo der Weg aus dem Wald kommt, also der, auf dem man Kadi verschleppt hat.« Verschleppt, dachte Mrs. Pollifax und es lief ihr kalt über den Rücken. »Haben Sie eine Beschreibung dieses Lastwagens?«

Inspektor Banda seufzte. »Nur die, daß er alt war. Vermutlich ein ehemaliger Armeelaster, aber er war so dicht mit Staub bedeckt, daß die Farbe nicht zu erkennen war.«

»Das ist nicht sehr hilfreich.«

»Nein, aber wir können nun zumindest annehmen, daß sie sich nicht mehr in der unmittelbaren Umgebung befindet - das heißt, falls es tatsächlich der Wagen ihres Entführers war.« Er preßte die Lippen zusammen, als er überlegte. »Wir werden als nächstes eine große Suchaktion durchführen. Oberst Kapembwa wird mir dafür bestimmt Soldaten zur Verfügung stellen, die die Suche hier im Süden beginnen können und sich nach Norden hocharbeiten. Meine Leute werden in Languka eine Haus-zu-Haus-Durchsuchung nach Miss Hopkirk durchführen und ebenso nach jemandem namens Philimon, außerdem werden sie die Augen nach alten, klapprigen Lastwagen offenhalten.« Höflich fügte er hinzu: »Wir werden sie finden, Madam. Wir werden sie finden.« Mrs. Pollifax fand es taktvoll von ihm, daß er nicht »tot oder lebendig« hinzufügte.

Nachdem Inspektor Banda sie am Palast abgesetzt hatte, kam ihr Joseph entgegen und berichtete ihr gewichtigen Tones, daß ihr Gatte sie während ihrer Abwesenheit angerufen habe. Bestimmt, um mich wissen zu lassen, an welchem Tag er ankommen wird, dachte sie. »Was haben Sie ihm gesagt?« fragte sie. »Daß Sie nicht im Palast sind. Möchten Sie ihn jetzt zurückrufen?«

»Nein - o nein!« wehrte sie ab. Und da sie wußte, daß sie es jetzt in ihrem Zimmer nicht aushalten würde, verließ sie den Palast wieder und schritt den Boulevard hinauf. Sie wanderte die sechs Kilometer zum Flughafen und zurück. Erst dann, und auch nur zögernd, betrat sie das Zimmer, das sie mit Kadi geteilt hatte und wo das Gepäck und die Kleidungsstücke des Mädchens überall verstreut herumlagen.

An diesem Abend klopfte Dr. Merrick an Mrs. Pollifax' Tür und trat mit einem Tablett ein. »Niemand hat Sie beim Abendessen gesehen, aber ich bemerkte Sie am Nachmittag flüchtig und Sie sahen zum Erbarmen aus.« Er zog den kleinen Tisch zu dem Sessel hinüber, in dem sie saß, und stellte das Tablett darauf. »Hier wird Ihnen das Wunder eines hartgekochten Eis zuteil«, sagte er munter, um sie aufzuheitern. »Dazu bekommen Sie eine dicke Scheibe Holzofenbrot, gebackene Hühnerbrust und eine Tasse heißen Tee. Und wagen Sie ja nicht zu behaupten, Sie wären nicht hungrig!«

Sie lächelte ihn an. »Ich bin wirklich nicht hungrig.«

Er setzte sich auf den Rand ihres Bettes und schüttelte den Kopf. »Ich lasse Sie zwangsernähren, wenn Sie nicht essen. Nehmen Sie erst mal einen Schluck heißen Tee. Sofort!«

Sie hob die Tasse an die Lippen und nippte. »Gut«, lobte er. »Ich habe Ihnen auch eine Schlaftablette mitgebracht, damit Sie heute nacht schlafen können. Sie befürchten das Schlimmste, nicht wahr?«

»Ja, natürlich«, gab sie zu.

»Dann werde ich Sie auf eine ermutigende Tatsache hinweisen, meine liebe Mrs. P. Es sind nun, seit Kadis Entführung, vierundzwanzig - nein, fünfundzwanzig - Stunden vergangen. Ich kann Ihnen versichern - und Dr. Kasonde wird es gern bestätigen -, daß jeder arme Teufel, der von dem Löwenkiller ermordet wurde, innerhalb von zwölf Stunden gefunden wurde - falls Ihre Phantasie sich in diese Richtung

bewegt haben sollte. Dr. Kasonde und ich sind überzeugt, daß, wer auch immer dieser Mörder ist, will, daß seine Opfer, schon der Panik wegen, schnell gefunden werden, und entsprechend tötet er. Keine neue, extra für Sie aufgestellte Theorie, möchte ich betonen. Inspektor Banda kam nach dem dritten Mord zu dieser Folgerung.«

»Ich nehme an, das hilft ein wenig, aber ich dachte an den Überfall auf Kadi im Garten«, erklärte sie ihm. »Das ist vielleicht eine ganz andere Sache und ein völlig anderer Täter. Kennen Sie Kadis Geschichte näher?« Als Dr. Merrick den Kopf schüttelte, weihte sie ihn ein. »Erst in diesem Winter brachten wir Näheres aus ihr heraus. Sie hat ihr Bestes getan, den Tag des Mordes an ihren Eltern zu verdrängen.«

»Sie wurden von Simokos Seketera ermordet, habe ich gehört. Richtig?«

»Ja. Sie befand sich auf dem Rückweg zur Missionsklinik, als sie die Schüsse hörte. Sie versteckte sich und beobachtete alles durch das Dickicht. Aber was viel beunruhigender ist, sie gab inzwischen zu, daß sie das Gesicht eines der Mörder gesehen hat, und daß er sich umdrehte und sie sah. Das macht sie zur Zeugin und gefährlich für die Mörder, falls sie noch am Leben sind.«

»Nein, das wußte ich nicht«, sagte Dr. Merrick erschüttert. »Nur, daß ihre Eltern in einem Dorf in der Nähe umgebracht worden sind. Sie vermuten also, daß der Angreifer im Garten einer dieser drei Männer sein könnte?«

»Es macht mir große Sorgen, seit wir es wissen«, gab sie zu. »Schon bevor ich mit ihr hierherkam. Tatsächlich ist das der Grund, weshalb Cyrus und ich fanden, daß ich sie begleiten müsse, daß einer der drei Männer befürchten könnte, von ihr identifiziert zu werden.«

»Hmmm«, murmelte er nachdenklich. »Das könnte wichtig sein, nun da Ubangiba sich so verändert hat und jetzt Gesetz und

Ordnung herrschen und es Gerichte und Richter et cetera gibt. Aber wenn man dieser Möglichkeit nachgeht, müßte das dann nicht bedeuten, daß einer dieser drei so bekannt und renomméiert geworden ist, daß es sein Ruin wäre, wenn publik würde, daß er einer von Simokos Meuchelmördern war?«

Sie bedachte ihn mit einem raschen Blick. »Das ist sehr scharfsinnig von Ihnen. Es würde zweifellos sein Motiv erklären, so viele Jahre nach den Ermordungen, nicht wahr?« Sie nickte. »Ein gewöhnlicher Bürger, der ein einfaches und unauffälliges Leben führt, würde vielleicht nicht einmal wissen, daß Kadi hier ist, und es würde ihn bestimmt nicht alarmieren. Bei einem Mann mit Ansehen dagegen«, sie machte eine Pause, »der einen Ruf zu schützen hat und ihn behalten will, ist das eine andere Sache«, betonte sie.

Sie dachte interessiert weiter darüber nach. »Ein angesehener Mann«, murmelte sie. »Dr. Merrick, Sie haben mich da auf etwas Wesentliches aufmerksam gemacht, dafür danke ich Ihnen. Bis jetzt fühlte ich mich hier als Fremde, als Ausländerin, völlig hilflos und nutzlos.« Sie nickte zufrieden und schälte das hartgekochte Ei ab. »Ich werde die Schlaftablette nehmen, die Sie mir vorsorglich gebracht haben, und dieses Dinner aufessen, denn ich sehe schon, daß ich morgen einen anstrengenden Tag vor mir habe und meine Kräfte brauche.«

Dr. Merrick grinste. »Sie möchten mir wohl nicht sagen, was Sie tun werden?«

»Ich habe selbst noch nicht die leiseste Ahnung«, gestand sie nun fast heiter. »Aber Sie haben mich an etwas erinnert, was ein Arzt mir einst sagte, als meine Kinder noch klein waren und ständig mit Steinchen und Glassplittern in den Knien heimkamen, die herausgeholt werden mußten.«

Das amüsierte Dr. Merrick. »Und was hat er zu Ihnen gesagt?«

»Er sagte: ›Bluten Sie nie für den Patienten, überlassen Sie

das ihm. Sorgen Sie lieber dafür, daß die Arbeit getan wird.« Ich war so damit beschäftigt, mich Kadis wegen zu quälen - sozusagen für den Patienten zu bluten. Aber jetzt ist Zeit, damit aufzuhören und die Arbeit zu tun. Wobei ich natürlich die Erfahrung nutzen werde, die ich in einigen anderen gefährlichen Situationen gesammelt habe«, fügte sie ohne jegliche Erklärung hinzu. Sogleich bewies sie ihre neue Entschlossenheit, indem sie die gebackene Hühnerbrust so heftig mit dem Messer attackierte, daß Dr. Merrick sie erschrocken ansah.

Da Mrs. Pollifax nicht gewöhnt war, Schlaftabletten zu nehmen, hielt die Wirkung länger an als bis acht Uhr, ihrer üblichen Zeit aufzustehen - sie erwachte erst um halb zehn. Sie betrachtete die Welt, deren Herausforderungen und Gefahren sie sich wieder stellen mußte, sobald sie gefrühstückt hatte, und erinnerte sich an einen gewissen Tatendrang, den Dr. Merricks später Besuch nach sich gezogen hatte. Der lange, tiefe Schlaf hatte ihre Entschlossenheit nur verstärkt, doch jetzt fragte sie sich, wie in aller Welt sie diese Entschlossenheit einsetzen konnte, um Kadi zu finden, wenn niemand sonst es fertigbrachte. Sie hatte zu Sammat gesagt, daß sie als mzungu Dinge wahrnehmen konnte, die von anderen vielleicht übersehen wurden, andererseits waren ihr in einem fremden Land wohl Grenzen gesetzt, wenn sie intensivere Nachforschungen betreiben wollte. Auf jeden Fall brachte das Herumliegen und Nachdenken sie nicht weiter. Es war höchste Zeit, diese kleine Flamme der Entschlossenheit zu nähren.. Scharma zu besuchen, mit Inspektor Banda zu reden und mit Sammat... um Antworten zu bekommen, muß man zuvor Fragen stellen. Sie zog sich rasch an und marschierte hinunter, um sich mit was auch immer die Cafeteria zu dieser späten Vormittagsstunde zu bieten hatte, zu stärken. Als sie die Empore im ersten Stock erreichte, wunderte sie sich, so viele zornige Stimmen von unten zu hören. Sie blickte hinab und wunderte sich noch mehr. Nicht Mütter mit Kindern warteten wie sonst darauf, daß sie ins Sprechzimmer gerufen würden. Jetzt standen kleine Gruppen von Männern herum - Arbeiter mit furchigen, staubigen Gesichtern -, die durcheinanderredeten und heftig gestikulierten. Voll Panik dachte sie: Beginnt so ein Staatsstreich oder ein Aufstand? Sind sie gekommen, um sich Sammat vorzunehmen? Hat es einen sechsten Löwentod gegeben? Worauf warten sie?

Hinter ihr wurde eine Tür zugeschmettert, und Sammat eilte herbei, gefolgt von Joseph. »Sie haben den Löwenmann gefunden«, sagte er knapp. »Den Killer.«

»Kadi auch?« fragte sie rasch.

»Das weiß ich nicht.« Sammat wandte sich an Joseph: »Übernehmen Sie einstweilen, ich komme bald zurück. Mrs. Pollifax wird mich begleiten, vielleicht wissen sie dort etwas von Kadi.«

»Aber wer ist der Löwenmann?« fragte sie, während sie die Treppe hinuntereilten.

»Das weiß ich auch nicht. Inspektor Banda sandte eine dringende Nachricht, sofort zu kommen. Ein Wagen wartet.«

Er deutete auf die Wartenden und sagte trocken. »Ein Anruf von Inspektor Banda war nicht nötig, wie Sie sehen.«

»Mfumo Sammat«, rief einer der Männer. »Wer? Ani? Ani?«

»Kaya - ich weiß es nicht«, rief er über die Schulter, während er Mrs. Pollifax durch die aufgeregte Gruppe von Männern führte. »Kaya! Ich gehe, um es zu erfahren.«

Sie eilten hinaus. Bristol Tanko wartete im Landrover auf sie. Mit einem sonnigen Lächeln für Mrs. Pollifax sagte er: »Vielleicht Miss Kadi auch gefunden?«

Im Wagen erklärte Sammat: »Ich weiß eigentlich nur, daß es eine sehr aufregende Nacht hier in Languka war. Die Polizei befragte jeden Philimon, den sie aufspüren konnte. Sie leuchtete in jeden geschlossenen Laden - und jetzt hat sich etwas ergeben.«

Es war nicht weit. Sie fuhren am Regierungshaus vorbei, dann durch das Tor auf den Hof der Polizeistation, vor dem ebenfalls Gruppen von Männern herumstanden. Mrs. Pollifax' Herz schlug heftiger. Als sie aus dem Landrover stiegen, kam ihnen der Inspektor entgegen. »Sie haben ihn gefunden«, sagte er. »Er müßte jeden Moment hier sein.«

»Ihn gefunden?« fragte Sammat erstaunt. »Ich dachte, er ist bereits hier.«

»Was sie in Languka gefunden haben, ist eine Löwenmaske und ein paar Klauen. Wir... Ah, da sind sie ja!« Er drehte sich zu der mit dunkelgetönten Scheiben versehenen Limousine um, die sich langsam einen Weg durch die Menge vor dem Tor bahnte und auf den Hof fuhr. Die neugierige Menge begann zu folgen, bis Inspektor Banda scharf »Zurück!« rief und Bristol anwies: »Sorgen Sie dafür, daß sie draußen bleiben - und schließen Sie das Tor!«

Die Limousine hielt an und der Fahrer rief: »Er haben geschlafen in nyumba von sein Vater!« Die Fondtür wurde geöffnet, ein bewaffneter Polizist stieg aus, zögernd von einem Mann in Handschellen gefolgt, der ein hellgraues Gewand und Sandalen trug. Es war Dickson Simba!

»O nein!« stöhnte Sammat. »Nicht Dickson!«

Simba war außer sich. Verzweifelt schrie er Sammat zu: »Ich war es nicht - iai, iai - nein! Ai ai ai! Bozda - eine Lüge!« Er brach in Tränen aus, seine Brille fiel auf den Boden. Verächtlich bückte sich sein Bewacher danach, gab sie ihm jedoch nicht zurück, sondern steckte sie ein.

Mrs. Pollifax wandte sich fast flehend an Simba. »Kadi -Miss Hopkirk - bitte - haben Sie sie?«

Simba starrte sie nur verständnislos an. Inspektor Banda bedeutete seinen Männern mit einem Nicken, Simba ins Haus zu führen.

»Ich verstehe nicht. Simba?« sagte Sammat benommen, und zu Inspektor Banda: »Irgendeine Spur von Kadi Hopkirk?«

Das strenge Gesicht des Inspektors bekam einen freundlichen Ausdruck. »Nichts, nicht der geringste Hinweis, keinerlei Spuren. Officer Chibabila entdeckte die Löwenmaske vergangene Nacht, als er mit seiner Stablampe durch ein Fenster leuchtete. Er sah sie auf einem Bett liegen. Wir verschafften uns

Zutritt und stellten alle Beweisstücke sicher. Mr. Simba ist der Mieter dieses Zimmers, das sich hinter der Bang-Bang Snackbar befindet. Wir erfuhren, daß er häufig in die Wüste fährt, um seinen Vater zu besuchen. Und dort wurde er auch aufgegriffen. Nein, weder in dem Zimmer in der Stadt, noch in der Wüste bei seinem Vater fanden sich irgendwelche Spuren, daß Miss Hopkirk dort gewesen war. - Entschuldigen Sie mich jetzt bitte, ich muß Mr. Simba vernehmen.«

Sammat rief ihm mit strenger Stimme nach: »Keine Foltern, Inspektor!«

Inspektor Banda drehte sich an der Tür um. »Wäre in diesem Fall auch gar nicht nötig, Mfumo Sammat. Wir haben, was wir an Beweisen brauchen.«

»Aber keine Kadi«, stellte Mrs. Pollifax düster fest.

»Nein«, fiel Sammat unglücklich ein.

Es zerriß ihr das Herz, Sammat ins Gesicht zu sehen, und es wäre auch sinnlos, sich daran zu erinnern, daß sie ihn vor Simbas wachsender Selbstgefälligkeit gewarnt und darauf aufmerksam gemacht hatte, auf ihn zu achten. Trotzdem fiel es ihr nun schwer zu glauben, daß Dickson Simba tatsächlich der Täter sein sollte. Die Wirklichkeit war immer etwas ganz anderes als eine Annahme oder ein Verdacht. In diesem einen Augenblick seiner großen Verzweiflung, als er den Wagen in Handschellen verlassen hatte, war er kein Ungeheuer gewesen, sondern so verwundbar wie jeder Mensch, dessen Brille von der Nase fiel und der weinte - aber worüber? Über die Demütigung, verhaftet worden zu sein? Die späte Einsicht über das, was er getan hatte? Oder den Verlust irgendwelcher Träume, die ihn dazu getrieben hatten, fünf Personen zu töten und zu verstümmeln?

Sie litt mit Sammat und doch, trotz des Schocks und Entsetzens, daß es Simba war, verspürte sie eine seltsame Erleichterung. Sie hatte Angst gehabt, der Killer könnte Moses

sein, dieser narbige Mann, dem Gefangenschaft und Folterungen möglicherweise das seelische Gleichgewicht geraubt hatten, der jedoch bewiesen hatte, welch menschlicher Wärme er fähig war. Für Moses, das mußte sie zugeben, hätte sie Mitleid empfunden, für Dickson Simba verspürte sie keines.

Sie seufzte. Die Morde würden jetzt enden, doch Kadi war immer noch verschwunden. Und da weder in Dickson Simbas Zimmer noch in seines Vaters Wüstendomizil auch nur die geringsten Hinweise auf Kadi gefunden worden waren, erschien es ihr durchaus möglich, daß Simba nichts mit ihrem Verschwinden zu tun hatte. Das brachte sie wieder zu Philimon. Kadi war am Mittwoch abend verschwunden, heute war Samstag, und mit jedem Tag - mit jeder Stunde - wurde ihr Verschwinden mysteriöser und folgenschwerer.

Sammat blickte bedrückt auf seine Uhr. »Ich muß zurück - mit Dickson rede ich später - und eine Rede aufsetzen, die ich im Radio halte. Die Öffentlichkeit muß informiert werden, daß der Mörder gefaßt ist. Morgen ist Josephs freier Tag, und plötzlich gibt es zuviel zu tun.« Mit gequälter Stimme fuhr er fort: »Aber warum Dickson Simba? Mein Gott, Mrs. Pollifax, aus welchem Grund hat er diese fünf Männer gemordet und die schrecklichen Gerüchte über mich verbreitet. Warum? Und wo ist Kadi?« Sie fand keinen Trost für ihn und schüttelte nur den Kopf.

Bristol fuhr sie zum Palast zurück, wo Tony Dahl ungeduldig am Eingang wartete. »Wissen Sie schon etwas über Kadi?« rief er ihnen entgegen.

»Nichts«, mußte Mrs. Pollifax erwidern.

»O Gott!« stöhnte er. Nach einem Blick auf seine Armbanduhr sagte er: »Zwei Unterhäuptlinge warten geduldig auf mich. Geben Sie mir bitte Bescheid, wenn...«

»Selbstverständlich.« Er nickte und raste zur Farm zurück. Mittlerweile hatte sich die Eingangshalle geleert. Sammat eilte

zur Treppe, in sein Büro, um seine Radioansprache vorzubereiten. Bald würden die sprechenden Trommeln die Neuigkeit bis in den hintersten Winkel des Landes verbreiten - und noch immer kein Lebenszeichen von Kadi.

Mrs. Pollifax zögerte, dann durchquerte sie die Halle und ging entschlossen zur Krankenstation.

Sie fand Rakia im Arztzimmer, wo sie eines der Aids-Babys schaukelte und ihm etwas vorsang. Das könnte ich auch tun, sobald ich Kadi gefunden habe. Oh, wenn ich sie nur finden könnte! Sie sah kurz zu, ehe sie flüsterte: »Rakia!«

Die Schwester blickte auf und nickte. »Ist schon gut, er schläft. Warten Sie, ich bin gleich bei Ihnen.« Schon nach Sekunden kam sie seufzend heraus. »Er wird mit den anderen ins Buschhospiz gebracht, der arme Kleine. Aber wissen Sie was von Kadi, bitte?« Mrs. Pollifax schüttelte den Kopf.

»Ich bete für sie«, murmelte Rakia.

»Das ist gut.«

»Setzen Sie sich doch, Mrs. Pollifax, Sie sehen müde aus.«

Mrs. Pollifax befolgte den Rat. »Nicht müde, nur entmutigt und besorgt. Sie sind meine letzte Hoffnung, Rakia. Ich muß Sie etwas fragen. Ich weiß nicht, ob Sie gehört haben, daß Kadi möglicherweise freiwillig mit dem Mann ging, den wir noch suchen.«

»Freiwillig?« Rakia blinzelte. »Heya! Bani? Ich meine, warum? Wie? Wir waren hier so beschäftigt - Pocken und Malaria und Parasiten - ich habe nichts davon gehört!«

Mrs. Pollifax sagte trocken: »Wahrscheinlich, weil Inspektor Banda nicht glaubt, daß sie freiwillig mitgegangen sein könnte. An dem Nachmittag, ehe es dämmerte, spielten alle Kick-den-Ball und Kadi befand sich in der Nähe des Waldes. Der junge Ballspieler neben ihr sah, wie Kadi zum Waldrand ging, als habe jemand ihr zugerufen. Er hörte, wie sie sagte - und er

schwört, daß ihre Stimme glücklich klang - »Philimon, bist du es wirklich?«, und als er wieder nach ihr blickte, war sie schon verschwunden.«

»Mit glücklicher Stimme?« vergewisserte Rakia sich erstaunt.

»Der junge Mann beschwört es.«

»Ein Trick!« keuchte Rakia. »Eine diva - Falle!«

»So sieht es jetzt aus«, gab Mrs. Pollifax zu.

»Aber dieser Philimon, wer könnte das sein?«

Mrs. Pollifax seufzte. »Die Polizei und die Soldaten haben jeden Philimon befragt, den sie in den Dörfern unten im Süden und hier in Languka aufspürten. Und jetzt bin ich zu Ihnen gekommen, Rakia, weil mir einfach nicht aus dem Kopf gehen will, daß dieser junge Mann, Jacob Bwanausi, sich nicht davon abbringen läßt, daß Kadis Stimme glücklich klang und überrascht, und das kann eigentlich nur bedeuten, daß es jemand ist, den sie lange nicht gesehen hatte, also vielleicht jemand, den sie von früher kannte.«

»Früher«, wiederholte Rakia traurig. »Ja, das könnte sein.«

»Und deshalb, Rakia, frage ich Sie: kannte sie damals jemanden, der Philimon hieß? Ist sie vielleicht mit einem Philimon zur Schule gegangen?«

Rakia antwortete bedächtig: »Es könnte natürlich einen Philimon in der Missionsschule gegeben haben, aber ich arbeitete für Dr. Hopkirk als Schwester in der Klinik. Ich erinnere mich an einen Jungen, der Pharaoh hieß. Ich kannte viele Kinder mit Namen, aber nicht alle.«

»Vielleicht ein Freund der Hopkirks?«

Rakia überlegte stirnrunzelnd.

»Denken Sie nach!« flehte Mrs. Pollifax sie an. »Rakia, bitte überlegen Sie.«

»Ich denke ja nach.« Sie zog die Brauen zusammen.
»Polizeiinspektor Tembo war ein guter Freund von Dr. Hopkirk.

Ich glaube, sein Vorname war Pharaoh, möglicherweise auch Philimon - es ist schon so lange her und Dr. Hopkirk nannte ihn meistens nur Inspektor.«

»Wo können wir ihn finden?« fragte Mrs. Pollifax rasch.
»Wo, Rakia?«

»Inspektor Tembo?« Rakia blickte sie erstaunt an. »Oh, er ist schon seit langem tot.«

Tembo... Rakia hatte da etwas gesagt, das sie schon einmal gehört hatte. Mrs. Pollifax forschte in ihrem Gedächtnis... War es nicht eine Bemerkung von Inspektor Banda gewesen? Sie waren im Garten, der Inspektor und Sammat, und Banda hatte gesagt... Aber was?

»Wann ist dieser Inspektor gestorben?« erkundigte sie sich.

»Gestorben?« Rakias Stimme klang belegt. »Er wurde erschossen. So viele wurden umgebracht! Nach den Hungeraufständen ließ Präsident Chinjata töten, töten, töten.«

Jetzt begann sie sich an Inspektor Bandas Worte zu erinnern, als sie sich über den Tresorraum unterhalten hatten: »Ich habe in meinem ganzen Leben nur von einer einzigen Person hier mit einer derartigen Begabung gehört, und selbst das nur als Gerücht.«

Aber auch er war tot. Um ihn zu finden, hatte Inspektor Banda zu Sammat gesagt, würde er Opfer am Schrein bringen müssen.

»Ja«, sagte Mrs. Pollifax plötzlich sehr nachdenklich und stand auf. »Ich danke Ihnen, Rakia.« Sie schritt durch die Marmorhalle, vorbei an den wartenden Patienten und die Treppe hinauf in den ersten Stock zu Sammats Büro. »Ist er hier?« fragte sie Joseph. »Es ist sehr wichtig, daß ich mit ihm spreche.« Sammat hatte vor ein paar Tagen gesagt, daß Joseph vielleicht verärgert über ihn sei, weil er seinen Cousin nicht einstellen wollte, doch jetzt war zweifellos sie es, über die Joseph verärgert war.

»Er ist sehr traurig«, sagte er vorwurfsvoll. »Wegen Mr. Simba.«

»Das bin ich auch«, entgegnete sie scharf. »Aber ich muß mit ihm reden!«

Seufzend erhob Joseph sich und klopfte an die Tür zum inneren Büro. Als Sammat »Herein« rief, trat sie ein. Er saß untätig in seinem Sessel und starrte zum Fenster hinaus. Als er erkannte, daß sie es war, wandte er das Gesicht ab. »Wie Sie sehen, schreibe ich nicht an meiner Radioansprache.«

»Mhm.«

»Daß ich mich so in Dickson Simba getäuscht habe, ist wie ein Stachel in meinem Fleisch, aber das Schlimmste ist, daß wir noch immer nicht wissen, was mit Kadi ist.« Er drehte sich in seinem Sessel, um sie anzublicken. »Ich fühle mich so hilflos. Wenn ich an sie denke...« Er schauderte und Tränen glänzten in seinen Augen. »Ich habe sie gebeten, nach Ubangiba zurückzukehren und jetzt - ich kann auf vielerlei Weise vernichtet werden, doch bitte nicht so, nicht so! Was sind Gerüchte über böse Zauberei verglichen damit?«

»Ich bin hier, um Sie zu bitten, mir die Schlüssel für den Tresorraum zu geben«, unterbrach sie ihn. »Den Tresorraum?« Er blickte sie verständnislos an. »Ja, ich möchte die Akten dort noch einmal durchsehen.«

Seufzend erhob er sich und trat ohne eine weitere Frage zu einem Wandsafe neben seinem Schreibtisch, gab die Kombination ein, öffnete ihn und nahm den Satz Schlüssel heraus. »Geben Sie sie nur direkt an mich zurück«, bat er mit stumpfer Stimme.

An der Tür drehte sich Mrs. Pollifax noch einmal um und sah, daß Sammat wieder aus dem Fenster starrte. Auch Sammat, dachte sie. Wir alle!

Diesmal stand kein Posten an der Tür. Mrs. Pollifax wartete, bis niemand zu sehen war, ehe sie die Korridortür aufsperrte und

hindurchhuschte. Nachdem sie hinter sich zugeschlossen hatte, schaltete sie das Deckenlicht ein, begab sich zur Tür des Tresorraums, sperrte das riesige Vorhängeschloß auf und trat ein.

Sie ignorierte Präsident Simokos Akten und schritt direkt zu der einen Reihe Schubladen, auf denen Präsident Chinjatas Name stand. Die Briten waren bei diesem peniblen Ablagesystem Chinjatas Vorbild gewesen, hatte Sammat gesagt, und sie enthielten Fingerabdrücke und Fotos der Angehörigen seiner Polizei und Armee. Chinjata war ein methodischer Mann gewesen, sowohl im Töten von Dissidenten wie auch bei seinen Akten. Sie wandte sich den Polizeiakten zu und sah, daß auch sie alphabetisch eingeordnet waren. Ungeduldig blätterte sie durch A, B, C, D, E, bis sie zum T kam. Ihre Augen huschten rasch über das Blatt mit den kleinen Fotos. Und da war tatsächlich Polizeiinspektor Philimon Tembo.

Ihre Reaktion war so heftig, daß sie das Blatt schnell mit einer Hand bedeckte und über die Schulter schaute, ob nicht etwa jemand hier im Zimmer war, der sehen könnte, was sie entdeckt hatte. Polizeiinspektor Tembo war nicht tot, wie jeder glaubte. Er lebte!

Tatsächlich, er war am Leben. Sie konnte es noch immer nicht glauben.

»Das ist es also«, wisperte sie.

Sie starrte lange auf die Fotografie, ohne sie jedoch wahrzunehmen, denn sie war damit beschäftigt, jedes Ereignis, bei dem sie dabeigewesen war, und jede vorgefaßte Meinung zu überdenken und neu zu bewerten. Sie war erstaunt, daß die Geschehnisse durch ihre Entdeckung nun eine solch überraschende Dimension angenommen hatten. Die Probleme waren zwar nicht gelöst, stellten sich aber in einem völlig anderen Licht dar. Als sie den Tresorraum verlassen und sorgfältig beide Türen hinter sich verschlossen hatte, grüßten sie

mehrere Personen in der Eingangshalle, aber sie sah und hörte sie nicht. Scharma hatte gesagt: »Seit Sie hergekommen sind waren Sie dem Bösen sehr nahe, ohne es zu ahnen. Es ist dicht an Ihnen vorbeigezogen, Sie haben es kennengelernt - ich sehe, Sie sind dem Bösen schon früher des öfteren begegnet -, doch diesmal ist Ihnen nicht gegeben, es zu erkennen, noch nicht...« Außerdem hatte er gesagt: »Es gibt solche Beobachter - und es gibt andere Beobachter.«.

Sobald sie die Schlüssel zurückgegeben hatte, würde sie Scharma besuchen. Es war äußerst wichtig!

Mrs. Pollifax schloß die Kette auf, mit der sie ihr Fahrrad am Ständer vor dem Eingang zum Palast gesichert hatte. Sie radelte die Government Road entlang zu dem Pfad, der sie zu Scharma bringen würde. Vor dem Tor der Polizeistation wimmelte es von aufgebrachten Menschen. Sie konnte nur die englischen Wortketzen verstehen, aber die klangen ziemlich bedrohlich: »Kill!«... »Mörder!«... »Bestie!«... »Verräter!« Sie konnte nur hoffen, daß Inspektor Bandas Männer auf eventuelle Übergriffe vorbereitet waren. Eine Schar Perlhühner hatte den festgetretenen Pfad zu Scharmas Haus mit Beschlag belegt und ihr blieb nichts übrig, als unentwegt ihre Fahrradklingel zu betätigen, um den Pfad ebenfalls benutzen zu können. Unwillkürlich dachte sie, daß dieses Federvieh, wie es so vom Rand des Pfades ausgerechnet in die Mitte auswich, aussah wie fällige, entrüstete Matronen in Nadelstreifenkostümen.

»Ihr seid unmöglich!« erklärte sie ihnen und klingelte weiter, bis die Hühnerschar sich endlich ins Unterholz zurückgezogen hatte.

Auf den ersten Blick wirkte Scharmas Anwesen verlassen. Mrs. Pollifax lehnte das Fahrrad an einen Baum und rief:

»Hallo? Hallo?« Dann ging sie zur Tür und spähte ins Haus.

Das Mädchen Laraba kam hinter ihr mit einem lebenden Huhn unter dem Arm um die Hausecke. »Oh!« sagte sie und lächelte. »Die mzungu!«

Mrs. Pollifax lächelte sie an. »Ja... Ist Scharma da?«

Laraba schüttelte den Kopf und blickte an Mrs. Pollifax vorbei zu ihrem Fahrrad. »Nein, er haben auch Fahrrad, er damit fort.«

»Wo kann ich ihn finden? Es ist wichtig.«

»Oh, er haben kaputten Fahrradschlauch und bringen ihn zum

Flicker. Neben Bang-Bang Snackbar sein Werkstatt mit Schild BILLIGE FAHRRÄDER oder ähnlich.«

»Moses?«

Larabas Gesicht leuchtete auf. »Sie ihn kennen? Vielleicht kaufen Fahrrad bei ihm? Das sein - das ist -, wo Scharma sein.«

Inzwischen war es etwa vierzehn Uhr und die Sonne brannte sengend vom Himmel. Mrs. Pollifax band den Strohhut am Kinn fester, dankte Laraba, fuhr zur Government Road zurück und bog zum Boulevard ein, der ihr nun schrecklich lang vorkam, wie er so ohne Schatten und brütend heiß vor ihr aufwärts führte. Aber sie hielt durch, schließlich würde der Rückweg zum Palast hangabwärts sein. Sie konnte die Kühle der Nacht kaum noch erwarten, als sie Moses' Tor erreicht hatte und feststellte, daß es einen guten Spaltbreit offenstand. Sie saß ab, stieß das Tor weiter auf und schob ihr Fahrrad hindurch. Moses war über ein Fahrrad in der Mitte des Hofes gebeugt. Neben ihm stand Miss Verstoefel, die World-Aid-Hebamme aus der Schweiz, und beide waren von einer Handvoll kleiner, barfußiger schwarzer Jungen umgeben. Scharma war jedoch nicht zu sehen. Mrs. Pollifax rief: »Moses? Ist Scharma hier? Ich suche ihn.«

Moses richtete sich auf und blickte sie an, als habe er sie nie zuvor gesehen.

Strahlend rief ihr dagegen Miss Verstoefel zu: »Ich kaufe mir auch ein Fahrrad! Dieses rote da!«

»Scharma kommen, Scharma gehen«, brummte Moses unfreundlich.

»Ich verstehe«, murmelte Mrs. Pollifax. »Haben Sie eine Ahnung, wo ich ihn finden kann?« Ihr Blick schweifte an ihm vorbei zur Wäscheleine, an der zwei Jeans verschiedener Größen zum Trocknen hingen.

»Nein... Scharma kommen, Scharma gehen«, wiederholte Moses gereizt und bemerkte, daß ihr Blick interessiert an seiner Wäscheleine haftete. »Er kommen morgen früh wieder, um

geflickten Schlauch holen, das alles, was ich wissen.«

Sie nickte und begann zu verstehen, weshalb sie nicht willkommen war. Sie drehte sich um und schob ihr Fahrrad aus dem Hof, doch während sie den Boulevard zurück hinunterfuhr, wußte sie, daß ihr Besuch sich gelohnt hatte. Sie hatte erfahren, weshalb Moses sie nicht dort haben wollte, und das interessierte sie sehr. Es war siebzehn Uhr, als sie die Cafeteria betrat. Zum Frühstück hatte sie heute noch gar nichts und zum Lunch nur eine kleine von zu Hause mitgebrachte Tafel Schokolade zu sich genommen.

Dr. Merrick winkte ihr zu und rief ihr vergnügt entgegen: »Das Huhn ist zur Abwechslung heute einmal nicht gebacken, sondern gegrillt! Haben Sie Häuptling Sammats Ansprache um sechzehn Uhr gehört?«

»Oje, nein! Um ehrlich zu sein, ich hatte es völlig vergessen. Ich versuchte Scharma zu finden, aber leider vergebens.«

»Die Rede war sehr ergreifend«, versicherte er ihr. »Er bedauerte, daß es Dickson war.« Dr. Merrick runzelte die Stirn. »Aber ich muß ehrlich sein, ich mochte ihn nie. Eingebildeter Laffe! So was von innerer Unsicherheit, aber wenn jemand seine Unsicherheit mit Arroganz vertuschen will, wird ihm gar nicht bewußt, wie unbeliebt er sich macht. Er wird wohl jetzt feststellen, daß er kaum Freunde hat.« Er blickte Mrs. Pollifax kritisch an. »Sie sehen aus, als wären Sie verdammt müde... Kadi, natürlich?«

»Ja, Kadi.« Sie fügte dann aber trocken hinzu: »Und wohl auch ein bißchen viel Hin- und Herradeln in der Nachmittagssonne.«

Er nickte. »Wir hatten heute ja auch achtunddreißig Grad im Schatten. Übrigens beteuert Dickson Simba immer noch, daß er unschuldig ist, was leider auch bedeutet, daß er es nicht zugeben wird, wenn er etwas über Kadi weiß.«

»Nein«, murmelte Mrs. Pollifax höflich.

Dr. Merrick, der sie beobachtete, sagte: »Tony Dahl, der mindestens einmal die Stunde in die Krankenstation gerannt kam, um zu fragen, ob bereits etwas über Kadi bekannt ist, macht mir schon genug Probleme, also fangen nicht auch Sie an. Sie müssen mehr essen.« Er blickte hoch: »Ah, Joseph, brechen Sie auf, um Ihren freien Tag morgen zu nutzen?«

»Ja«, erwiderte Joseph sehr förmlich, »ich habe eine Nachricht für Mrs. Pollifax.« Er zog einen Zettel aus seiner Tasche. »Sie ist von Ihrem Gatten. Er ist schon unterwegs und wird mit dem Montag-Flugzeug eintreffen. Sein Anruf kam um fünfzehn Uhr zehn Languka-Zeit.«

Mrs. Pollifax dachte, er kommt zu früh, aber sie brachte ein Lächeln zustande und dankte Joseph.

Mit seiner üblichen Freundlichkeit erkundigte sich Merrick: »Was machen Sie mit Ihren freien Tagen, Joseph? Schlafen?«

»O nein!« erwiderte Joseph. »Schlafen?« Es sah aus, als fühlte er sich durch diese Frage beleidigt. Würdevoll erklärte er: »Ich habe viele Bücher zu studieren, die mir Mfumo Sammat geliehen hat. Betriebswirtschaft, alles über Steuern, Banken und Diskontsätze.«

»Beeindruckend!« staunte Dr. Merrick. »Nicht gerade meine Vorstellung von einem freien Tag - genießen Sie ihn, wenn Sie können.«

»Ja, danke.« Joseph verließ sie.

Dr. Merrick blickte Mrs. Pollifax an. »Die Ankunft Ihres Mannes regt sie nicht gerade zu Freudensprüngen an.«

Sie sagte düster: »Er hängt sehr an Kadi.«

»Ich verstehe.«

In diesem Moment vernahm sie das Schlagen der Trommeln, der sprechenden Trommeln. Die paar Gäste in der Cafeteria verstummten und lauschten dem fernen pulsierenden Pochen, das sich den Sinnen so sehr einprägte.

Mrs. Pollifax stellte sich vor, wie der Wind ihren Widerhall südwärts trug, wo ein anderer Trommler ihn westwärts senden würde, bis schließlich ganz Ubangiba wußte daß der Killer in der Löwenmaske gefunden war und daß er die Gerüchte über Zauberei in die Welt gesetzt hatte. Dr. Merrick, der ihr Gesicht musterte, riet: »Sie müssen sich ausschlafen, Mrs. Pollifax! Möchten Sie noch einmal eine Schlaftablette?«

Sie lächelte ihn an. »Danke für Ihre Fürsorge, aber ich möchte keine mehr nehmen.« Sie wußte, was sie jetzt wirklich brauchte: Zeit, um nachzudenken und dieses Gewirr von Widersprüchlichkeiten systematisch zu ordnen. Sie entschuldigte sich und begab sich in ihr Zimmer, wo sie sich aufs Bett legte. Sie lauschte den fernen Trommeln und überlegte, was sie Scharma fragen sollte. Morgen früh würde sie ihr Fahrrad hierlassen und zu Fuß zu Moses' Werkstatt gehen. Hoffentlich traf sie Scharma dort vor, wenn er seinen geflickten Schlauch abholte, oder besser noch, sie begegnete ihm schon auf dem Weg dorthin, denn das würde ihr eine Menge Zeit ersparen.

Erleichtert stellte Mrs. Pollifax am nächsten Morgen fest, daß ihr Appetit wiedergekehrt war. Sie gönnte sich in der fast leeren Cafeteria ein herzhaftes Frühstück - Porridge und Eier - und marschierte um acht Uhr dreißig los, in der Hoffnung, Scharma bereits auf dem Boulevard abfangen zu können. Es war erfreulich kühl; die Straßen und Plätze schienen von neuem Leben zu pulsieren, als wäre der Verhaftung von Dickson Simba eine ungeheuere Erleichterung gefolgt, weil das schreckliche Morden nun zu Ende war, der Schuldige hinter Gittern saß und sich die gemeinen Gerüchte über ihren Häuptling als infame Verleumdungen herausgestellt hatten. Violet Kamangu blieb stehen, um Mrs. Pollifax zu grüßen und sich zu erkundigen, ob man inzwischen etwas von Kadi gehört hatte; Mr. Mbuzu, der Inhaber von ANDENKEN UND MÖBEL, verbeugte sich und lächelte sie an; sogar Jim-Jim, der Schwarzmarkthändler, nickte ihr zu und sagte fröhlich: »Kein mkambo, eh?« und bedachte sie mit einem verschwörerischen Lächeln.

Das große Holztor zum Fahrradgeschäft war geschlossen. Mrs. Pollifax drückte auf die Glocke und wartete. Als sich nichts rührte, versuchte sie es noch einmal, aber niemand öffnete. Sie hämmerte ans Tor, dann läutete sie noch einmal und schließlich rief sie mehrmals »Moses«. Als sie durch eine Ritze im Holz spähte, sah sie nur den leeren, von der Hitze rissigen Hof, doch keinen Moses. Inzwischen war es neun Uhr und das Geschäft blieb offenbar geschlossen - für sie und für Scharma und für jeden anderen ebenfalls. Ärger stieg in ihr hoch. Moses hatte gesagt, er erwarte Scharma am Morgen; er hatte es gesagt! Warum war er dann jetzt nicht hier? Verwundert und frustriert drehte sie sich um, blickte durch die Fenster der Snackbar nebenan - kein Moses und ging den Boulevard entlang, um nachzusehen, ob Scharma jetzt zu Hause war, da er sich ja nicht auf dem Weg zur Fahrradwerkstatt befand. Sie bog in die

Government Road ab, schlug von dort den Weg zu seinem Haus ein und spazierte durch die Felder zu dem kleinen Waldstück.

Wegen der hohen Bäume war es hier noch nicht so heiß, die Sonne begann erst im schrägen Winkel einzudringen und vereinzelte Blätter zu vergolden. Mrs. Pollifax rief Scharmas Namen, dann Larabas, doch es erfolgte keine Antwort. Sie schritt um die beiden strohgedeckten Häuschen herum, doch nur Hühnergegacker begrüßte sie. Schließlich setzte sie sich verärgert auf die Bank neben der Haustür und wartete.

Eine graue Taube ließ sich auf einem nahen Ast nieder, flatterte jedoch bald davon. Es war sehr ruhig, nur sie fühlte sich keineswegs ruhig, sondern verlassen, was idiotisch war, aber wohin, in aller Welt, waren alle verschwunden? Sie war viel herumgelaufen, nur hatte es ihr leider nicht das geringste gebracht, und morgen würde Cyrus eintreffen. Gott sei Dank, dachte sie erfreut darüber. Da wurde ihr bewußt, daß Sonntag war und Cyrus inzwischen Paris erreicht haben mußte. Sie fragte sich, ob er Joseph für sie mitgeteilt hatte, in welchem Hotel er bis zu seinem frühen Abflug morgen absteigen würde? Plötzlich erinnerte sie sich, daß Joseph ja heute frei hatte und sie ihn nicht fragen konnte. Es mochte natürlich sein, daß er eine Nachricht für sie auf seinem Schreibtisch hinterlassen hatte; genauso gut war es allerdings möglich, daß Cyrus sie von Paris aus anrief.

Ihr wurde bewußt, daß sie sich auf diese Weise wieder verfehlen würden. Sie entschied sich, nicht länger zu warten, sondern in den Palast zurückzukehren. Wenn er sich aus Paris meldet, nahm sie sich vor, werde ich ihm erzählen, was mit Kadi ist.

Bei ihrem ersten Besuch hier war ihr ein Besucher aufgefallen, ein junger Mann in Uniform, der Scharma dann auf einem südwärts führenden Pfad verlassen hatte, wogegen sie mit ihrem Fahrrad von der Government Road her gekommen war. Mit ein bißchen Glück würde sie diesen Pfad an der Versuchsfarm hinter dem Palast entlangbringen, das wäre eine

erfreuliche Abkürzung - das erste Erfreuliche an diesem frustrierenden Morgen: Moses' Tor. verschlossen, keine Reaktion auf ihr Läuten, und jetzt auch Scharma wieder nicht zu Hause! Sie wanderte, dankbar für den willkommenen Schatten, durch die hohen Bäume, den schmalen Pfad entlang. Die Bäume lichteten sich jedoch bald und wurden von einer Hecke aus hohen, kahlen Büschen abgelöst. Das war ärgerlich, aber noch ärgerlicher fand sie es, als der Pfad sich gabelte und sie sich entscheiden mußte, ob sie nach rechts oder links weitergehen sollte.

Sie blieb kurz stehen, dann folgte sie dem sichtlich frequentierteren Pfad nach rechts.

Sie folgte ihm noch nicht lange, als sie sich leiser, vorsichtiger Schritte hinter sich bewußt wurde. Sie hielt an und wartete auf ein freundliches »Moni!«, doch als sie stehenblieb, verstummte auch das leise schlurfende Geräusch. Das gab ihr zu denken und weckte eine leichte Besorgnis in ihr. Sie sagte sich beruhigend, daß es keinen Grund zur Angst gab: der Löwenmann war gefaßt. Aber warum hielten die Schritte inne, wenn sie stehenblieb? Und warum rief ihr dieser Mitbenutzer des Pfades nicht eine freundliche Begrüßung zu, holte sie ein und wanderte neben ihr her? Es nutzte nichts, wenn sie sich sagte, daß ihre Furcht völlig unbegründet war - ihr Herz hämmerte immer heftiger, und sie spürte, wie sich Schweißperlen auf ihrer Stirn sammelten, die sie rasch mit dem Ärmel wegwischte. Sie dachte: Ich könnte mich umdrehen und die Konfrontation mit meinem Verfolger wagen, wer immer es ist; oder ich könnte davonlaufen, ganz schnell. Aber sie wußte, daß sie weder das eine, noch das andere tun würde. Hier ging etwas Wichtiges und Verwunderliches vor, und wenn sie den Pfad verließ und sich in den hohen Büschen versteckte, könnte sie vielleicht feststellen, wer ihr da so offensichtlich nachschlich. Nachschlich! Dieses Wort jagte ihr eisige Schauer über den Rücken. Mit beiden Händen brach sie eine Lücke in

den Wall aus Büschen und Ranken und drückte sich zwischen die dicken, spröden Zweige. Stille folgte; eine schwere, drückende Stille, als wären alle Vögel im Wald verstummt, aber niemand kam den Pfad herbei, niemand. Plötzlich hörte sie Schritte, die durch das trockene Gebüsch hinter ihr krachten. Nicht auf dem Pfad, sondern hinter ihr.

Sie drehte sich um und schrie gellend. Er stand nicht viel mehr als einen Meter von ihr entfernt, die mit erschreckend scharfen Krallen bewehrten Hände zum Töten erhoben, das Gesicht verborgen hinter einer riesigen, abstoßenden Maske aus gelbbraunem Webpelz mit zwei Augenschlitzen, und einer Mähne aus heller Wolle um den Löwenkopf - aber vor allem diese mörderischen Krallen, die ihr im nächsten Augenblick die Kehle zerreißen würden.

Nicht im Gefängnis - nicht - nicht... überschlugen sich ihre Gedanken. Und dann: Schrei nicht, kämpfe! Kämpfe, verdammt, kämpfe!

Mit zusammengekniffenen Augen wartete sie und konzentrierte sich nur auf diese schrecklichen Klauen. Der Mann trat nun so nahe vor sie, daß sie seinen schweren, keuchenden Atem hinter der Maske hören konnte. Zitternd wappnete sie sich. Die Nerven zum Zerreißen gespannt, sich jedoch völlig auf ihre Verteidigung konzentrierend, schlug sie gezielt nach einer dieser beiden Klauenhände und blockierte sie, während die andere auf ihre Schulter herabfiel und sowohl dort wie auch am Hals das Fleisch aufriß. Der Schmerz war fast unerträglich, aber sie verdrängte ihn und wappnete sich aufs neue jetzt ging es um Leben oder Tod für sie oder für ihn - und trat nach seinem Knie. Er schnappte nach Luft, und in dieser halben Sekunde seines Zögerns peitschte ihre Hand mit hartem Karateschlag in seine Magengrube. Stöhnend fiel er zurück, stolperte und sackte auf den Boden, während seine linke Klaue auf seinen Magen drückte. Hinter der abscheulichen Maske war ein Würgen zu hören. Sie sah fasziniert zu, als er die Rechte

zum Mund hob und mit den Zähnen heftig an dem Handschuh mit den Krallen zog, bis die Hand frei war und unter den tiefen Falten seines dunklen Umhangs fummelte. Mrs. Pollifax stand wie angewurzelt, benommen und blutend, gelähmt vom Anblick dieser einen braunen Hand mit fünf menschlichen Fingern, die aus dem Klauenhandschuh zum Vorschein gekommen war. Sie staunte, daß er sich nach einem solchen Schlag in die Magengrube überhaupt noch bewegen konnte. Nun sah sie, daß er eine Pistole unter dem Umhang hervorholte und zittrig auf sie zielte. Tu was, befahl sie sich, aber sie stand immer noch wie gelähmt. Der Knall eines Schusses riß sie aus ihrer schrecklichen Trance. Er hallte durch den Wald und scheuchte eine Schar Vögel auf, die kreischend davonflogen. Sie spürte nichts. Aber es war kein Wunder, denn jemand anders hatte dem Löwenmann die Pistole aus der Hand geschossen. Aber wer? Zwar erleichtert, aber noch immer verwirrt und völlig erschöpft, wandte sie sich um.

»Moses?« stammelte sie.

Moses bahnte sich seinen Weg durch das Unterholz und ging auf sie zu. Er blickte flüchtig auf ihre blutige Bluse, ging jedoch weiter zu dem auf dem Boden Liegenden, der sich jetzt verzweifelt abmühte davonzukriechen. Moses blickte flüchtig über die Schulter. »Sie wissen jetzt, wer er ist, nicht wahr?« fragte er sie.

»Nein«, flüsterte sie. »Nein, wer ist er?«

»Kommen Sie«, forderte Moses sie auf. »Nehmen sie meine Pistole und richten Sie sie auf ihn. Ich muß erst noch seine Waffe finden und ihm die Maske vom Gesicht reißen.«

In ihrer Benommenheit wunderte es sie nicht sonderlich, daß es eine 9mm-Makarow war, die er ihr in die Hand drückte. Sie richtete sie auf den Maskierten und beobachtete Moses, der dessen Pistole fand und sie einsteckte. Aber als Moses sich über ihn beugte, schloß sie die Augen und hörte nur, wie er die

schreckliche Maske wegriß. Erst dann, als Moses sich bereits aufrichtete, wagte sie einen Blick auf das Gesicht des Mannes, der versucht hatte, sie zu töten. Es war Joseph! »O Gott!« hauchte sie.

Joseph wandte das schmerzverzerrte Gesicht von ihr ab. Moses zog eine Schnur aus der Tasche. »Helfen Sie mir«, forderte er Mrs. Pollifax auf.

Sie nickte, und als er Joseph ein wenig anhub, konnte sie die Schnur unter ihm hindurchziehen. Blut fiel Tropfen um Tropfen von ihrer Schulter auf Josephs Gesicht. Das erschien ihr so wahnsinnig passend, daß sie nicht wußte, ob sie lachen oder weinen sollte. Sie entschied sich, Moses stumm zuzusehen.

Sobald Joseph fest verschnürt war, erhob Moses sich und blickte von seiner riesenhaften Höhe auf Mrs. Pollifax hinab. Sein narbiges Gesicht war sehr ernst. »Sie sind verletzt, aber ich muß ihn tragen. Glauben Sie, Sie schaffen es bis zu meinem Laster?«

»Diesmal werde ich nicht in Ohnmacht fallen«, versprach sie ihm mit schiefem Lächeln. Und mit einem Blick auf die Pistole, die er ihr zum Halten gegeben hatte, fragte sie: »Möchten Sie jetzt Kadis Pistole zurück?«

Sein Lächeln erhellte das narbige dunkle Gesicht, aber er antwortete nicht. Joseph hatte das Bewußtsein verloren. Moses hob ihn vom Boden auf, als wäre er ein Kind, und warf ihn sich über die Schulter. Gemeinsam humpelten sie aus dem Wald. Sie boten einen schrecklichen, blutigen Anblick.

Es war Roy Siwale auf seinem Weg vom Regierungshaus zum Palast, der sie entdeckte: Er sah Moses von der Fahrradwerkstatt mit einem Mann über der Schulter quer über das Feld stapfen, gefolgt von einer Weißen in blutiger Bluse. Dann erkannte er, daß es Mrs. Pollifax war, die etwas hinter sich herzog, das wie der Schädel eines Raubtiers aussah. »Heya!« krächzte er.

Er stieg auf die Bremse, hielt den Wagen an, sprang hinaus

und raste über das Feld auf sie zu. Hinter ihnen, bei der Landwirtschafts-Kooperative kam ein Mann zur Tür, beobachtete sie und raste dann ebenfalls auf sie zu. Zwei junge Frauen, die soeben das Büro der Milling Company verließen, blieben überrascht stehen, dann schritten auch sie über die Straße, um zuzusehen, gefolgt von drei kleinen Jungen.

Als Moses Roy auf sie zulaufen sah, sagte er zu Mrs. Pollifax: »Sie müssen jetzt Ihre Autorität einsetzen. Sie und ich bringen Joseph in meinem Laster zur Krankenstation. Dieser junge Mann soll Inspektor Banda benachrichtigen, damit er mit den Wachen nachkommt.«

Mrs. Pollifax bedachte ihn mit einem neugierigen Blick. »Warum wollen Sie diesen Befehl nicht selbst erteilen?«

Er blickte auf sie hinab und erwiderte mit schwachem Lächeln: »Wer würde auf Moses, den Fahrradmann, hören?«

»Hah!« entgegnete Mrs. Pollifax nur, und als Roy Siwale sie erreichte, sagte sie bestimmt: »Wir bringen diesen Mann in Moses' Wagen zur Krankenstation. Fahren Sie zu Inspektor Banda und sagen Sie ihm, er soll sofort mit einigen seiner Männer nachkommen. Das hier ist der Löwenmann!«

Roy starrte auf die Maske und dann auf den Mann, den Moses trug, und rief bestürzt: »Aber das ja Mr. Joseph Kamwi!«

So nachdrücklich wie möglich befahl Mrs. Pollifax: »Wir bringen ihn zur Krankenstation. Wir brauchen Hilfe, wir brauchen die Polizei!«

»Aber - ich nicht verstehen, das sein Mfumo Sammats Assistent!«

»Ja, und er versuchte, mich umzubringen!«

Nun schaltete sich Moses doch noch ein. »Mrs. Pollifax ist verletzt, und Sie stehen da und gaffen! Schnell, schnell! Helfen Sie uns.« Er zog ein Schlüsselbund aus seiner Tasche und warf es Roy zu. »Mein Lastwagen steht beim Regierungshaus.

Bringen Sie ihn hierher!«

Völlig verstört eilte Roy davon. Seufzend hob Moses den verschnürten Joseph, der die Augen nun offen hatte, von der Schulter. Mrs. Pollifax setzte sich lieber nicht, denn sie war nicht sicher, ob sie dann wieder aufstehen könnte. Außerdem gab es noch eine Menge zu tun, ehe sie es sich leisten konnte, ein wenig auszuruhen. Sie hoffte, daß sie noch genügend Energiereserven besaß, um alles durchzustehen. Jedenfalls hatte eine unendliche Dankbarkeit, noch am Leben zu sein, ihre Benommenheit verdrängt. Sie achtete jedoch darauf, Joseph nicht in die vor Wut funkelnden Augen zu blicken.

Roy machte seine Sache gut. Joseph wurde auf die Ladefläche des Lasters gehoben, und Mrs. Pollifax saß, mit der Pistole auf ihn gerichtet, neben ihm, während Moses zum Palast fuhr. Nachdem er den arg ramponierten Laster am Eingang geparkt hatte, gab ihm Mrs. Pollifax die Pistole zurück und schritt durch die Glastür, um Hilfe zu holen. Sie durchquerte die Marmorhalle, und als sie die Tür zur Krankenstation erreichte, blieb sie stehen und hielt nach einem Arzt Ausschau. Rakia entdeckte sie, stieß bei ihrem Anblick einen Schreckensschrei aus und rief: »Dr. Kasonde! Dr. Merrick!«

»Mrs. Pollifax!« keuchte Dr. Merrick und rannte zwischen den Bettreihen hastig auf sie zu. Sie lehnte sich stützend an den Türrahmen und sagte rasch: »Draußen im Lastwagen! Bitte beeilen Sie sich, er hat versucht, mich zu töten.. Moses hat ihn... Es ist Joseph.« Sie hob die Löwenmaske hoch, die sie hinter sich hergezogen hatte, hielt sie Merrick entgegen und sackte gegen die Tür.

Dr. Merrick ließ die Maske fallen, fing Mrs. Pollifax auf und vertraute sie Dr. Kasonde an. »Versorgen Sie sie«, bat er, und rannte los, um zu sehen, wovon sie gesprochen hatte.

Mrs. Pollifax, die wieder zu sich kam, rief ihm nach: »Lassen Sie Moses nicht weg, ich brauche ihn!« Dann wandte sie sich an

Dr. Kasonde: »Ich kann nicht bleiben, es gibt noch einiges zu tun. Stillen Sie bitte bloß die Blutung und legen Sie mir einen Verband an.«

Sie wurde zu einem Bett gebracht - es fühlte sich herrlich an, aber sie hatte nicht die Absicht zu bleiben und weigerte sich, sich hinzulegen.

»Aber Sie brauchen Ruhe!« erklärte ihr Dr. Kasonde. »Später«, versprach sie, während er ihre Bluse aufschnitt, um die Wunde zu untersuchen und zu säubern. Entsetzt stellte er fest: »Klauenspuren? Woher...? Wer...?«

»Jemand muß Sammat Bescheid geben - es ist Joseph!«

»Habe ich Sie recht verstanden? Sagten Sie Joseph hat versucht sie zu töten?«

»Er ist der Löwenmann, nicht Dickson Simba«, sagte sie nur.

Dr. Kasondes Reaktion war heftig und sehr amerikanisch. »Großer Gott«, entfuhr es ihm, dann rief er Rakia zu: »Tetanus, Antibiotika, Antiseptikum, Verband und - was ist das?« fragte er, während er behutsam eine Halskette mit blutigen Muscheln und Federn aus der Wunde zupfte. Er blickte Mrs. Pollifax erstaunt an und sagte: »Sie hatten Schutz! Wo haben Sie das her?«

Sie hatte die Halskette fast vergessen. »Von Scharma.« Leise fügte sie hinzu, während Dr. Kasonde sie behandelte: »Als ich ihm sagte, es wäre mir lieber, wenn Kadi sie trägt, wehrte er ab - ist das nicht seltsam? - und sagte, daß vor allem ich einen Talisman brauchte, der mich schützt.«

»Ein sehr weiser Mann.« Dr. Kasonde nickte, und sie zuckte zusammen, als er ihr eine Spritze in den Arm stach. »Ein guter mlauli, ein Prophet. Vielleicht ziehen Sie vor...« Er blickte auf, als Moses und Dr. Merrick Joseph an ihrem Bett vorbei den Mittelgang entlangtrugen. »Ich habe Sie also nicht falsch verstanden, Mrs. Pollifax, es ist wahrhaftig Joseph Kamwi. Und ich dachte, mich könne nichts mehr überraschen!«

»Schon gut, sind Sie jetzt fertig?« fragte sie ihn, als er den letzten Verband verknotete. Da sah sie Moses auf sich zukommen und sagte zu Dr. Kasonde: »Inspektor Banda wird gleich hier sein, sagen Sie ihm, und Sammat bitte ebenfalls, daß ich mit Moses - er hat einen Lastwagen - zu seiner Fahrradreparaturwerkstatt fahre und dort zu finden sein werde.«

Dr. Kasonde bedachte den riesenhaften narbigen Moses mit einem erstaunten Blick und sagte nur: »Ja, natürlich.«

Moses ließ den Laster draußen auf der Straße stehen, faßte Mrs. Pollifax am unverletzten Arm und sperrte das Vorhängeschloß am Hoftor auf. Dann traten sie auf den von der Mittagssonne brütendheißen Hof. »Stützen Sie sich auf mich«, bot er ihr gutmütig an. »Ganz fest!« Langsam gingen sie vorbei an der durch das Stoffdach beschatteten Werkstatt zur Tür des kleinen Hauses, die er ebenfalls aufschloß, ehe er laut rief: »Ich bin es, Moses.« Mrs. Pollifax betrat ein Zimmer, in dessen Dämmrigkeit sie nach der grellen Tropensonne kaum etwas zu erkennen vermochte. Erst nachdem sich ihre Augen einigermaßen angepaßt hatten, sah sie an der hinteren Wand ein kleines Fenster, in der Mitte einen Stuhl, einen Tisch, noch einen Stuhl und an der Seitenwand eine abgewetzte Couch.

Eine Gestalt, die dort lesend saß, sprang auf und rief: »Emmyreed! Oh, dem Himmel sei Dank, wir hatten solche Angst um dich!« Kadi rannte auf sie zu, blieb jedoch abrupt stehen, als sie die blutige Bluse und den Verband um Hals und Schulter sah, und blickte Moses fragend an.

Er nickte. »Ich bin Joseph gefolgt und Joseph folgte ihr und fand sie. Aber sie ist eine ausgezeichnete Kämpferin, Kadi. Und sie wußte, daß du hier bist!«

Kadi brach in Tränen aus und schlang ihr die Arme um den Hals, wobei sie glücklicherweise die bandagierten Verletzungen knapp verfehlte.

Moses befreite Mrs. Pollifax vorsichtig aus der Umarmung. »Nicht so stürmisch«, rügte er Kadi. »Sie ist verletzt.« Er rückte Mrs. Pollifax einen Stuhl zurecht, und sie nahm erleichtert Platz.

Tränen flossen über Kadis Gesicht. »Aber dich im Ungewissen zu lassen, Emmyreed, wo ich doch wußte, welche Sorgen du dir machen würdest, war schrecklich!«

»Und wir haben uns tatsächlich grauenvolle Sorgen gemacht.« Mrs. Pollifax' Stimme zitterte, als sie daran dachte. »Der Gedanke kam uns gar nicht - oder mir zumindest bis gestern nicht -, daß dieser mysteriöse Philimon dich entführt oder vielmehr fortgebracht haben könnte, um dein Leben zu retten.«

Kadi lächelte durch ihre Tränen hindurch. »Ich habe für uns gekocht und seine Bücher gelesen, und er machte mir eine neue Trommel, und wir unterhielten uns über früher. Aber wie konntest du wissen, daß ich hier war?« fragte sie erstaunt. »Philimon sagte, du hättest es bereits geahnt.«

»Weil gewisse Hinweise auf einen längst toten Polizeiinspektor Tembo mich sehr zu interessieren begannen«, antwortete Mrs. Pollifax. »Weil ich mich noch einmal im Tresorraum umsah und dabei sein Paßbild in Präsident Chinjatas alter Kartei fand. Da wußte ich, daß er durchaus noch am Leben war.« Sie zwinkerte verschmitzt, als sie hinzufügte: »Und als ich Moses gestern einen Besuch abstattete, fiel mir eine grellrote Flicknaht an einer der Jeans auf, die an der Wäscheleine trockneten.«

Kadi lachte. »Oh, ich wünschte, ich dürfte dich umarmen! Als ich gestern hörte, daß Dickson Simba verhaftet worden und Joseph hingegen immer noch frei war und niemand ihn auch nur im geringsten verdächtigte, machte ich mir solche Sorgen! Wir beide hatten Angst um dich. Ich glaube, du ahnst gar nicht, in welcher Gefahr du dich befunden hast! Sag es ihr, Philimon. Du hast es gewußt!«

Moses sagte ernst: »Ich befürchtete, daß er vorhatte, Sie als Köder zu benutzen - Ihnen etwas anzutun -, um Kadi aus ihrem Versteck zu locken. Er suchte sie verzweifelt. Es muß ein ungeheurer Schock für ihn gewesen sein, als Kadi vergangene Woche nach Ubangiba zurückkehrte, da er doch gehofft hatte, sie nie wieder zu sehen. Wer weiß, was er befürchtete? Daß sie bereits hinter seine Identität gekommen war, aber noch schwieg?

Oder daß jeden Augenblick ein Wort oder eine Geste ihn verraten könnte und sie sich wieder erinnern würde? Wie Kadi es mir erzählte, konnten diese drei Mörder gar keine Ahnung haben, wieviel sie an jenem Tag gesehen hatte.«

»Das ist genau, worauf Mrs. Pollifax mich aufmerksam machte«, warf Kadi bedrückt ein. »Ich hätte Joseph jedoch nie für einen von ihnen gehalten. Wie gesagt, ich sah lediglich das Gesicht eines einzigen, und der war nicht Joseph.«

»Aber das wußte er nicht«, ergriff Moses wieder das Wort. »Sie können sich nicht vorstellen, wie es damals zugegangen ist. Hunderte wurden hingerichtet, jedoch öffentlich, auf dem Marktplatz. Dr. und Mrs. Hopkirk dagegen hat man heimlich erschossen. Die beiden wurden verehrt, es gab so gut wie niemanden, dem sie nicht irgendwann einmal auf die eine oder andere Weise geholfen hatten. Noch heute verfluchen die Leute ihre Mörder und fragen sich, wer diese Bestien waren. Hätte irgend jemand erfahren, daß Joseph zu ihnen gehört hat... Nun, Sie verstehen jetzt, weshalb er Kadi als solche Gefahr empfand!«

»Aber sich deshalb zum Löwenmann zu machen!« Mrs. Pollifax schauderte. »Er hat an seinen freien Tagen nicht Betriebswirtschaft und dergleichen studiert, wie er behauptete, sondern in Löwenmaske mit seinen grauenvollen Krallen Menschen zerfleischt! Er muß wahnsinnig geworden sein. Völlig.« Sie biß sich auf die Lippe. »Entschuldigen Sie, es fällt mir schwer zu vergessen, daß es jetzt vorbei ist, außer natürlich für Inspektor Banda.«

Moses, der zufällig aus dem Fenster sah, sagte: »Da kommt er gerade mit Mfumo Sammat, der außerordentlich erregt zu sein scheint. Wir sollten ihnen entgegengehen.«

»Aber Kadi bleibt am besten einstweilen noch hier«, bestimmte Mrs. Pollifax. »Eins nach dem anderen! Der arme Sammat war so vielen Schocks ausgesetzt, und ich vermute,

Inspektor Banda ist wütend, weil er hierher, in eine Fahrradwerkstatt, kommen mußte, um mit mir zu reden.«

Ihre Vermutung traf zu. Als sie auf den Hof hinaustraten, sagte Inspektor Banda verärgert: »Ich hätte eigentlich erwartet, daß Sie zur Polizeistation kommen, nachdem Sie die Krankenstation verließen, Mrs. Pollifax!«

Sammat blickte sich auf dem kahlen Hof um. »Oder zu mir, um mir Bescheid zu geben - um mir zu sagen...« Er schloß die Augen, um sein Leid zu verbergen, und als er sie wieder öffnete, hatte er seine Fassung zurückgewonnen. »Ich verstehe jedoch nicht, was in aller Welt Sie ausgerechnet hier machen. Man sagte mir, daß Sie die Krankenstation in großer Eile verließen. Und das, obwohl Sie verwundet sind!«

Inspektor Banda nickte. »Mein Wagen steht vor dem Tor. Wir sind gekommen, Sie zur Polizeistation zu fahren, wo Sie sich von selbst als erstes hätten sehen lassen sollen, um Ihre Aussage zu machen!«

Mrs. Pollifax lächelte ihn freundlich an. »In ein paar Minuten, Inspektor Banda, in ein paar Minuten.« Sie machte sie auf den schattigen Platz unter der Markise aufmerksam. »Dort drüben stehen Bänke und es ist nicht ganz so heiß. Ich jedenfalls muß mich setzen - immerhin bin ich verletzt«, fügte sie betont vorwurfsvoll hinzu. Sie setzte sich und zwang sie damit, auf der gegenüberliegenden Bank Platz zu nehmen, während Moses sich wie beschützend hinter sie stellte.

Inspektor Banda blickte Moses ärgerlich an und sagte barsch: »Sie können jetzt gehen!«

»O nein«, widersprach Mrs. Pollifax auch jetzt freundlich, »denn in der Geschichte, die Sie jetzt hören werden, ist Moses eigentlich die Hauptperson - Sie beharren darauf, stehenzubleiben, Moses?«

Moses wirkte amüsiert. »Yässs«, antwortete er gedehnt.

»Genug des Dialekts!« rügte sie ihn. Dann wandte sie sich an

Inspektor Banda: »Sie müssen wissen, er heißt Philimon.«

»Philimon!« rief der Inspektor entrüstet. »Das ist also der Entführer, der Miss Hopkirk verschleppt hat?«

»Wohl kaum«, entgegnete sie ruhig. »Er brachte sie außer Gefahr. Sie müssen wissen, als er in der Zeitung von dem Überfall auf Kadi las, war ihm klar, daß es nicht bei dem einen bleiben würde.« Sie konnte es sich nicht ganz verkneifen, ein Gefühl des Triumphes zu zeigen und schritt um die Bank herum, um sich neben Moses zu stellen. »Er hat sich jetzt einen anderen Namen zugelegt, aber ich würde Sie gern mit dem ehemaligen Polizeichef Inspektor Philimon Tembo bekanntmachen.«

Inspektor Banda seufzte. »Genug! Das ist lächerlich - unmöglich! Tembo ist tot, und wenn dieser Mann behauptet, Tembo zu sein, ist er ein ausgemachter Schwindler!« Sammat runzelte die Stirn und sagte bedächtig: »Mein Vater kannte Inspektor Tembo, ich jedoch weiß nur, daß er sehr, sehr groß war. Daran erinnere ich mich. Aber ich kenne diesen Mann nicht.«

Mrs. Pollifax lächelte nachsichtig. »Dann ist Kadi dafür bestimmt die beste Zeugin.« Sie hob die Stimme und rief: »Kadi? Komm doch jetzt heraus!« Dann wandte sie sich an Sammat: »Seien Sie nett zu ihr. Sie hat ein furchtbar schlechtes Gewissen, weil sie uns solche Sorgen gemacht hat.«

»Sie ist hier?« krächzte Sammat.

»Sie war die ganze Zeit hier und dank Moses - oder vielmehr Polizeiinspektor Tembo - völlig sicher!«

Die Tür von Moses' Haus öffnete sich. Eine sichtlich verlegene Kadi trat in den Sonnenschein heraus und sagte schüchtern: »Hallo, Sammat. Es tut mir schrecklich leid, aber du mußt verstehen, es war wichtig.« Sie ging zu Moses, griff nach seiner Hand und hielt sich daran fest. »Ich habe gehört, was Sie sagten, Inspektor Banda. Vielleicht erinnert sich von ihnen keiner an Philimon, ich aber schon. Er besuchte uns oft, und

einmal hat er eine Trommel für mich angefertigt, an der ich sehr hing. Jetzt, während ich hier war, hat er mir wieder eine gemacht. Wir nannten ihn Philimon, und er war ein Freund.« Heftig wandte sie sich an Banda: »Wagen Sie es nicht, ihn einen Schwindler zu nennen!«

Moses blickte voll Zuneigung auf sie hinunter.

»Na gut«, murmelte Inspektor Banda widerstrebend, dann fragte er Moses: »Woher wußten Sie, daß sie sich in Gefahr befand?«

Moses deutete auf Mrs. Pollifax. »Sie erinnerte mich daran, daß Kadi in Gefahr sein könnte. Sie hatte mir erzählt, weshalb sie es als ihre Pflicht ansah, Kadi nach Ubangiba zu begleiten. Ich mußte mich in die Vergangenheit zurückversetzen, mich erinnern... Wie ich hörte, hatten drei Männer, drei von Simokos ›Hexenfängern‹, die Hopkirks erschossen, doch die Tochter hatte gleich danach außer Landes geschmuggelt werden können. Ich war sehr traurig, als ich davon erfuhr. Plötzlich berichtete die Free Press vergangene Woche, daß Kadi im Palastgarten überfallen worden sei. Da wußte ich es!« Sein Gesichtsausdruck wurde sanftmütig, als er Inspektor Banda ansah und nachdrücklich feststellte: »Dr. Hopkirk war ein herzensguter Mensch. Er unterrichtete meine Söhne. Wir waren Freunde, bis - aber das ist eine andere Geschichte.«

Banda bat: »Reden Sie weiter - Inspektor.«

»Als ich in der Zeitung las, auf welche Weise sie verletzt worden war, wurde mir klar, daß Mrs. Pollifax guten Grund hatte, sich um Kadi Sorgen zu machen. Einer der Killer lebte noch und sah sich durch Kadi in Gefahr. Er würde noch einmal versuchen, sie zu töten. Ich mußte unbedingt die Namen dieser drei Männer der Seketera finden, die die Hopkirks ermordeten, mußte herausfinden, wer sie waren und ob sie noch lebten.«

Banda fragte scharf: »Heißt das, daß sie die Namen tatsächlich fanden?«

Moses nickte. Er zog ein zusammengefaltetes Blatt Papier aus seiner Tasche und reichte es Inspektor Banda. »Wie Sie sehen können«, sagte er, »sind die Namen Mbuza Msonthi, Johnston Milingo - und Joseph Kamwi!«

Inspektor Banda starrte ungläubig auf den Bogen. »Das ist Regierungspapier! Sie können es nur - ist es möglich?« Er drehte sich Sammat zu. »Erinnern Sie sich, daß ich sagte, ich habe nur von einem einzigen Mann gehört, der Schlösser öffnen kann, ohne eine Spur zu hinterlassen, nämlich Philimon Tembo? - Dann waren also Sie es«, sagte er zu Moses, »der sich Eingang in den Tresorraum verschafft hat...«

Mrs. Pollifax erinnerte sich nun wieder und krächzte: »Deshalb also Josephs ungewohnte Erregung. Nicht, weil er der getreue Assistent und Beschützer seines Chefs war, sondern weil er ungeheure Angst hatte, als Seketera entlarvt zu werden. Erinnern Sie sich, Sammat, wie er darauf erpicht war, den Schuldigen sofort zu finden und...«

»Und an ihm das ›Gottesurteil durch Gift‹ zu vollstrecken«, beendete Sammat grimmig den Satz. »Ja, er war so aufgebracht, wie ich ihn noch nie zuvor gesehen hatte.«

»Woher wußten Sie eigentlich von dem Tresorraum?« fragte Mrs. Pollifax Moses. »Sie erzählten mir, daß man Sie zu Chinjatas Zeiten verhaftet hat und Sie zum Zeitpunkt der Ermordung von Mrs. und Dr. Hopkirk im Gefängnis waren. Wie konnten Sie da von den Akten wissen und wo sie jetzt aufbewahrt wurden?«

Moses sagte trocken: »Sie dürfen sich glücklich schätzen, nie ins Gefängnis gesperrt worden zu sein. Da gibt es entweder Einzelhaft oder zehn Mann in eine Zelle von zwei Meter Länge und zwei Meter Breite gepfercht. Und was können die Männer da anderes tun, als zu reden? Ja, reden war das einzige, was uns geblieben war und uns von einem Tag zum anderen am Leben hielt. Und so erfuhr ich, daß Chinjatas Akten in Simokos neuen

Palast geschafft worden waren. Eine kurze Zeit, bevor sie ihn aufhängten, befand sich ein junger Mann in meiner Zelle, der am Bau des Tresorraums für Präsident Simoko mitgearbeitet hatte. Armer Teufel, sie konnten ihn nicht am Leben lassen, weil er zu viel wußte: wo sich der Tresorraum befand, wie stark die Wände waren, die Gittertür, welche Schlösser... Die Einzelheiten prägten sich mir ein.«

»Und wie haben Sie überlebt?« erkundigte sich Inspektor Banda.

Moses zuckte die Schultern. »Durch Zufall.«

»Nichts geschieht durch Zufall«, sagte Mrs. Pollifax humorvoll und erntete ein paar verdutzte Blicke. Nur Kadi verstand offenbar.

»Wie?« bohrte Inspektor Banda nach. »Tembo wurde getötet, und doch stehen Sie hier vor uns, wenngleich jeder Sie für tot hielt.«

Moses lächelte traurig. »Ich empfand es damals nicht als glücklichen Umstand.« Seine Finger strichen unwillkürlich über die schreckliche Narbe in seinem Gesicht. »Philimon Tembos Nummer als Gefangener war 186432, und Philimon Tembo wurde an seinem zweiten Tag im Gefängnis hingerichtet.«

Er spricht von sich wie von einer anderen Person, dachte Mrs. Pollifax.

»Ein Mann namens Moses Chona war Nummer 186452... Armer Teufel! Ich erfuhr später, daß er nie bei der Polizei gewesen war und man ihn bei den Aufständen nur aufs Geratewohl verhaftet hatte... Ich wußte es nicht, niemand wußte es, aber plötzlich war ich Moses Chona. Nur eine einzige Zahl anders und ich blieb am Leben. Und niemand merkte es.«

Eine Zeitlang waren sie ganz still und dachten nur über diesen Zufall nach, bis Mrs. Pollifax plötzlich stirnrunzelnd sagte: »Aber was ich nicht verstehe, ist Joseph.. Wissen Sie, er rettete im vergangenen April unser Leben.« Nachdenklich fuhr sie fort:

»Mr. Leclerc hatte eine Pistole auf uns gerichtet und gesagt, daß keiner von uns den Raum lebend verlassen würde. Da sprang ihn Joseph an und warf ihn zu Boden. Das rettete uns das Leben!«

Inspektor Banda blickte Sammat an. »Joseph war zu der Zeit nur Lakai im Palast, richtig?«^{*} Und Simoko war ein strenger Herr. Könnte es nicht sein, daß Joseph dachte, Mfumo Sammat könnte sich als nützlicher für seine Zukunft erweisen?«

»Simoko war damals schon tot - man hatte ihn ein paar Tage zuvor ermordet. Aber was mich betraf, hatte Joseph recht«, sagte Sammat bitter. »Ich war so blind! Bin ich das immer noch? Was wollte er?« Er schüttelte nachdenklich den Kopf.

Inspektor Banda sagte trocken: »Vielleicht schockierte ihn Ihre Sparsamkeit. Möglicherweise auch Ihre Integrität. Sie ließen keine Bestechungen zu, keine Korruption, keinen Nepotismus.«

»Er wollte seinen Cousin in der Regierung unterbringen«, murmelte Mrs. Pollifax.

»In Luxus in einem Palast zu leben - wenn auch nur als Diener -, könnte ihm zu Kopf gestiegen sein. Und dann machten Sie aus diesem Palast ein Krankenhaus. Ein Schock für ihn! Wenn es ihm gelänge, Sie zu diffamieren, erhoffte er sich, träumte er vielleicht davon...«

»Wovon?« fragte Sammat.

»Ein weiterer Diktator zu werden. Reich. Sehr reich. Und mächtig.«

Kadi sagte düster: »O Gott, neue Todestrupps, und bereits fünf Tote!«

Stirnrunzelnd warf Mrs. Pollifax ein: »Nichts davon erklärt, weshalb er die schrecklichen Morde plötzlich Dickson Simba angehängt hat. Hat er es mit einem Mal mit der Angst zu tun bekommen? Moses, weshalb schütteln Sie den Kopf?«

^{*} Dorothy Gilman, Jagd auf Mrs. Pollifax, Knauer Tb

Moses antwortete rauh: »Joseph Angst? Nie! Haben Sie es denn nicht durchschaut? Die Maske und die Klauen in Dicksons Zimmer zu schmuggeln, war ein kalkuliertes Risiko, ein Trick.«

»Ein Trick?« fragte Sammat.

»Es gab ihm Zeit.« Moses hob drei Finger. »In etwa drei Tagen hätte sich wahrscheinlich Simbas Unschuld herausgestellt, doch diese drei Tage beabsichtigte Joseph zu nutzen. Was konnte es für eine bessere Möglichkeit geben, Kadi zu veranlassen, aus ihrem Versteck zurückzukehren, als eine seiner Löwenmasken in Simbas Zimmer zu schaffen? Alle sind wieder beruhigt... Dickson wird als der Löwenmann entlarvt. Mrs. Pollifax ist ebenfalls beruhigt, ja wird vielleicht sogar unvorsichtig - denn er hat natürlich angenommen, daß sie wußte, wo Kadi sich aufhält -, und führt ihn zu ihr. Wenn nicht...« Er zögerte.

Da fragte Inspektor Banda: »Und wenn nicht?«

Moses seufzte. »Sobald Kadi in Sicherheit war, folgte ich ihm jeden Abend. Vorgestern beobachtete ich ihn dabei, wie er eine Grube - ein Grab, nahm ich an - im Wald ausschaufelte.«

Bestürzt fragte Mrs. Pollifax: »Ein Grab für wen? Kadi?«

Er schüttelte den Kopf. »Für Sie, vermute ich. Offenbar beabsichtigte er einen Mord, der geheim bleiben sollte. Wenn Sie ihn nicht zu Kadi führten - und für ihn sah es schließlich ganz so aus, als wüßten Sie nicht, wo sie war -, sah er seine einzige Hoffnung, sie aus ihrem Versteck zu locken, darin, Sie geheimnisvoll verschwinden und nie gefunden werden zu lassen. Und sobald er mit Kadi fertig war und man Sammat die Schuld daran gegeben hatte, hätte Sammat von Glück reden können, wenn es ihm noch gelungen wäre, aus dem Land zu kommen, bevor er einem Anschlag zum Opfer gefallen wäre. Und sein Verleumder, Joseph, wäre zum Retter von Ubangiba geworden.«

Schweigen setzte ein, bis sich Inspektor Banda schließlich

vorwurfsvoll an Moses wandte: »Warum - als Sie es ahnten, und später, als Sie es wußten - sind Sie nicht zu mir gekommen, um mich einzuweihen? Als ehemaliger Polizeiinspektor...«

Moses unterbrach ihn und sagte sanft: »Welche Beweise hätte ich Ihnen denn liefern können? Ich hatte zunächst keine Ahnung, daß er der Löwenmann war. Hätte ich beweisen können, daß er Kadi im Palastgarten zu töten versucht hatte? Hätten Sie das gekonnt? Und wer hätte auf Moses, den Fahrradmann, gehört?«

»Sie hätten mir sagen können, wer Sie sind!«

»Waren.« Moses lächelte schwach. »Philimon Tembo starb im Gefängnis, Inspektor Banda. Ich lasse ihn nur kurz unter uns fünfen wiederauferstehen. Ich bin alt, ich bin müde. Ich ziehe es vor, Moses zu bleiben. Doch um die Tochter meines teuren Freundes Dr. Hopkirk zu retten, betätigte ich mich noch einmal als Detektiv. Aber das gelang mir nur, weil niemand wußte, wer ich einmal war.«

»So unbeholfen ich auch gewesen bin«, sagte Inspektor Banda jetzt trocken, »brauche ich also nicht um meine Stellung zu fürchten.«

Moses lächelte breit. »Was mich angeht, bestimmt nicht. Man wird Ihnen den ganzen Erfolg zuschreiben. Und ich war nie hinter dem Löwenmann her«, erinnerte er ihn. »Nur hinter dem Mörder meiner Freunde, der Hopkirks, der jetzt auch noch ihre Tochter umbringen wollte.« Fast verlegen fugte er hinzu: »Festzustellen, daß es sich bei diesem Kerl auch um den Löwenmann handelte, war reiner Zufall, das dürfen Sie mir glauben.«

»Noch ein Zufall?« Mrs. Pollifax zwinkerte verschmitzt.

Bandas Gesicht entspannte sich flüchtig. »Und was waren die magischen Worte, mit denen Sie Miss Hopkirk überzeugten, Sie zu begleiten?«

»Ich sagte ihr, ich wüßte, wer sie überfallen hat - Joseph

nämlich, und daß er noch einmal versuchen würde, sie zu töten, aber daß niemand mir das glauben würde. Ich konnte nur sagen: ›Vertrau mir‹, ich wolle sie eine Zeitlang verstecken, um sie außer Gefahr zu bringen.«

»Und ich habe ihm vertraut!« warf Kadi ein und schenkte ihm ein strahlendes Lächeln.

Mrs. Pollifax rügte scherzhaft: »Aber Sie hätten ihre Jeans nicht an die Wäscheleine auf Ihrem Hof hängen sollen. Der Reiß, den Kadi mit der von Rakia geborgten roten Wolle zusammengezogen hat, verriet Sie. Ich hatte Ihr Paßfoto zwar bereits in Chinjatas Akte entdeckt, aber ehe ich diese Bluejeans sah - Sie waren gerade dabei, Miss Verstoefel ein Rad zu verkaufen, erinnern Sie sich? -, war ich nicht sicher, konnte ich nicht sicher sein, daß Kadi von sich aus bei Ihnen blieb.«

»Und daß ich nicht der Löwenmann war«, warf Moses ernst ein.

»Stimmt, das ebenfalls«, gab sie zu.

»Und ich wußte auch nicht, wer es war - bis heute. Nur, daß Joseph gefährlich war und er seit Kadis Verschwinden hinter ihnen her war.«

Mrs. Pollifax schauderte. »Ich spürte sogar, daß ich beobachtet wurde.«

Moses nickte. »Während Kadi auf der Krankenstation lag, behielt ich Sie im Auge, so gut es sich machen ließ. Wie ich schon erwähnte, befürchtete ich, daß Sie in Gefahr sein könnten, weil Sie für Mr. Kamwi nützlich waren.«

Sie erinnerte sich, daß Scharma gesagt hatte: ›Es gibt solche Beobachter - und es gibt andere Beobachter. ›Waren Sie es, der mich beobachtete, als ich Scharma das erste Mal besuchte?‹ fragte sie. Als Moses nickte, sagte sie: »Und Sie folgten mir auch noch, nachdem Sie Kadi in Ihrem Haus versteckt hatten?«

Er schüttelte den Kopf. »O nein, sobald sie in Sicherheit war,

folgte und beobachtete ich Joseph an seinen freien Tagen und jeden Abend, wie vor zwei Tagen, als er das Grab ausschaufelte...«

»... und heute.«

»Ja.« Zu Sammat sagte er: »Sie ist eine großartige Kämpferin, diese Dame. Sie schlug ihn zu Boden - puh!«

»Aber Moses hat mich gerettet«, warf Mrs. Pollifax nun wieder ein und berührte seine Hand. »Sobald Joseph eine Pistole gezogen hatte, war ich so benommen, so erschöpft, daß ich außerstande war, mich weiter gegen ihn zur Wehr zu setzen.«

Moses sagte fest: »Er war ebenfalls benommen und erschöpft. Ich glaube nicht, daß er etwas anderes hätte treffen können als einen Baum oder vielleicht seinen eigenen Fuß.«

Mrs. Pollifax lachte. »Galanter Moses!«

Kadi fragte stirnrunzelnd: »Was ist mit den beiden anderen Männern, die mit Joseph auf meine Eltern angesetzt waren?«

»Ich habe mich kundig gemacht. Sie sind beide tot«, versicherte ihr Moses. »Sie starben unter sehr merkwürdigen Umständen. Ich könnte mir vorstellen, daß Joseph sie zum Schweigen gebracht hat, genau wie er es mit dir vorhatte, Kadi.«

Sammat seufzte tief und stand auf. »Es waren schreckliche drei Wochen, aber nun, da alles ausgestanden ist, denke ich, daß Dickson Simba genug durchgemacht hat. Inspektor Banda, wir müssen ihn gleich entlassen.«

Der Inspektor nickte. »Ja, natürlich. Gehen wir. Aber wir sollten Mrs. Pollifax mitnehmen.« Er musterte sie eingehend und voller Mitgefühl. »Dr. Kasonde sagte, daß er ihr ein Spritze gegen die Schmerzen gegeben hat, aber offenbar hört die Wirkung bereits auf. Ich glaube, sie hat Schmerzen.«

»Ein bißchen«, gab sie zu. »Gut, ich komme mit.«

»Dickson wird natürlich weinen«, sagte Sammat düster. »Er wird sich an meiner Schulter ausweinen, genau wie er es getan

hat, als ich ihn im Gefängnis besuchte. Das ist nicht sehr erfreulich.«

»Vielleicht haben die Ereignisse ihn ein wenig umgänglicher und bescheidener gemacht«, meinte Mrs. Pollifax, »und er wird Ihnen nun eine größere Hilfe sein.«

Inspektor Banda ging zu Moses hinüber und sagte ernst: »Wir werden uns wiedersehen, Inspektor. Ich glaube, Sie haben mich von meinem hohen Roß geholt. Ich weiß jetzt, daß ich noch sehr viel von Ihnen lernen kann. Wenn Sie gestatten, daß ich mich ratsuchend an Sie wenden darf, bitte.«

»Ich werde hier sein«, versicherte ihm Moses mit einem Lächeln.

Die Stadt Languka feierte die ganze Nacht hindurch. Außer dem allgegenwärtigen Getrommel gab es auf dem Boulevard Musik, nach der auf der Straße getanzt wurde. Dr. Merrick, der vom Balkon des Palasts aus zusah, meinte: »Wäre ich Psychiater, würde ich sagen, daß dieses Land sich seit zehn Monaten von einem nervösen Zusammenbruch erholt, wobei durch diese teuflischen Morde ein plötzlicher Rückfall eintrat. Ich würde das heutige Fest ein Reinigungsritual nennen.«

Kadi grinste. »Sie hören sich an wie Scharma.«

»Er ist der Psychiater«, entgegnete Dr. Merrick. »Besorgnis? Zu großer Streß? Angst? Er hört jedem Ratsuchenden aufmerksam zu, dann schneidet er am Bauch ein klein wenig die Haut auf, um die bösen Geister herauszulassen, und manchmal - wie hier - wird getanzt, getrommelt, gebrüllt. Das ist Katharsis, und es ist erstaunlich, wie oft das hilft. Ich könnte lediglich Beruhigungsmittel geben.«

Sie wurden von Tony Dahl unterbrochen, der Kadi zurief, noch ehe er sie erreicht hatte: »Ich habe dich überall gesucht!« Er schwenkte ein Telegramm. »Kam eben von Dr. Gibbons - eine sehr gute Nachricht!«

Kadi riß ihm das Telegramm aus der Hand, las es und pflichtete ihm begeistert bei. »Wir müssen es gleich Sammy zeigen! Wenn ihm das nicht neuen Auftrieb gibt! Komm, suchen wir ihn!«

Dr. Gibbons würde mit dem morgigen Flug wiederkommen - das war derselbe, den auch Cyrus nahm. Es hatte sich herausgestellt, daß zwei der Artefakte, die Tony ausgegraben hatte, aus dem vierzehnten Jahrhundert stammten. Die übrigen Bruchstücke und Objekte würden noch gesäubert und ihr Alter würde festgestellt werden, aber es bestehe kein Zweifel, daß Ubangiba eine vielversprechende archäologische Fundstätte

hätte, aus der sich bestimmt noch viel ans Tageslicht befördern lassen würde.

»Ich glaube«, sagte Sammat bedächtig, nachdem er das Telegramm gelesen hatte, »daß ich mich jetzt dafür interessieren kann, ja vielleicht sogar begeistern.«

Mrs. Pollifax meinte trocken: »Und Dr. Gibbons bekommt seinen Trenchcoat wieder, den er hier vergessen hat.«

»Und zweifellos wird er auch diesmal wieder etwas vergessen«, ergänzte Tony grinsend.

Sammat, der zehn Jahre jünger aussah und wieder sein altes Selbst war, ging sofort auf Kadis spitzbübischen Vorschlag ein, Cyrus und Dr. Gibbons mit einer Kapelle zu begrüßen. »Vielleicht die Piccadilly Popcorn Rock Band?« schlug er grinsend vor. »Sicher, warum nicht?«

Und so kam es, daß das Begrüßungskomitee auf dem Rollfeld für den 11-Uhr-Flug größer als üblich war. Dr. Kasonde war da, um sich um zwei Patienten zu kümmern, wie er sagte. Dann Richter Mutale, der sich darauf freute, einen amerikanischen Richterkollegen kennenzulernen.

Außerdem natürlich Mrs. Pollifax und Kadi, Tony Dahl und Sammat, und im Hintergrund Moses, der bestimmt bald unauffällig verschwinden würde, wie Mrs. Pollifax vermutete, so scheu wie er immer noch war und darauf bedacht, nicht gesehen zu werden. Aber sie wußte ja, wo er zu finden war, und auch, daß er Cyrus mögen würde. Und selbstverständlich war da die Piccadilly Popcorn Rock Band, sechs junge Männer in roten Blazern, weißen Hemden und schwarzen Hosen. Es versprach eine sehr laute Musik zu werden, da sie Verstärker für ihr Saxophone, Gitarren und eine reiche Auswahl an Trommeln in allen Größen in Position brachten.

Das Flugzeug begann seinen Anflug, setzte auf und kam zum Halten. Die Stufen wurden herangeschoben, die Flugzeugtür ging auf und eine Stewardess erschien, gefolgt von Dr. Gibbons,

dann Cyrus, der einen Stock über einen Arm gehängt hatte und der Stewardess abwinkte, die ihm beim Aussteigen helfen wollte.

»Dort ist Cyrus!« rief Kadi begeistert.

»Ist der groß!« hauchte Sammat fast ehrfürchtig. »Größer als ich. Fast so groß wie Moses.« Auf halbem Weg nach unten blieb Cyrus auf einer Stufe stehen und betrachtete die Gesichter der auf dem Rollfeld wartenden. Da sah er auch, daß Kadis linker Arm immer noch verbunden war, und gleich darauf den Verband um den Hals seiner Frau und ihren Arm in einer knallroten Schlinge.

Sein Kommentar war so prägnant, wie nur Cyrus es fertigbrachte, und laut genug, daß jeder hier ihn hörte. Er sagte nur: »Großer Gott!«

Was immer er sonst noch äußerte, wurde übertönt, als die Piccadilly Popcorn Band eine flotte Interpretation von »When the Saints Go Marching In« aufspielten. Eine Flut von Gefühlen wallte in Mrs. Pollifax auf. Gewiß, fünf Menschen waren erbarmungslos dem Traum von Reichtum und Macht eines Wahnsinnigen zum Opfer gefallen; aber dieser schreckliche Alptraum war jetzt endlich vorbei und der Schuldige saß hinter Gittern. Es würde keine weiteren schlimmen Gerüchte über Zauberei geben und auch keine scheinbar von Löwen gerissenen Opfer. Sammat war noch Mfumo, Kadi war in Sicherheit, und Ubangiba hatte sein Kohlenbergwerk und offenbar eine Ausgrabungsstätte aus dem vierzehnten Jahrhundert. Nun brauchten die Menschen hier sich nur noch Sorgen um eine schlechte Ernte zu machen. Oder daß die Quellen versiegtten. Oder daß eine Flüchtlingsinvasion aus den kriegesischen Nachbarländern die Grenze überrollte. Oder daß Heuschrecken einfielen. Oder es zu stark regnete. Oder es zu einer Dürreperiode kam. Momentan jedoch war Ubangiba in seine übliche anfechtbare Normalität zurückgekehrt. Und Cyrus war angekommen!